

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 408792

TUM UND AUSLAND
STUDIEN ZUM AUSLANDDEUTSCHTUM UND ZUR AUSLANDKULTUR
HERAUSGEGEBEN VON GEORG SCHREIBER

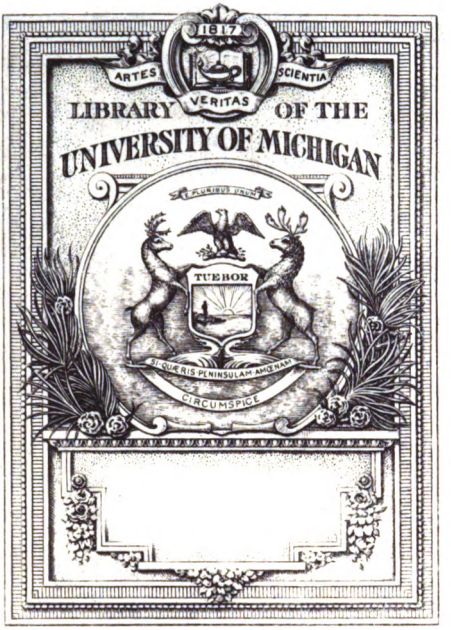
23.—24. HEFT

NEUE DEUTSCHE AUSGRABUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON
PROF. DR. GERHART RODENWALDT
PRÄSIDENT DES ARCHÄOLOGISCHEN
INSTITUTS DES DEUTSCHEN REICHES

1 9 3 0
MÜNSTER IN WESTFALEN
ASCHENDORFFSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

Digitized by Google



Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05838 5421
GN
720
.R69

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DEUTSCHTUM UND AUSLAND
STUDIEN ZUM AUSLANDDEUTSCHTUM UND ZUR AUSLANDKULTUR
HERAUSGEGEBEN VON GEORG SCHREIBER

23/24. HEFT

NEUE DEUTSCHE AUSGRABUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. GERHART RODENWALDT
PRÄSIDENT DES ARCHÄOLOGISCHEN
INSTITUTS DES DEUTSCHEN REICHES

Schriftenreihe der Forschungsstelle für Auslanddeutschtum und Auslandkunde, E. V., Münster i. W.

MÜNSTER IN WESTFALEN
ASCHENDORFFSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

Digitized by Google

NEUE DEUTSCHE AUSGRABUNGEN

UNTER MITWIRKUNG VON W. ANDRAE / G. BERSU
F. BIRKNER / A. BRUECKNER / E. BUSCHOR / F. FREMERSDORF
A. VON GERKAN / K. HÖRMANN / H. JUNKER / G. KARO / J. KEIL
A. KIEKEBUSCH / F. KUTSCH / H. LEHNER / S. LOESCHCKE
A. E. MADER / F. OELMANN / CH. RAUCH / P. REINECKE
M. SCHEDE / A. M. SCHNEIDER / C. SCHUCHHARDT / A. STIEREN
W. UNVERZAGT / J. VONDERAU / G. WELTER / TH. WIEGAND

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. GERHART RODENWALDT
PRÄSIDENT DES ARCHÄOLOGISCHEN
INSTITUTS DES DEUTSCHEN REICHES

MIT EINEM VORWORT VON
PROF. DR. GEORG SCHREIBER

MIT 3 BEILAGEN UND 27 ABBILDUNGEN IM TEXT
SOWIE 37 TAFELN ALS ANHANG

1 9 3 0

MÜNSTER IN WESTFALEN
ASCHENDORFFSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

Digitized by Google

DRUCK DER ASCHENDORFFSCHEN BUCHDRUCKEREI, MÜNSTER i. W.

Digitized by Google

Archaeol.
Harv
8-20-30
22049

Inhalt

Professor Dr. Georg Schreiber, Vorrede VII

Präsident Professor Dr. Gerhart Rodenwaldt, Einführung 1

I. Abteilung: Ausland

Dr. Armin von Gerkan, Die Ausgrabung einer antiken Stadt 15

1. Griechenland

Professor Dr. Ernst Buschor, Neuere deutsche Ausgrabungen in Griechenland 28
Professor Dr. Georg Karo, Tiryns 31
Professor Dr. Ernst Buschor, Das Heiligtum der Hera in Samos . . 34
Dr. Gabriel Welter, Aegina 38
Professor Dr. Alfred Brueckner, Die Ausgrabung im athenischen Stadtteil Kerameikos 43

2. Kleinasien

Direktor Dr. Martin Schede, Ausgrabungstätigkeit in der Türkei . . 46
Geheimrat Direktor Dr. Theodor Wiegand, Die Ausgrabungen von Pergamon 48
Direktor Dr. Martin Schede, Die deutschen Ausgrabungen in Angora und Aezani 65
Professor Dr. Josef Keil, Ephesos 68

3. Palästina

Dr. Gabriel Welter, Die deutschen Ausgrabungen in Palästina . . . 78
Dr. Gabriel Welter, Tell-Balata 80
Kaplan Dr. Alfons Maria Schneider, Der heilige Berg Garizim . . . 83
Pater Dr. Andreas Evaristus Mader, Die Grabung an der Abrahamseiche bei Hebron 85

4. Mesopotamien

Direktor Dr. Walter Andrae, Die Ausgrabungen in Mesopotamien . . 88

5. Ägypten

Direktor Professor Dr. Hermann Junker, Die österreichischen Grabungen in Ägypten 98

Digitized by Google

II. Abteilung: Inland

Geheimrat Professor Dr. Carl Schuchhardt, Ausgrabungen und Funde auf deutschem Boden 105

1. Vorgeschichte

Direktor Professor Dr. Ferdinand Birkner, Höhlenforschung . . 115
Kustos Konrad Hörmann, Vorgeschichtliche Bestattungsweisen . . 125
Direktor Dr. Gerhard Bersu, Vorgeschichtliche Siedelungen auf dem Goldberg bei Nördlingen 130
Direktor Dr. Albert Kiekebusch, Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch 144
Direktor Dr. Wilhelm Unverzagt, Neue Ausgrabungen an vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen in Nord- und Ostdeutschland . 158

2. Römische Zeit

Direktor Dr. Gerhard Bersu, Das römische Kastell in Altrip bei Ludwigshafen am Rhein 170
Direktor Dr. Hans Lehner, Die Ausgrabung von Vetera bei Xanten 177
Dr. August Stieren, Die römischen Lager bei Haltern in Westfalen . 190
Dr. Siegfried Loeschcke, Ein Tempelbezirk im römischen Trier . . 199
Dr. Franz Oelmann, Ausgrabung eines keltisch-römischen Bauernhofes bei Mayen in der Eifel 211
Dr. Fritz Fremersdorf, Der römische Gutshof von Köln 222
Professor Dr. Paul Reinecke, Cambodunum, ein römischer Marktort im heutigen Süd-Bayern 229

3. Frühgeschichte und Mittelalter

Direktor Dr. Ferdinand Kutsch, Ringwälle im Lahn- und Maingebiet als Zeugen der germanischen Einwanderung und der römisch-germanischen Kämpfe um Christi Geburt 241
Professor Dr. phil. h. c. Joseph Vonderau, Kirchengrundrisse aus dem 8. Jahrhundert, ermittelt im südlichen Querhaus der Stiftskirche zu Hersfeld 251
Geheimrat Professor Dr. Carl Schuchhardt, Sächsische, fränkische und slawische Burgen in Deutschland 258
Professor Dr. Christian Rauch, Die Pfalz Karls des Großen zu Ingelheim 266

Digitized by Google

Vorrede

von Professor Dr. Georg Schreiber
Leiter der Forschungsstelle für Auslanddeutschtum und Auslandkunde in Münster

Das Auge des Archäologen reicht in mancher Hinsicht weiter als der Fernblick des Historikers. Besitzt doch die Archäologie in dem Mittel der Ausgrabung eine Möglichkeit, auch dasjenige, was im Laufe der Geschichte untergegangen und vergessen ist, zu neuem Leben zu erwecken. Aus dem Schatzgräbertum primitiver Zeiten und der Entdeckungsfreude der vorangehenden Jahrhunderte hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts eine strenge Methode der wissenschaftlichen Ausgrabung entwickelt, die bei aller Rationalisierung auch heute noch von Jahr zu Jahr verfeinert wird. Sie bringt nicht nur die Reste von Kunst und Kultur vergangener Zeiten ans Tageslicht, sondern liest in eindringenden Beobachtungen von Schichten und Färbungen des Bodens die Geschichte des Werdens und Vergehens auch dort ab, wo die Reste selbst vergangen sind.

Das geschichtliche Sehbild hat in der Tat durch die Ausgrabungen des 19. und 20. Jahrhunderts eine unermeßliche Erweiterung gewonnen. Die Vorgeschichte führt zu den ältesten Anfängen menschlicher Kultur zurück, vergangene Epochen hoher Kulturen werden ebenfalls erschlossen, und das Bild erster geschichtlicher Zeiten wird durch die Aufdeckung ihrer künstlerischen und kulturellen Hinterlassenschaft bereichert. Früher ungeahnte Beziehungen lassen sich schon in vor- und frühgeschichtlichen Zeiten zwischen Europa, Asien und dem nördlichen Afrika nachweisen. Von Tag zu Tag strömt neues Material in solcher Fülle heran, daß die Wissenschaft seiner kaum Herr werden kann.

Die eigenartige Verbindung, die eine Geisteswissenschaft hier mit praktischer Betätigung eingeht, verknüpft zugleich ihre Gelehrten fester als bei anderen Gebieten mit dem gegenwärtig pulsierenden Leben und einem eigenpersönlich sich empfinden-

Digitized by Google

den Volkstum. Der Wissenschaftler, der die Denkmäler der Vorzeit erforscht und deutet, tut es in enger Verbundenheit mit der Landschaft und der Bevölkerung, in deren Lebensbezirk diese Denkmäler erhalten sind. Es gibt keinen Fleck Deutschlands, wo nicht ehrwürdige Reste aus der Vorzeit zum Fragen und Nachdenken reizen. Die archäologische und prähistorische Wissenschaft lehrt sie in ihren geschichtlichen Zusammenhängen zu begreifen. Sie zeigt, welche Perioden und Völkerwanderungen unserer historischen Epoche vorausgegangen und wie in unserer jetzigen Kultur Reste ältester Zeiten erhalten geblieben sind. Gewaltige geschichtliche Ereignisse, wie die Eroberung und Beherrschung deutscher Provinzen durch das römische Reich, werden durch die römischen Kastelle, Grenzwälle, Straßen, Villen und Bauernhöfe lebendig, Vorposten der Mittelmeerkultur, aber auch Symbole der geistesmächtigen Auseinandersetzung von Christentum, Germanentum und Antike. Wir erleben das Vordringen des Christentums mit, wenn wir etwa in Trier die zusammengestürzten Götterbilder erblicken, wenn wir die Kirchen und Städte, die Bonifatius gründete, betreten, und die Burgen, die Karl der Große im Sachsenland errichtete, besuchen, und wenn wir sehen, wie die großen slawischen Heiligtümer untergegangen sind. Diese Erforschung der Früh- und Vorgeschichte Deutschlands wird nur dadurch möglich, daß überall in den Städten und auf dem Lande die Reste der Vorzeitkulturen, wo sie zutage treten, beobachtet und der Wissenschaft zugänglich gemacht werden. Die Mitarbeit des Gesamtvolkes ist erforderlich, damit die Kulturreste der Vergangenheit nicht unerforscht zugrunde gehen. Die Archäologie schlägt hier die Brücken zur Volkskunde, die neuestens durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft) so starke Antriebe empfangen hat. Forschung wird an dieser Stelle zur Volkstumsarbeit.

Die Archäologie lehrt aber auch, wie untrennbar die Geschichte Deutschlands schon in den Jahrtausenden der Vorgeschichte mit der Entwicklung der Nachbarländer und des ganzen großen Kulturgebietes, das Europa, Asien und Nordafrika umfaßt, verknüpft ist. Wenn wir in griechischen Gräbern des 2. Jahrtausends Ketten aus Ostseebernstein finden, und wenn wir Reste des reichen Kunstgewerbes des Nomadenvolkes der

Digitized by Google

Skythen von der Mark Brandenburg bis zu den Gräbern der Mongolei verfolgen können, so spüren wir an greifbaren Zeugnissen die gewaltigen Zusammenhänge, die unsere Geschicke mit denen der übrigen Welt verbinden.

Ein weiteres Band des Zusammenhangs liegt in der Erforschung der künstlerischen Grundlage der europäischen Kultur durch die klassische Archäologie. Sie hat seit Winckelmanns Aufenthalt in Rom und seit der Zeit des Klassizismus der archäologischen Wissenschaft eine Verbundenheit und Emsigkeit der internationalen Zusammenarbeit verliehen, wie sie auf kaum einem anderen Wissenschaftsgebiet bestehen dürfte. Einen besonderen Ausdruck haben diese Beziehungen vor hundert Jahren bei der Gründung des Instituts für archäologische Korrespondenz in Rom gefunden, aus dem sich das jetzige Archäologische Institut des Deutschen Reiches entwickelt hat. Seine Geschichte legt von der wissenschaftlichen Entwicklung der Archäologie und ihrer völkerverbindenden Kraft Zeugnis ab[1].

Wie in unserer eigenen Heimat hat es der deutsche Archäologe auch in den Ländern des Südens und des Orients nicht nur mit theoretischer Wissenschaft zu tun, sondern er lernt das Land und die Bevölkerung kennen, indem er sich mit andersstaatlichen Gelehrten zu gemeinsamer Erkundung verbindet und die Bevölkerung für die Ausgrabungsarbeiten heranzieht. Die Arbeit des Archäologen ist auf diese Weise eine Quelle des Verständnisses von Volk zu Volk geworden. Sein Spaten schaufelt mit an der Herstellung neuer Verbindungsbahnen des Geistes und des Allgemein-Menschlichen. Eine Persönlichkeit wie Wilhelm Dörpfeld, der seit über fünfzig Jahren in Griechenland lebt, hat stärker als alles andere in Griechenland Achtung vor deutscher Leistung und in Deutschland Verständnis und Liebe zum modernen Griechenland geschaffen.

Die deutschen archäologischen Institute im Ausland sind stets Mittelpunkte eines kulturbedeutsamen Deutschtums überhaupt gewesen. Die Gelehrten haben sich mit Wirtschaftlern und Technikern zu gemeinsamer Arbeit oder gegenseitiger Unterstützung verbunden. Sie haben bei den Deutschen, die im Auslande ansässig geworden waren, stets Anregung und Hilfe ge-

[1] Vgl. G. Rodenwaldt, Archäologisches Institut des Deutschen Reiches 1829—1929, Berlin 1929 (W. de Gruyter & Co.).

Digitized by Google

funden. Es muß an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß die fruchtbarsten Anregungen der neueren Archäologie von zwei Auslanddeutschen ausgegangen sind, von dem Kaufmann Heinrich Schliemann, der in Troia und Mykenai eine neue Welt der europäischen Vorgeschichte entdeckte, und dem Ingenieur Karl Humann, der mit der Auffindung des pergamenischen Altars die glänzende Reihe der Ausgrabungen in Kleinasien einleitete.

Durch den Krieg und die Not der Nachkriegsjahre schien diese weitausgreifende Wissenschaft an der Wurzel getroffen. Länger als ein Jahrzehnt sind alle deutschen Ausgrabungsarbeiten im Ausland unterbrochen gewesen, und auch in Deutschland selbst schienen diese Arbeiten zum Stillstand verurteilt[1]. Es ist besonders dem Reichstage zu danken, daß die Deutsche Forschungsgemeinschaft (Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft) und das Archäologische Institut des Deutschen Reiches in die Lage versetzt wurden, dieses ganze Wissenschaftsgebiet, wenn auch in begrenzten Maßen, wiederaufzubauen. Die deutschen Institute im Ausland konnten wieder eröffnet werden und vermochten der deutschen Wissenschaft von neuem das Material zuzuleiten, dessen sie zu ihrer Entwicklung bedurfte. Der Notgemeinschaft vor allem ist es zu verdanken, daß auch Ausgrabungen wieder in größerem Maßstabe vorgenommen werden konnten. Es war eine wirkliche Not, der es auch hier abzuhelfen galt, wenn die deutsche Wissenschaft auf diesem Gebiete noch der Wissenschaft der anderen Nationen in edlem Wettstreit ebenbürtig bleiben sollte. Es galt im Land selbst überall dort einzugreifen, wo antike Reste durch die Entwicklung der Gegenwart freigelegt und dem Untergange geweiht wurden. Wie ferner die Naturwissenschaft moderner Apparate und fortschreitender Methoden bedarf, um mit den Arbeiten anderer Nationen Schritt zu halten, so mußte auch die Technik der archäologischen Ausgrabung geschult und fortgeführt werden,

[1] Das Reich, das mit der Übernahme des Archäologischen Instituts im Jahre 1874 das erste wissenschaftliche Reichsinstitut geschaffen und gleichzeitig mit der Ausgrabung von Olympia der Welt das Musterbeispiel einer methodisch vorbereiteten Ausgrabung gegeben hat, griff helfend ein. Siehe Karl Griewank, Staat und Wissenschaft im Deutschen Reich (Schriften zur deutschen Politik, hrsg. von Georg Schreiber, 17. u. 18. Heft), Freiburg i. B. 1927, S. 18 ff.

Digitized by Google

wie sie im Ausland gerade in den Jahren nach dem Kriege gewaltige Fortschritte gemacht hatte. Endlich war es nötig, die alten Forschungsstätten draußen uns zu erhalten, im besonderen die deutschen Leuchtfeuer im Mittelmeer wieder anzuzünden, die begonnenen Arbeiten zum Abschluß zu bringen und in der gewaltigen Konkurrenz, die alle Länder der Welt um die vorhandenen Ausgrabungsstätten der klassischen Länder und des Orients entfalten, uns und der Zukunft des Deutschen Reiches wenigstens einige Gebiete und Interessensphären zu retten. Die deutschen Vertreter der Archäologie selbst haben alle Kräfte daran gesetzt, um in oft entsagungsvoller Arbeit unter schwierigen Verhältnissen die Leistung der deutschen Wissenschaft auf diesem Gebiet zu erhalten. In diesem Buche wird an einer Reihe von Beispielen in Deutschland und aus dem Auslande von deutschen Ausgrabungen nach dem Kriege berichtet, ohne daß Anspruch auf geschlossene Vollständigkeit erhoben werden soll.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue deutsche Ausgrabungen

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue deutsche Ausgrabungen

Digitized by Google

Digitized by Google

Einführung

von Professor Dr. Gerhart Rodenwaldt
Präsident des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches

Erde, sie steht so fest!
Wie sie sich quälen läßt!
Wie man sie scharrt und plackt!
Wie man sie ritzt und hackt!
Da soll's heraus.

Goethes Worte gelten den Gaben, die die Erde alljährlich zum Lohn der Arbeit den Menschen spendet, aber sie mögen auch auf die Wissenschaft bezogen werden, die sich die Aufgabe setzt, dem Schoß der Erde abzuringen, was einmal gewesen und vom Schicksal der Geschichte vernichtet für immer in der Tiefe geborgen schien. Ein Beginnen, das einfachem Empfinden sei es als Vermessenheit sei es als Romantik erscheinen kann, ist von der Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts zur strengen Methode entwickelt worden, deren Anwendung sich von Jahr zu Jahr verfeinert und deren Wirkung ständig weitere Kreise zieht.

Seit es Werden und Vergehen von Kulturen gibt, also seit den Anfängen menschlicher Geschichte überhaupt, hat der Zufall Reste der Vergangenheit an das Tageslicht gebracht und haben Schatzgräber ihnen nachgespürt. Diese sind namentlich überall am Werke gewesen, wo erkennbare Grabanlagen den Erfolg versprachen, die Gaben, die dankbare und fürsorgliche Pietät den Toten mitgegeben hatte, zur Beute zu machen. Wenn wir heute antike Grabanlagen wieder aufdecken, können wir häufig noch feststellen, in welcher Epoche der Antike sie schon beraubt worden sind. Bisweilen haben die Eindringlinge nicht wieder hinausgefunden und sind von einem tragischen Schicksal ereilt worden. Manche solcher Funde mögen von Liebhabern als seltsame Kuriositäten aufbewahrt worden sein, aber in der Regel war das Ziel die Gewinnung der Schätze an Gold, Silber und Erz, die eingeschmolzen und zu neuen Zwecken verwandt wurden.

Digitized by Google

Es ist einem Griechen vorbehalten gewesen, die erste in modernem Sinne wissenschaftliche archäologische Beobachtung an einem Ausgrabungsbefund zu machen. Im Jahre 426 reinigten die Athener einem Orakelspruch gemäß die Insel Delos von allem, was nach antikem Empfinden die Heiligkeit der Kultstätte Apolls beflecken konnte. Weder Tod noch Geburt durften auf der Insel Apolls erfolgen. Sterbende und Gebärende mußten auf die Nachbarinsel Rhenaia gebracht werden, und dorthin überführte man auch die Särge aller früher auf der Insel beigesetzten Toten. Im ersten Buche seines Geschichtswerkes berichtet Thukydides, daß über die Hälfte der Toten sich als Karer erwiesen habe, und führt als Beweise dafür die Art der Waffen und die Bestattungsweise an, die der zu seiner Zeit in Karien üblichen entspräche. Daraus zieht er den Schluß, daß vor den Griechen die kleinasiatischen Karer auf den Inseln des Ägäischen Meeres gewohnt hätten. Diese Beobachtung spielt noch heute in unseren wissenschaftlichen Erwägungen über griechische Vorgeschichte eine Rolle. Aber die Ausgrabung selbst hatte keine wissenschaftlichen, sondern religiöse Gründe. Die Funde in einem Museum aufzubewahren oder die Vermutung durch Untersuchung von Gräbern anderer Inseln nachzuprüfen, wie wir es heute tun würden, wäre unvereinbar mit dem Wesen des Griechentums gewesen, in dem der historische Trieb nicht stark genug war, um das religiöse Verhältnis zum Grabe überhaupt zu überwinden. So ist es in der Antike bei diesem vereinzelten Zeugnisse eines geschichtlichen Ingeniums geblieben. Selbst heutzutage steckt die Pietät der rein wissenschaftlichen Erforschung von Gräbern gewisse Grenzen; ein längerer zeitlicher Abstand und mitunter auch die Anonymität sind zur Überwindung der natürlichen Scheu erforderlich. Mit Recht wehrt sich ein schlichtes Taktempfinden gegen die Störung der Grabesruhe einer Persönlichkeit, die uns historisch und menschlich noch etwas bedeutet, und auch der nüchternste Forscher wird ein Gefühl der Ergriffenheit bei Freilegung eines bis dahin unberührten Grabes nie verlieren.

Nach dem Untergang der Antike waren ein Jahrtausend hindurch nur zerstörende Kräfte an ihren Werken tätig. Wenige Bauten und noch wenigere Werke der Plastik sind ständig über der Erde und bewahrt geblieben, weil sie unmittelbar neuen

Digitized by Google

Zwecken dienstbar gemacht wurden. Es war oft schon ein glückliches Geschick, wenn einzelne Glieder antiker Bauten erhalten blieben, weil sie als Material für neue Aufgaben dienten. Dem primitiven Menschen kulturferner Landschaften waren bis in die neueste Zeit hinein griechische Marmororiginale nur von Wert, um daraus Kalk für seine ärmliche Hütte zu gewinnen. Das beste Los traf meist diejenigen Werke, die nach ihrem Verfall von schützenden Schichten der Erde bedeckt wurden, in deren Schoß sie am sichersten geborgen sind.

Die Wiedergewinnung der untergegangenen Denkmäler[1] steht seit der Frührenaissance in enger Verbindung mit der Kulturgeschichte. Der methodischen Ausgrabung, die eine Frucht der jüngsten Wissenschaftsgeschichte ist, geht eine lange Vorbereitung voran. Nach einzelnen Vorläufern begann das Interesse an der Antike bei Künstlern und Reisenden des 15. Jahrhunderts. Seit dem Beginn des folgenden Jahrhunderts fing man an, den Boden Roms und seiner Umgebung nach antiken Statuen und Reliefs zu durchwühlen, mit denen Päpste, Kardinäle und Fürsten ihre Paläste und Gärten zu schmücken wetteiferten. Bis heute hat der unerschöpfliche Boden Italiens unaufhörlich Werke der antiken Plastik gespendet, die den Grundstock der europäischen Museen bildeten. Dienten die gefundenen Objekte zunächst dem Prunk der Großen, so traten seit dem 18. Jahrhundert neben die fürstlichen Sammlungen die dem Genuß und der Belehrung der Öffentlichkeit dienenden Museen.

Im Jahre 1738 begannen die Ausgrabungen von Herculaneum, denen bald die pompejanischen folgten. Wie in Rom war es auch hier zunächst darauf abgesehen, schöne Objekte, Skulpturen, Fresken und Geräte zu finden. Hatte man sie geborgen, wurden die Räume wieder zugeschüttet. Von der Bedeutung dieser Funde, die zum ersten Male ein geschlossenes Kulturbild ergaben, aber auch von den Mängeln der Grabung hat Winckelmann der Welt in dem »Sendschreiben von den herculanischen Entdeckungen« (1762) und den ergänzenden »Nachrichten« (1794) Kenntnis gegeben. Vielleicht noch stärker als die wissenschaft-

[1] Vgl. B. Sauer, »Geschichte der Archäologie«, und Th. Wiegand, »Untergang und Wiedergewinnung der Denkmäler« bei H. Bulle, Handbuch der Archäologie, Lief. 1 (München 1913); A. Michaelis, Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen (1908).

Digitized by Google

liche Wirkung der Funde war der Einfluß ihrer Veröffentlichungen auf das zeitgenössische, insbesondere das französische Kunstgewerbe. An der Geschichte der Ausgrabung von Pompeji ließe sich die Entwicklung der Ausgrabungstechnik bis zum heutigen Tage verfolgen; auf Stufen plötzlichen Aufschwunges folgen Zeiten mechanischen Weiterarbeitens bis zur letzten Verfeinerung der Methode, die von Jahr zu Jahr neue Resultate erzielt.

Die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts brachten mit den 'Elgin marbles', den Giebelgruppen von Aegina und dem Fries von Phigalia das Erlebnis der originalen griechischen Kunst. Sie kamen den öffentlichen Sammlungen des Britischen Museums und der Münchener Glyptothek zugute und vermochten auf eine empfängliche Zeit eine starke Wirkung auszuüben. Aber auch jetzt noch war die Bergung der Funde nicht das Werk von Gelehrten, sondern von Dilettanten und Künstlern, und es war ein glücklicher Zufall, als bei den großen Vasenfunden von Vulci die Ausgrabungen des fürstlichen Besitzers von Fachgelehrten beobachtet werden konnten. Es folgten in den Jahrzehnten vor und nach der Mitte des Jahrhunderts die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen, die im wesentlichen der Freilegung einzelner Bauten und der Ausbeutung ihres Inhalts und ihres Schmuckes dienten, nicht nur in Griechenland, sondern auch in Ägypten und Mesopotamien, in Rußland und im Norden.

Aber die Blütezeit der modernen wissenschaftlichen Ausgrabung beginnt erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Es gibt wohl kaum eine zweite Wissenschaft, deren Horizont in verhältnismäßig kurzer Zeit so gewaltig erweitert worden ist. Den Auftakt und das Musterbeispiel der systematischen Ausgrabung hat das Deutsche Reich durch die Ausgrabung der Altis von Olympia gegeben. Fast gleichzeitig mit der Übernahme des bis dahin preußischen Archäologischen Instituts durch das Reich und der Schaffung einer athenischen Abteilung des Instituts bewilligte der Reichstag die Mittel zu einer großzügigen Organisation der Ausgrabung, die in sechs Jahren, von 1875—1881, durchgeführt wurde[1]. Diesem

[1] Olympia, Die Ergebnisse der vom Deutschen Reich veranstalteten Ausgrabung, im Auftrage des Kgl. Preußischen Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten herausgegeben von Ernst Curtius und Friedrich Adler, Band I—V (1890—97).

Digitized by Google

Vorbilde folgten alsbald die anderen Nationen. Wir haben heute, wo in Jahren schwerer Not wiederum die verständnisvolle Förderung durch den Reichstag es der deutschen Wissenschaft ermöglicht, auch auf diesem Gebiete ihre alte Stellung wiederzugewinnen, besonderen Grund, dankbar der Initiative des Reichstages zu gedenken, die der Archäologie der ganzen Welt den Weg gewiesen hat.

Es ist einem glücklichen Zufall zu verdanken, daß zu den Architekten, die an der Ausgrabung von Olympia teilnahmen, Wilhelm Dörpfeld gehörte. Er gab mit der Veröffentlichung des Heraions ein Musterbeispiel der Analyse und der Darstellung eines antiken Bauwerkes. Er wurde nicht nur ein Meister der Ausgrabung und der Erkenntnis der Baugeschichte antiker Monumente, sondern durch eine unvergleichliche pädagogische Begabung der Berater und Lehrer zahlreicher Generationen von jüngeren Forschern. Als Altmeister der Ausgrabung ist er heute noch in gleicher Frische tätig wie vor fünfzig Jahren. Seine Autorität wirkte und wirkt weit über den Kreis der deutschen Wissenschaft hinaus auch auf die Vertreter anderer Nationen, die in den Ländern des Südens durch nahe Zusammenarbeit miteinander verbunden sind.

Da das griechische Antikengesetz die Ausfuhr von Funden verbot, verzichtete das Deutsche Reich bei der Ausgrabung von Olympia mit Ausnahme von unerheblichen Doubletten auf den Erwerb der zu entdeckenden Objekte[1] und begnügte sich mit dem Recht der wissenschaftlichen Auswertung. Dem deutschen Vorbilde sind seitdem alle Nationen gefolgt, die auf griechischem Boden Ausgrabungen unternommen haben. Diese Entsagung bedeutete einen grundsätzlichen Fortschritt. War vorher bei der Wahl der Ausgrabungsstätten der Wunsch von bestimmender Bedeutung, Museumsstücke zu finden, so wurde jetzt die Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis zum ausschlaggebenden Motiv. Auch jetzt begrüßen wir es mit Dank und betrachten es als einen nicht nur materiellen Gewinn, wenn eine Reihe von Ländern den Ausgräbern einen Teil der Funde überläßt und so

[1] Der Vertrag zwischen der deutschen und der griechischen Regierung über die Ausgrabung von Olympia ist im französischen und deutschen Wortlaut abgedruckt in Olympia I (Topographie und Geschichte von Olympia) S. 110 ff. Der deutsche Text auch bei Ad. Boetticher, Olympia S. 63 ff.

Digitized by Google

den fremden Völkern eine lebendige Anschauung der vergangenen Kulturen ermöglicht. Aber die Lösung von der Vorherrschaft dieses Motivs erweiterte den Kreis auf alle jene Aufgaben, bei denen weniger Funde zu bergen als Probleme zu lösen waren.

In der Altis von Olympia konnte eine Stätte von größter historischer, kulturgeschichtlicher und kunstgeschichtlicher Bedeutung freigelegt werden. Einzelfunde ersten Ranges wie des Hermes des Praxiteles und der Giebelgruppen des Zeustempels wurden uns zu Quellen unseres Kennens und Erlebens griechischer Kunst. Vorbildlich wurde die Organisation der Vorbereitung, Durchführung und Veröffentlichung der Grabung.

Den gleichen Weg vom Einzelfund bis zur universalen wissenschaftlichen Erforschung beschritten wenige Jahre später die Berliner Museen. Der deutsche Ingenieur Karl Humann hatte in den Platten des Zeusaltars zu Pergamon ein ein schon in der Antike als Weltwunder bestauntes Werk wiederentdeckt. Bei dem Direktor der Berliner Antikensammlung, Alexander Conze, fand er (1878) den verständnisvollen und willensstarken Förderer seiner Pläne. Es wurden nicht nur die imposanten Reste dieses gewaltigen Werkes geborgen, die jetzt den Stolz der Berliner Museen bilden, und die Stätte des Altars untersucht, sondern aus dieser an sich schon bedeutenden Leistung entwickelte sich der großzügige Plan einer Aufdeckung und Erforschung des ganzen Burgberges von Pergamon mit seiner Fülle von Heiligtümern und öffentlichen Bauten aller Art. Humann und nach ihm Theodor Wiegand haben nach Pergamon die Städte Magnesia, Priene und Milet sowie die Heiligtümer von Didyma und Samos aufgedeckt und uns Architektur und Kultur der hellenistischen und römischen Epoche Kleinasiens erschlossen. Kein anderes Museum der Welt hat durch seine Unternehmungen so entscheidend in die Geschichte der Forschung eingegriffen.

In die siebziger Jahre fallen auch die ersten großen Ausgrabungen Heinrich Schliemanns in Troia und Mykenai. Schliemann war nicht Gelehrter, sondern Dilettant; erst die Mitarbeit Dörpfelds hat im folgenden Jahrzehnt seine Grabungen auf wissenschaftliche Höhe erhoben. Aber sein naiver Glaube an die Geschichtlichkeit der homerischen Sage hat die epoche-

Digitized by Google

machende Wirkung gehabt, uns vergessene Jahrtausende der ältesten europäischen Kultur zu erschließen. Geschichtlich Verlorenes wurde jetzt durch die Tätigkeit des Spatens wieder zur Wirklichkeit.

Olympia, Pergamon und Troia sind Symbole für die Entwicklung der Ausgrabungen geworden. Es kann hier nicht geschildert werden, wie sie sich seitdem im friedlichen Wetteifer der Nationen vollzogen hat. Nur einige Grundlinien sollen angedeutet werden.

Die Verfeinerung der Ausgrabungsmethode führte vom Objekt zum Problem, von dem greifbaren Gegenstand zur Erkenntnis seines Werdens und Vergehens. Während die ersten großen Ausgrabungen die soliden Konstruktionen griechischer und römischer Architektur freilegten, führten die prähistorischen Schichten in Griechenland und im Norden und Westen Europas sowie die Lehmziegelbauten Mesopotamiens in Perioden und zu Objekten, denen nur mit subtiler Arbeit und feinster Beobachtung auch der kleinsten Spur beizukommen war. Je schlechter die Erhaltung ist, desto zartere Mittel müssen in Anwendung kommen. Die Beobachtung von Zusammensetzung und Färbung des Erdbodens läßt den Vorgang des Erbauens und die Geschichte der Zerstörung erkennen und ermöglicht sogar die Rekonstruktion von Objekten, die kaum einen materiellen Rest hinterlassen haben. Ein bedeutender Archäologe hat das paradoxe Wort geprägt: »Nichts ist dauerhafter als ein Loch«. Wo einmal die Struktur des gewachsenen Bodens gestört ist, läßt sich die Spur des Geschehenen nicht verwischen. So lassen sich auf deutschem Boden die Grundrisse ganzer Paläste, von denen fast kein Stein erhalten ist, nur aus der Färbung des Bodens wiedergewinnen. Jeder Fortschritt der Grabungstechnik erschließt der Erkenntnis neue Gebiete.

Von den klassisch antiken Perioden aus ging die Forschung vor allem in die Perioden, die der geschichtlichen Überlieferung vorausliegen. Überall dort, wo wir weder die Sprache kennen noch historische Tradition besitzen, sind der Erkenntnis Schranken gesetzt. Es fehlt der Geist, der die Materie belebt. Aber innerhalb der gegebenen Grenzen hat die Prähistorie eine überwältigende Fülle neuer Anschauung von der Vor- und Frühgeschichte der Menschheit gewonnen. Wo wir früher primitive

Digitized by Google

erste Anfänge vermuteten, sehen wir jetzt schon Ergebnisse lange voraufgegangener Entwicklungen. Die Prähistorie grenzt bei den Anfängen menschlicher Kultur an die Wissenschaften der Anthropologie, Paläontologie und Geologie. Auch diese benutzen das Mittel der Ausgrabung, welches auf die Erforschung alles Gewesenen, das materielle Spuren hinterlassen hat, angewandt werden kann.

Erst später wurde systematisch die Ausgrabung auch zur Aufhellung jüngerer Perioden angewandt. Theoretisch reicht die Zeit, die durch die Ausgrabung erforscht werden kann, von den Anfängen der Erdgeschichte bis in die letzte Vergangenheit. Vorzugsweise dient sie hier den nachantiken Perioden, von denen wenige Reste erhalten sind, der Zeit der Völkerwanderung und der Frühgeschichte, die bei den Völkern des Nordens und Ostens und auch in Nord- und Ostdeutschland längere Zeiten umfaßt als im Süden und Westen. Aber auch die neuere Kunstgeschichte macht sich seit kurzem die Methode der Ausgrabung für die Erforschung der Baugeschichte zunutze. Die Analyse des Erhaltenen wird durch Nachgrabungen ergänzt.

Wie die Zeit, so hat sich auch der Raum unermeßlich erweitert, den die Ausgrabung erschließt. Von den Ländern des klassischen Südens ausgehend hat sie das ganze übrige Europa und den nahen Orient, Ägypten, Kleinasien und Mesopotamien erobert. Zu diesem durch mannigfaltigste Beziehungen zu einer großen Einheit verbundenen Komplex von Gebieten sind in den letzten Jahrzehnten das ganze nördliche Afrika und Asien bis zum fernsten Osten, bis Japan und Java, gekommen. Auch in diesem größeren Raumgebiet hat es zu verschiedenen Zeiten Beziehungen gegeben, die Ost und West, Nord und Süd miteinander verbinden. Zeiten geschichtlicher Übergänge sind zugleich solche weitreichender Verbindungen, während die Kristallisation hoher Kulturen sich stärker isoliert. Noch beziehungslos stehen für sich die alten Kulturen Amerikas, die ebenfalls auf dem Wege der Ausgrabung erschlossen werden.

Die ältesten Ausgrabungen hatten die Wiedergewinnung antiker Kunstwerke zum Ziel. Je mehr es Aufgabe der Archäologie und ihrer Schwesterwissenschaften wurde, ein Gesamtbild der vergangenen Kulturen zu gewinnen, desto universaler wurde ihr Arbeitsgebiet. Wenn die Geschichte der Kunst auch immer im Zentrum der archäologischen Wissenschaft stehen wird, so kann

Digitized by Google

ihre Aufgabe, aus den erhaltenen Spuren der Vergangenheit Geschichte zu machen, doch nur erreicht werden, wenn sie den ganzen Umfang menschlicher Betätigung untersucht. Eine primitive Hütte und eine Wasserleitung sind genau so Objekte der Ausgrabung wie ein Tempel oder ein Fürstenschloß. Eine Definition hat als Gegenstand der Archäologie »alle in räumliche Form hineingeschaffenen Menschengedanken« bezeichnet. Das marxistische System des neuen Rußland, in dem die Archäologie in höchst bemerkenswerter Weise gefördert wird, hat dieser Auffassung einen anderen Ausdruck gegeben, indem es die frühere »Archäologische Kommission« in die »Akademie für Geschichte der materiellen Kultur« umgewandelt hat. Die erwähnte Definition enthält in sich die Verschiedenheit der Situation bei historischen und prähistorischen Kulturen. Letztes Verständnis der Form ist nur dort möglich, wo wir die menschlichen Gedanken, denen sie entstammt, kennen. Begrenzt bleibt unser Wissen, wenn wir aus der Form die Gedanken erraten sollen.

Die Praxis der Ausgrabung erweitert die Beziehungen zu anderen Wissenschaften über den Kreis der theoretisch angrenzenden Gebiete. Es ist immer als selbstverständliche Pflicht angesehen worden, bei der Ausgrabung einer antiken Stätte auch die Reste späterer Perioden zu erforschen. So ist durch die Grabungen in Griechenland und Kleinasien die Kenntnis der byzantinischen und der islamischen Kultur gefördert worden. Aber der Wunsch nach voller Erkenntnis der geographischen Zusammenhänge und der Beschaffenheit der Natur hat darüber hinaus dazu geführt, daß die großen Ausgrabungsunternehmungen auch die Herstellung von genauen Karten, die Untersuchung der Flora, der Fauna und der Witterung in den Bereich ihrer Arbeiten gezogen haben.

In der Ausgrabung geht die Wissenschaft eine sehr eigenartige Verbindung mit praktischer und insbesondere technischer Betätigung ein. Sie ist nicht theoretisch lehrbar, sondern nur durch praktische Erfahrung zu lernen. Sie verlangt zunächst selbstverständlich die wissenschaftliche Kompetenz des Leiters. Steht die Idee, von der die Ausgrabung ausgeht, fest, so bedarf es einer Organisation der Arbeit, innerhalb deren die eigentliche Grabung nur ein Akt des ganzen Schauspiels ist. Ihr muß die Vorbereitung vorangehen, die die erforderlichen Hilfskräfte und Hilfsmittel bereitstellt und die Forschung bis zu dem Punkt vor-

Digitized by Google

bereitet, an dem die Grabung einsetzt. Der Grabung selbst folgt die Erhaltung der Funde und die wissenschaftliche Bearbeitung. Anschaulich hat A. von Gerkan auf S. 15 ff. an einem fiktiven Beispiel den Gang des ganzen Unternehmens geschildert.

Eine Grabung ist äußerlich betrachtet ein technischer Akt. Aber die Technik steht im Dienst der Idee und bedarf in jedem Augenblick der Leitung und Kontrolle. Die archäologische Grabung steht ferner im äußersten Gegensatz zum naturwissenschaftlichen Experiment. Während dieses aus den Einzelerscheinungen das Gesetz zu ermitteln sucht, ist Ziel der Grabung die Erkenntnis des einmalig Historischen und nie Wiederholbaren. Indem die Grabung ein geschichtliches Geschehen durch Beobachtung der materiellen Spuren aufzudecken sucht, ist sie zugleich gezwungen, einen Teil dieser Spuren zu vernichten. Darin liegt die ungeheure Verantwortung einer Ausgrabung. Jede versäumte Beobachtung ist für ewig verloren und unersetzbar. Daher ist Dilettantismus nirgends gefährlicher als hier, und mit Recht suchen die Regierungen nach Maßnahmen, um nur solche Ausgrabungen zuzulassen, die die strengsten Forderungen der Wissenschaft erfüllen.

Keine Ausgrabungsaufgabe gleicht der anderen. Diese Einmaligkeit schließt die theoretische, aber auch bis zu einem gewissen Grade die praktische Erlernbarkeit aus. Der Ausgräber muß vor allem historisches Taktgefühl für seine Aufgabe haben und die Fähigkeit, sich der überall verschiedenen und im Gange der Arbeiten stets und unberechenbar ändernden Situation anzupassen. Auch äußere Gewandtheit im Verkehr mit der Bevölkerung ist erforderlich. Wie man von 'Kampagnen' einer Ausgrabung spricht, so kann man auch von Strategie und Taktik sprechen. Die Taktik, zu der das Technische gehört, ist erlernbar; der Stratege der Ausgrabung muß dazu geboren sein. Daher können die Ausgräber aus verschiedenen Wissenschaftsgebieten stammen; in der Regel werden es Vertreter der Altertumswissenschaft oder Architekten sein. Ist es ein Archäologe, so wird er meist die Mitarbeit des Architekten bei Aufdeckung architektonischer Reste nicht entbehren können, und ist es ein Architekt, so wird er archäologische Unterstützung brauchen, obwohl es auch Persönlichkeiten gibt, die beide Gebiete in sich vereinigen.

Der Krieg lähmte die Entwicklung der Ausgrabungen. Ganz unterbrochen wurden sie nirgends, ja die Anlage der Schützen-

Digitized by Google

gräben und anderer militärischer Bauten hat eine Fülle von archäologischen Entdeckungen hervorgerufen. Für die deutsche Wissenschaft war die Trennung von den Ländern des Südens, der Heimat der europäischen Kunst, ein schwer zu tragender Verlust. Fast hoffnungslos wurde die Lage der deutschen Wissenschaft, als sie in den schweren Jahren nach dem Kriege ganz vom Auslande abgetrennt wurde und sogar in der Heimat die Vornahme von Ausgrabungen, ja selbst die Beobachtung von Zufallsfunden fast ganz stockte. In der gleichen Zeit erwuchs aus dem gestärkten nationalen Bewußtsein der Nationen in fast allen anderen Ländern eine ungeheure Intensität der archäologischen Forschung und zwar in doppelter Richtung, in der Beteiligung an der Entdeckung der Grundlagen europäischer Kultur in den Mittelmeerländern und in der Erforschung der Vorgeschichte der eigenen Heimat. Damals sind der deutschen Wissenschaft eine Reihe von Forschungsgebieten für immer verloren gegangen. Dann aber hat, dank vor allem der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, ein Wiederaufbau eingesetzt[1]. Die deutsche Wissenschaft kann nicht mit den gleichen Mitteln arbeiten wie andere Länder, aber durch planmäßige Verteilung der Mittel, durch Sorgfalt der Methode und die Schulung ihrer Vertreter ist sie im Begriff, die alte Stellung neu zu gewinnen und den Vorsprung der anderen Nationen einzuholen. Die folgenden Aufsätze, von den Ausgräbern selbst geschrieben, suchen in ausgewählten Beispielen ein Bild von der Mannigfaltigkeit der Aufgaben zu geben, die durch die Methode der Ausgrabung zu lösen sind, und eine Vorstellung von der Arbeit zu vermitteln, die neuen Ausgrabungen und der Fortführung alter Unternehmungen zugewandt wird.

[1] Über die neuesten deutschen Ausgrabungen orientieren die »Berichte der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft« (1—7, 1925—1928), ferner »Deutsche Forschung. Aus der Arbeit der Notgemeinschaft«, Heft 5: Völkerzusammenhänge und Ausgrabungen; »Archäologischer Anzeiger«, Beiblatt zum Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts; »Germania«, Korrespondenzblatt der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts; »Athenische Mitteilungen«, Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Athenische Abteilung; Prähistorische Zeitschrift; Vorgeschichtliches Jahrbuch; »Mannus«, Zeitschrift für Vorgeschichte; »Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit«, Beiblatt zum Mannus. Über neue deutsche Ausgrabungen in Persien berichtet E. Herzfeld in den »Archäologischen Mitteilungen aus Iran« (Band I Heft 1, Berlin 1928).

Digitized by Google

Digitized by Google

Erste Abteilung

Ausland

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Ausgrabung einer antiken Stadt

von Dr. Armin von Gerkan

Zweitem Sekretar der Römischen Abteilung des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches

Mit Tafel 1 und Beilage 1

Wir haben beschlossen, eine antike Stadt auszugraben. Wir wählen dazu die Stadt Knidos, die bedeutendste dorische Kolonie auf dem kleinasiatischen Festland, gelegen am Ende einer langen, felsigen, heute fast unbewohnten Halbinsel, ein glücklicher Umstand, der sie als besonders günstiges Objekt erscheinen läßt. Sie geriet recht früh aus dem Weltverkehr, verödete in frühbyzantinischer Zeit und entging so dem Schicksal, verwohnt zu werden; gleichzeitig schützte die lange und unbequeme Verbindung mit dem Hinterlande die Reste vor ausgiebiger Plünderung. Auch auf dem Seewege hat die Stadt nur wenig an Konstantinopel abzugeben gebraucht, da andere Orte, wie in nächster Nähe Halikarnassos, bequemer lagen. Allerdings hat die berühmte Aphroditestatue des Praxiteles den Weg dahin und damit zum Untergang gefunden. Auch die wissenschaftliche Erforschung ist an dem Punkt zumeist vorübergegangen. Denn selbst ein gewöhnlicher Besuch der Stelle erfordert bei ihrer Weltabgeschiedenheit besondere Zurüstungen.

Alles dieses ist nicht etwa abschreckend. Die Umstände haben die Stadt vor kleineren Grabungen mit unzureichenden Mitteln bewahrt, wobei zwar gewiß wichtige Teilergebnisse erzielt worden wären, die gewöhnliche Folge aber ist, daß nur das unmittelbar als wertvoll Erscheinende geborgen wird, während was übrig bleibt, Gefahr läuft, auf immer unbeachtet zu bleiben; denn man entschließt sich nicht leicht zu einer umfangreichen Grabung, wenn man nur noch mit Zufallsfunden rechnen kann, und lediglich um die allgemeine Anlage sowie etwa die Baugeschichte zu klären, wird man kaum eine großzügige Expedition ausrüsten wollen. Aber hier winkt noch alles: eine Reihe von Großbauten, worunter drei Theater, mehrere Hallenplätze, einige Tempel, unter denen der Aphroditetempel noch festgestellt werden

Digitized by Google

soll, Wohnhäuser, Hafenmagazine, Inschriften, welche die noch recht wenig bekannte Stadtgeschichte klären würden, und eine räumlich eng begrenzte Nekropole von der ältesten bis in die spätantike Zeit, aus welcher Grabanlagen von höchster Monumentalität bereits bekannt geworden sind. Und alles, wie der Augenschein lehrt, in einem verheißungsvollen Erhaltungszustand, zum Teil in völlig ungestörter Sturzlage.

Wir haben eine umfangreiche Aufgabe vor uns, die sich nicht mit kleinlichen Maßnahmen bewältigen läßt. Wir wollen uns auch weder in der Zeit noch in den Mitteln Beschränkungen auferlegen, und unsere Wissenschaft hat sich vor dem Kriege schon so oft an ähnlich große Ziele gewagt, daß wir ungefähr beurteilen können, wie es gemacht werden muß. Am besten ist es, wenn der Leiter selbst so wohlhabend ist, daß er gewisse eigene Beiträge daran wenden und nach Gutdünken über sie verfügen kann: gönnen wir ihm diese glückliche Lage. Aber auch das Reich, vertreten durch sein Archäologisches Institut, das zuständige Land und die Notgemeinschaft der Wissenschaft haben sich nach reiflichem Zögern und mißtrauischer Prüfung aller Unterlagen entschlossen, einen größeren Betrag für die erste Probekampagne zur Verfügung und im Falle eines Erfolges einen festen Betrag für eine Reihe von Jahren in Aussicht zu stellen. Sollte die kräftige fünfstellige Zahl noch nicht erreicht sein, so müssen wir uns schon jetzt bemühen, in diskreter Weise die Gönner in Anspruch zu nehmen, die wir unter allen Umständen um unser Unternehmen sammeln müssen; besser aber ist es, sie erst später in Erscheinung treten zu lassen, wenn sich die Wünsche in einer bestimmten Richtung formulieren lassen. Ohne solche 'öffentliche Mildtätigkeit' ist die Grabung kaum denkbar, da es in der Natur der Sache liegt, daß die staatlichen Mittel nur mit der strengsten Sparsamkeit verbraucht werden dürfen. Zur Erleichterung des menschlichen Daseins in der Einsamkeit und überhaupt zur Ellenbogenfreiheit sind sie nicht bestimmt.

Wir wollen aber auch nicht nur fordern. Eine gewisse Propaganda in Wort und Schrift ist nötig; Aufsätze in Tages- und illustrierten Zeitschriften, Vorträge in den Grabungspausen machen die Arbeit bekannt, und wir wollen auch nicht zu lange zögern, bis wir die Hapag oder den Lloyd veranlassen, mit einem Ausflugsdampfer eine Sonderfahrt nach Knidos zu unternehmen,

Digitized by Google

die sich auch ohne Ausgrabung lohnen würde, aber natürlich auch andere Punkte des Mittelmeeres berührt. Wir hoffen, bei dieser Gelegenheit so manchen unserer Leser persönlich kennenzulernen und ihn zu überzeugen, daß die Sache sich lohnt und seinem Beitritt zum Verein der Gönner des Unternehmens nichts im Wege steht.

Wir müssen zunächst den Stab der Mitarbeiter zusammenstellen. Bei kleinen Spezialgrabungen ist die Frage der Leitung durch den Charakter der Aufgabe gelöst. Für eine so umfangreiche Arbeit hat unsere Praxis ein wünschenswertes Ideal in der engsten Zusammenarbeit des Archäologen mit dem erfahrenen Ausgrabungsarchitekten ergeben: dieser ist nicht bloß Techniker, sondern genauer Kenner der antiken Baugeschichte und hat zum mindesten durch die langjährige Praxis genügende Kenntnis der Altertumskunde, um nicht mehr als Dilettant zu gelten. Notwendig ist ein kollegiales Zusammenarbeiten beider Personen, die sich in die Geschäfte der Leitung teilen, wobei der Archäologe natürlich noch die historische und philologische Seite, der Architekt die topographische und spezielle Vermessung und Bearbeitung der Funde sowie die technische Seite der Grabung übernimmt. In die Verwaltung und Abrechnung mögen sie sich teilen, wie sie sich auch in Fällen der notwendigen Abwesenheit gegenseitig vertreten. Erfahrungsgemäß bilden die Hauptmasse einer solchen Ausgrabung die Baureste, und zu ihrer Bearbeitung sind noch einige Architekten nötig, die am besten auf mehrere Jahre herangezogen werden, so daß auch sie sich die nötige Erfahrung erwerben können; vor allem muß darauf gedrungen werden, daß sie ihren Anteil bis zum endgültigen Abschluß durch die Veröffentlichung bearbeiten. Genau so wichtig ist die dauernde Mitarbeit von Archäologen, sei es um an einzelnen Gebieten der Grabung allseitig mitzuarbeiten oder um gewisse Arten von Fundstücken, wie Scherben, Skulpturen oder Inschriften, zu bearbeiten. Auch für sie ist die Teilnahme an Ausgrabungen die notwendige Praxis zu einer späteren wissenschaftlichen Selbständigkeit. Wenn die Erfolge der Arbeit es rechtfertigen, tun wir gut, einmal auch Spezialgelehrte, wie Historiker und Epigraphiker, zur Sichtung des Materials einzuladen, unter allen Umständen muß aber zu Beginn ein erfahrener Landmesser anwesend sein, der zunächst einen genauen Plan des Stadtgebietes mit allen bereits sichtbaren

Digitized by Google

soll, Wohnhäuser, Hafenmagazine, Inschriften, welche die noch recht wenig bekannte Stadtgeschichte klären würden, und eine räumlich eng begrenzte Nekropole von der ältesten bis in die spätantike Zeit, aus welcher Grabanlagen von höchster Monumentalität bereits bekannt geworden sind. Und alles, wie der Augenschein lehrt, in einem verheißungsvollen Erhaltungszustand, zum Teil in völlig ungestörter Sturzlage.

Wir haben eine umfangreiche Aufgabe vor uns, die sich nicht mit kleinlichen Maßnahmen bewältigen läßt. Wir wollen uns auch weder in der Zeit noch in den Mitteln Beschränkungen auferlegen, und unsere Wissenschaft hat sich vor dem Kriege schon so oft an ähnlich große Ziele gewagt, daß wir ungefähr beurteilen können, wie es gemacht werden muß. Am besten ist es, wenn der Leiter selbst so wohlhabend ist, daß er gewisse eigene Beiträge daran wenden und nach Gutdünken über sie verfügen kann: gönnen wir ihm diese glückliche Lage. Aber auch das Reich, vertreten durch sein Archäologisches Institut, das zuständige Land und die Notgemeinschaft der Wissenschaft haben sich nach reiflichem Zögern und mißtrauischer Prüfung aller Unterlagen entschlossen, einen größeren Betrag für die erste Probekampagne zur Verfügung und im Falle eines Erfolges einen festen Betrag für eine Reihe von Jahren in Aussicht zu stellen. Sollte die kräftige fünfstellige Zahl noch nicht erreicht sein, so müssen wir uns schon jetzt bemühen, in diskreter Weise die Gönner in Anspruch zu nehmen, die wir unter allen Umständen um unser Unternehmen sammeln müssen; besser aber ist es, sie erst später in Erscheinung treten zu lassen, wenn sich die Wünsche in einer bestimmten Richtung formulieren lassen. Ohne solche 'öffentliche Mildtätigkeit' ist die Grabung kaum denkbar, da es in der Natur der Sache liegt, daß die staatlichen Mittel nur mit der strengsten Sparsamkeit verbraucht werden dürfen. Zur Erleichterung des menschlichen Daseins in der Einsamkeit und überhaupt zur Ellenbogenfreiheit sind sie nicht bestimmt.

Wir wollen aber auch nicht nur fordern. Eine gewisse Propaganda in Wort und Schrift ist nötig; Aufsätze in Tages- und illustrierten Zeitschriften, Vorträge in den Grabungspausen machen die Arbeit bekannt, und wir wollen auch nicht zu lange zögern, bis wir die Hapag oder den Lloyd veranlassen, mit einem Ausflugsdampfer eine Sonderfahrt nach Knidos zu unternehmen,

Digitized by Google

die sich auch ohne Ausgrabung lohnen würde, aber natürlich auch andere Punkte des Mittelmeeres berührt. Wir hoffen, bei dieser Gelegenheit so manchen unserer Leser persönlich kennenzulernen und ihn zu überzeugen, daß die Sache sich lohnt und seinem Beitritt zum Verein der Gönner des Unternehmens nichts im Wege steht.

Wir müssen zunächst den Stab der Mitarbeiter zusammenstellen. Bei kleinen Spezialgrabungen ist die Frage der Leitung durch den Charakter der Aufgabe gelöst. Für eine so umfangreiche Arbeit hat unsere Praxis ein wünschenswertes Ideal in der engsten Zusammenarbeit des Archäologen mit dem erfahrenen Ausgrabungsarchitekten ergeben: dieser ist nicht bloß Techniker, sondern genauer Kenner der antiken Baugeschichte und hat zum mindesten durch die langjährige Praxis genügende Kenntnis der Altertumskunde, um nicht mehr als Dilettant zu gelten. Notwendig ist ein kollegiales Zusammenarbeiten beider Personen, die sich in die Geschäfte der Leitung teilen, wobei der Archäologe natürlich noch die historische und philologische Seite, der Architekt die topographische und spezielle Vermessung und Bearbeitung der Funde sowie die technische Seite der Grabung übernimmt. In die Verwaltung und Abrechnung mögen sie sich teilen, wie sie sich auch in Fällen der notwendigen Abwesenheit gegenseitig vertreten. Erfahrungsgemäß bilden die Hauptmasse einer solchen Ausgrabung die Baureste, und zu ihrer Bearbeitung sind noch einige Architekten nötig, die am besten auf mehrere Jahre herangezogen werden, so daß auch sie sich die nötige Erfahrung erwerben können; vor allem muß darauf gedrungen werden, daß sie ihren Anteil bis zum endgültigen Abschluß durch die Veröffentlichung bearbeiten. Genau so wichtig ist die dauernde Mitarbeit von Archäologen, sei es um an einzelnen Gebieten der Grabung allseitig mitzuarbeiten oder um gewisse Arten von Fundstücken, wie Scherben, Skulpturen oder Inschriften, zu bearbeiten. Auch für sie ist die Teilnahme an Ausgrabungen die notwendige Praxis zu einer späteren wissenschaftlichen Selbständigkeit. Wenn die Erfolge der Arbeit es rechtfertigen, tun wir gut, einmal auch Spezialgelehrte, wie Historiker und Epigraphiker, zur Sichtung des Materials einzuladen, unter allen Umständen muß aber zu Beginn ein erfahrener Landmesser anwesend sein, der zunächst einen genauen Plan des Stadtgebietes mit allen bereits sichtbaren

Digitized by Google

Ruinen aufnimmt, in welchen dann die Einzelresultate nach und nach eingetragen werden. Ferner macht er kartographische Aufnahmen der näheren Umgebung und des Hinterlandes im weiteren Umfange, das er dazu bereist, wobei er eine Anzahl bisher unbekannter Ruinenstätten entdeckt, die dann von uns im Laufe der Zeit ebenfalls untersucht werden. Während der Grabung erhalten alle Mitarbeiter bestimmte Bezirke zugewiesen, in denen sie die wissenschaftliche Aufsicht zu führen haben.

Die Expedition, die beiden Leiter mit je einem Mitarbeiter und der Landmesser treten also die Reise an. Vorher haben sie auf diplomatischem Wege die Genehmigung der türkischen Regierung erhalten, die zur Überwachung einen Ausgrabungskommissar ernannt hat. Dieser Beamte wird mit uns jahrelang unser Leben teilen, und wir tun gut, zu ihm in ein kameradschaftliches Verhältnis zu treten. Da die Halbinsel kaum bewohnt ist, nehmen wir auch einen Koch und einen Diener mit, sogar ein ganzes Haus in Gestalt einer zerlegbaren Baracke, die zunächst allen Zwecken dient, im Laufe der Zeit aber allein für Wohnzwecke und für das Archiv eingerichtet wird, während für Küchen- und Wirtschaftszwecke, für Ausgrabungsgerät, zur Unterbringung von Einzelfunden und für die niederen Angestellten besondere geeignete Hütten errichtet werden. Wir gelangen an den Ort von der nächsten Dampferhaltestelle, der Insel Kos, die im Segelboot in wenigen Stunden zu erreichen ist. Von da erhalten wir auch unsere Post, wozu wir einen festen Vertrag mit einem griechischen Barkenführer der Insel schließen. Dieser Kapitano steht uns von nun an zur Verfügung, und auch der türkische Zollposten hat die Anweisung erhalten, ihn ohne besondere Schwierigkeiten passieren zu lassen: was dabei anfangs noch an Reibungen auftreten sollte, wird in kurzer Zeit durch die Macht der Gewöhnung beseitigt. Wir haben uns auch einen Oberaufseher für die Arbeiter mitgebracht, der das Türkische gut beherrscht, und zwei bis drei weitere Aufseher, die alle geschulte Handwerker sind, in erster Linie Steinmetzen; aber auch ein Tischler und ein Schmied müssen vertreten sein. Ein jeder von ihnen bringt sein notwendiges Handwerksgerät mit sich, wir aber sorgen für die Massenartikel, wie Spaten, Hacken, Tragkörbe für die Erde, verschiedene Hebeeisen und Holzmaterial. Besondere Grabungsmaschinen, von denen vielfach die Rede ist, Bohrmaschinen und Bagger aller Arten,

Digitized by Google

spielen nicht die geringste Rolle: sie sind in der Grabung nicht zu brauchen, und wenn von ihnen berichtet wird, ist es entweder Schwindel oder die Grabung wird dilettantisch geführt. Die zuverlässige Beobachtung von Fundschichten und Einzelfunden, auch der Sturzlage, die uns über die Herkunft einzelner Gegenstände oder über den Zerstörungsvorgang aufklären könnte, würde damit unmöglich werden. Geradezu als wissenschaftliches Verbrechen muß aber die Verwendung der Steinsäge oder gar der Dynamitpatrone bezeichnet werden, um mit ihrer Hilfe größere Ruinen zu 'bewältigen'. Notwendig sind dagegen einige Hebekräne bis zu zwei Tonnen Tragkraft, um größere Steine heben zu können, und vor allem eine Feldbahn von einigen hundert Metern Geleise, denn man muß die Erdmassen der Verschüttung immer dahin abtransportieren können, wo sie die weitere Untersuchung nicht stören. Knidos bietet hier geradezu ideale Bedingungen: wir legen die Feldbahn bis zu der überall leicht erreichbaren Küste, wo dann die Brandung den weiteren Abtransport kostenlos übernimmt. Selbstverständlich nehmen wir nicht gerade die beiden geschützten Häfen als Abladeplätze, weil die Erde hier liegen bleiben und diese wichtigen Anlagen bald verschütten würde.

Dafür finden wir in Knidos eine große Schwierigkeit, den Arbeitermangel. Hier hilft nur Energie, Propaganda und Geduld. Wir errichten zunächst Wohnbaracken für etwa zweihundert Mann, welche, so primitiv sie auch sein mögen, den Leuten vermutlich immer noch bessere Lebensbedingungen bieten, als sie es bei ihrer kaum glaublichen Anspruchslosigkeit zu Hause haben, geben bekannt, daß Arbeiter gesucht werden, und begnügen uns in der ersten Kampagne mit den siebzig bis hundert Mann, die die nähere Umgebung stellen kann. Um die Leute vor der landesüblichen Ausbeutung durch gewissenlose Dorfwucherer zu schützen, nehmen wir das Verpflegungswesen in eigene Verwaltung und betreuen damit einen der Aufseher, später vielleicht einen Vertrauensmann der Arbeiter. Zur Verpflegung gehört auch die Wasserversorgung während der Arbeit in der Hitze: ein paar halbwüchsige Burschen reiten auf Eseln, deren Packsättel je zwei kleine Wasserfäßchen tragen, in den Arbeitsstellen umher und bieten den Leuten das erfrischende Naß. Die Wirkung unserer Bemühungen zeigen sich schon in der nächsten Kampagne. Der

Digitized by Google

unerwartete Verdienst und die gute Behandlung wird bekannt, und Arbeitswillige stellen sich schon auch aus größerer Entfernung ein; wir haben die Möglichkeit, bis zu dreihundert oder mehr Leute einzustellen und müssen bald sogar Anwärter zurückweisen und auf die spätere Zeit vertrösten.

Die Arbeitszeit dauert in landesüblicher Weise von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Gefeiert werden eigentlich nur die größeren Feste, aber wir wissen, daß der Mensch Erholung braucht und setzen einen Wochenfeiertag fest, nach unserem Belieben wohl den Sonntag. Um mit der Verarbeitung der Ergebnisse einigermaßen Schritt halten zu können, lassen wir nicht länger als das halbe Jahr graben, getrennt in eine Herbst- und eine Frühjahrskampagne. In den übrigen Monaten werden Reisen gemacht, man fährt auch nach Hause, man arbeitet wissenschaftlich an den Ergebnissen, oder die Ausgrabung wird ganz geschlossen und das Expeditionslager wird der Obhut eines Aufsehers anvertraut.

Die erste Kampagne ist natürlich der vorbereitenden Arbeit gewidmet. Man verschafft sich eine gründliche Kenntnis des Gebietes und der Umgebung, studiert und vergleicht die bisherigen Forschungen an Ort und Stelle und überlegt sich den Gang der zukünftigen Arbeiten. Nach Beendigung des Stadtplanes begibt sich der Landmesser mit einem Dolmetscher und einem Gehilfen, ausgerüstet mit einem Expeditionszelt, in die weitere Umgebung, um die kartographischen Aufnahmen zu erledigen, gewöhnlich von einem der beiden Ausgrabungsleiter begleitet, die so die Landschaft ebenfalls genau kennenlernen. Die Mehrzahl der Arbeiter wird zunächst an Stellen angesetzt, deren Ausgrabung keiner besonderen Aufmerksamkeit bedarf, wie an verschütteten Stellen der Stadtmauer oder an vorbereitenden oberflächlichen Grabungen, denn auch die Arbeiter müssen eine gewisse Erfahrung erwerben, und sie, die Aufsicht und die Leitung müssen sich reibungslos einspielen. Wir lernen so rasch die Befähigteren kennen, die dann als Führer mit der Hacke arbeiten oder auch zu Aufsehern aufrücken können, während die Hoffnungslosen beim Schippen der Erde oder bei der Führung der Feldbahn bleiben.

Daneben dürfen wir aber nicht vergessen, daß wir schon jetzt mit eindrucksvollen Ergebnissen aufwarten wollen, um bei den Geldgebern aller Kategorien den dauernden Bestand der Grabung

Digitized by Google

zu sichern. Es darf sich aber nicht um einen Einzelfund handeln, denn wir brauchen gerade die Gewähr für weitere gute Ergebnisse. Wir setzen daher eine Arbeiterkolonne in der vermutlichen Tempelgegend in einiger Entfernung nördlich vom kleineren Hafen an und haben Glück: ein Tempel wird festgestellt, der zwar in römischer Zeit verändert worden ist, aber reichliche Reste der griechischen Architektur der klassischen Zeit aufweist. Einige Weihinschriften lassen ihn als Zeustempel erkennen, aber in der Nachbarschaft finden wir andere Inschriften, die Aphrodite erwähnen. Die Zeit ist vorgerückt, wir können nicht mehr viel an jener Stelle graben, doch gelingt es uns noch, zwischen den Trümmern eine wenig beschädigte Wiederholung der praxitelischen Statue zu entdecken. Hier die Arbeit fortzusetzen ist geradezu eine Pflicht. Daneben ergibt eine Versuchsgrabung im Gebiet des Demeterheiligtums im Nordosten der Stadt, daß hier noch reichliche Einzelfunde verborgen liegen, und eine weitere Probegrabung auf der Stadtinsel beweist, daß in der Tat hier, auf der geschützten Insel, ursprünglich die archaische Stadt gelegen hat, die erst im späten 5. Jahrhundert auf dem Festland gewissermaßen neu gegründet worden ist.

Wir müssen auch versuchen, auf Publikum und Behörden erzieherisch zu wirken und im eigensten Interesse der verbreiteten Ansicht entgegentreten, als bestände die Aufgabe einer Ausgrabung darin, Gegenstände von Kunst- oder Kuriositätswert zu finden, die irgendwohin zu bringen und auszustellen wären. Das ist nur Nebenergebnis im Vergleich zu den Aufklärungen kultureller und historischer Art, die wir zunächst im besonderen für Knidos, darüber hinaus aber für das ganze Altertum gewinnen wollen. Knidos gibt uns dafür ein Musterbeispiel fast ohne Mühe an die Hand, die vorzüglich erhaltene und klare Anlage eines verschließbaren Kriegshafens, wie sie in der antiken kriegswissenschaftlichen Literatur eine große Rolle spielen, jedoch bisher noch nirgendwo beobachtet werden konnten. Das wird der einzigartigen Lage der Stadt auf einer schmalen felsigen Halbinsel fern von allen größeren Flüssen verdankt, wodurch dem üblichen Schicksal der Versandung von Häfen vorgebeugt worden ist. Wir erkennen den Kriegshafen in dem trapezförmigen Bassin, das innerhalb der Stadtmauer liegt. Die westliche Einfahrt war, wie noch unverkennbare Spuren am Eckturm lehren, durch Sperrketten gesichert,

Digitized by Google

die südlich zu einem vom Turm quer in die Einfahrt vorspringendem Mauerstück führen (s. Taf. 1,1). Freilich war die Mauer hier niemals hoch, sie erhob sich nur wenig über dem Meere und liegt heute mit dem Wehrgang etwa 20 cm unter dem Wasserspiegel, während die teilweise erhaltenen Schießscharten noch herausragen: wir können daher hier genaue Beobachtungen über das überall im Mittelmeer stattgehabte Steigen des Meeres im Verhältnis zum Altertum machen, das so viele Irrtümer veranlaßt hat und manche nur überflutete Stadtmauern als Molen erscheinen ließ. Wir müssen unsere Untersuchungen allerdings im Badekostüm vornehmen, was unter den Arbeitern anfangs Staunen und Kopfschütteln hervorruft, aber bald überwinden einige von ihnen die angeborene Scheu vor vielem kalten Wasser und kommen uns munter zu Hilfe, um hindernde Quadern beiseite zu schaffen oder auch den Sand unter Wasser wegzuschaufeln. Auch der Handelshafen mit seinen gewaltigen Molen und den großen Steinringen zum Vertäuen der Schiffe ist sehr wichtig, da er in seinem ursprünglichen griechischen Zustand erhalten geblieben ist: die ständig abnehmende Bedeutung der Stadt ließ es als entbehrlich erscheinen, die Hafenanlagen in römischer Zeit zu 'modernisieren'.

Unsere ersten Ergebnisse werden in ausführlichen Berichten den interessierten Stellen vorgelegt und erreichen ihr Ziel: die Ausgrabung wird als erfolgversprechend anerkannt und kann für eine Reihe Jahre als gesichert gelten. Außerdem veröffentlichen wir möglichst jedes Jahr unsere Ergebnisse in vorläufiger kurzer Form im »Archäologischen Anzeiger«, erläutert durch Photographien, Pläne und Karten. Hier ist aber eine strenge Vorsicht vonnöten, denn die Gelehrten neigen daheim gar zu sehr, vorläufige Berichte 'auszuwerten' und noch ungesicherte Ergebnisse ihren eigenen Wünschen entsprechend auszubauen und zu verallgemeinern. Kommt dann die Zurechtstellung, so ist man rasch bei der Hand, der Ausgrabung eine Irreführung vorzuwerfen. Wir führen ein genaues Tagebuch, das alle äußeren Ereignisse und die täglichen Grabungsergebnisse recht ausführlich verzeichnet, dazu wird jedes Stadium der Ausgrabung, darunter besonders die Sturzlage der aufgedeckten Ruine vor der Ordnung der Steine, photographisch und, wenn nötig, durch Planskizzen festgelegt. Wir scheuen uns auch nicht, unsere Vermutungen und Hoffnungen dem Tagebuch anzuvertrauen, merken es aber bald, wie wenig

Digitized by Google

sicher solche Erwartungen sind: wir müssen daher besonders darauf achten, sie im Tagebuch jedesmal freimütig zu widerlegen, wenn die Ereignisse uns eines Besseren belehrt haben.

So vergeht Jahr um Jahr. Wir lernen jeden Stein, jeden Mauerzug kennen, die Stadt wird inhaltsreicher, sie wird zur wissenschaftlichen Sensation, und es wird Mode, wissenschaftliche Reisen auch bis zu uns auszudehnen: jedes Jahr können wir eine Reihe Gäste begrüßen, die geführt werden wollen, darunter regelmäßig im Herbst die Stipendiaten des Archäologischen Instituts. Es gibt weit und breit nur die eine Unterkunft bei uns selbst, so daß wir eine weitgehende Gastfreundschaft zu üben haben. Was wir den Besuchern bieten können, ist ein eindrucksvolles Bild einer griechischen Stadt, mit Hafenanlagen, einem großen Staatsmarkt mit Säulenhallen, in der Nachbarschaft dem theaterförmigen Rathaus, und zahlreichen Inschriftbasen für Ehrenstatuen, die aber selbst fast spurlos verschwunden sind: das Erz war in der Spätzeit ein zu kostbares Material, um sich erhalten zu können. Allein die Inschriften geben uns einen guten Überblick über die vornehmen Familien, die die Geschicke der Stadt lenkten, wir haben fast vollständige Listen der regierenden Beamten und Ehrenbeschlüsse für Bürger und ausländische Herrscher, die uns neue Einblicke auch in die allgemeine Geschichte der hellenistischen Zeit gewähren. Wir finden allmählich auch andere Verwaltungsgebäude, mehrere Staatsaltäre und Heiligtümer mit langen Priesterlisten und Festvorschriften, aber der Aphroditetempel enttäuscht den schwärmerischen Optimisten: es ist keineswegs ein schimmernder Prachtbau, sondern ein mehr bescheidenes Haus aus der älteren Zeit der Stadt, das erst durch seinen kostbaren Inhalt so berühmt geworden ist. Andere Heiligtümer finden sich über die ganze Stadt verstreut, an ganz unvermuteten Stellen, ebenso drei Gymnasien. Aus der römischen Zeit stammt der kleinere Hallenplatz, ein Festplatz mit dem Kaiseraltar und ein Theater. Schließlich finden wir auch eine Reihe bedeutungsvoller Marmorstatuen, neben vielen von Dutzendwert, und sogar in den Thermensälen die eine oder die andere Erzstatue in Lebensgröße, die sich wieder aus den Trümmern zusammenstellen läßt. Das Christentum hat die Kultstatuen der Tempel wohl beseitigt, aber nicht so gründlich wie an anderen Orten, so daß wir hier und da noch bedeutende Reste antreffen.

Digitized by Google

Doch wir haben einen ganzen Stadtplan, den wir füllen müssen. Schon von der zweiten Kampagne ab wird eine besondere Arbeiterkolonne aufgestellt, die im Bereich der ganzen Stadt die Straßenecken freilegen muß, einzelne Hauptstraßen verfolgt und an ihren Seiten auf manches wichtige Gebäude stößt, das dann ganz freigelegt wird. So lernen wir die Anlage der Stadt kennen mit ihrem vollkommen regelmäßigen Straßennetz. Manche gewaltige Stützmauer der Terrassen kommt dabei zutage, und besonders in den höheren Teilen finden wir noch ungestörte Hausanlagen der griechischen Zeit, erhalten dank dem Umstande, daß die abnehmende Bevölkerung sich hauptsächlich in den bequemeren unteren Vierteln aufhielt. Auch die Stadtmauer wird in ihrer ganzen Ausdehnung untersucht, und es erweist sich, daß, trotz der Zerstörung für das Auge, fast alles erhalten ist, wenn auch abgestürzt, denn niemand hat sich die Mühe gemacht, die Steine von den hohen Felsen zu holen. Wir lassen es uns angelegen sein, die Trümmer zu ordnen, und werden, schon um Platz zu sparen, in vielen Fällen Säulen, Pfeiler und Mauern wieder aus dem alten Material aufrichten, aber mit genauer Kenntlichmachung des erhaltenen Bestandes.

So bald als möglich wenden wir unsere Fürsorge dem mächtigen Grabdenkmal auf der südlich benachbarten Halbinsel zu, das der athenische Admiral Konon seinen Gefallenen nach dem glänzenden Siege über die spartanische Flotte im Jahre 394 errichtete. Schon früher ist das sogenannte Löwenmonument flüchtig ausgegraben und der prachtvolle krönende Löwe nach London gebracht; der riesige Unterbau aber ist seitdem stark von der scharfen Seeluft und am Fuß durch Menschenhand mitgenommen. Das Denkmal muß durch Untermauerung gestützt werden, und wir benutzen die Gelegenheit, die Umgebung weiter freizulegen, finden dabei neue wichtige Werkstücke und können die Rekonstruktion zurechtstellen und vervollständigen.

Das Monument liegt bereits im Gebiet der Nekropole, die ebenfalls gründlich durchforscht wird. Die Gräber sind allerdings zumeist ausgeplündert, geben aber, neben dem Typologischen, immer noch genug Funde an Beigaben und Inschriften, wobei auch einige Heiligtümer der Unterweltsgottheiten gefunden werden. Besonders ergebnisreich sind die ältesten Gräber, weil sie im Altertum geschont wurden, im Laufe der Jahrhunderte

Digitized by Google

Knidos. Nach A. v. Gerkan, Griechische Städteanlagen

Digitized by Google

Digitized by Google

aber so unkenntlich wurden, daß sie der Aufmerksamkeit der Grabräuber entgehen konnten. Auch uns hat ihre Auffindung manche Mühe gekostet, war aber doch möglich, da das in Frage kommende Gebiet nicht groß war.

Erst nach acht bis neun Jahren können wir die Arbeit im Großen einstellen, nachdem wir sagen können, in Knidos alles Wesentliche gefunden zu haben, und in die Nachbarschaft manche erfolgreiche Expedition ausgeschickt hatten. Nach dem Grabungsvertrag gehören die Funde ausschließlich der Türkei, und die erstklassigen Funde werden in die Museen von Konstantinopel und Smyrna geschafft. Für die große Masse ist an Ort und Stelle ein magazinartiges Museum errichtet worden, anderes im Stadtgebiet in erhaltenen Gewölben oder anderen geeigneten Stellen untergebracht. Doch wird uns aus Billigkeitsgründen eine ganze Reihe von Statuen, Inschriften und Architekturstücken, besonders aber Vasen und Scherben aus der Nekropole überlassen, mit denen wir unsere heimatlichen Museen bereichern. Jedoch ist der Erwerb von Kunstschätzen für Museen durch Ausgrabungen heute immer als Ausnahmefall zu betrachten, es sei denn, daß der heimatliche Boden durchforscht wird. Denn alle in Frage kommenden Länder haben ihre Antikengesetzgebung so weit ausgebaut, daß ein Fundexport auf legalem Wege nicht mehr möglich ist: eine Ausgrabung ist daher keine Erwerbsangelegenheit mehr, sondern eine Sache der reinen Forschung.

Uns stehen noch zwei wichtige Aufgaben bevor. Die erste ist die Sicherung der ausgegrabenen Stadt Knidos. Wir wollen verhindern, daß die mit so viel Kosten und Mühen freigelegten Stellen wieder versanden oder mit Gestrüpp verwachsen, mehr noch, daß die Reste von mutwilliger Hand beschädigt oder von gewissenlosen Unternehmern als Steinbruch ausgebeutet werden. Denn nun ist Knidos ja nicht mehr ein unbekannter Punkt an der Küste. Längst schon ist unsere Wohnbaracke einem einfachen, aber geräumigen Hause gewichen, auf das wir natürlich auch nach Abschluß der Arbeit unser Eigentumsrecht wahren, denn wir wissen, daß wir die Stadt während der Veröffentlichung noch mehr als einmal zur Nachprüfung von Einzelheiten und zur Auffrischung des Gedächtnisses besuchen müssen. Um auch für die Zukunft ein gutes Verhältnis zu den lokalen Gewalten zu sichern, werden wir wohl das Aufseherhaus dem Zollwächter

Digitized by Google

und dem Gendarmerieposten überlassen, deren soziale Lage dadurch bedeutend gebessert wird. Wir wählen unter unseren alten Arbeitern den zuverlässigsten, der mit seiner Familie in das Untergeschoß des Wohnhauses zieht, mit der Aufgabe, gegen ein kleines Jahresgehalt Haus und Ausgrabung sauber zu halten; das Obergeschoß bleibt unseren Besuchen vorbehalten, aber steht auch nach wie vor den wissenschaftlichen Reisenden zur Verfügung, worüber der Wächter genaue Anweisungen erhält.

Die andere Pflicht ist die wissenschaftliche Berichterstattung in endgültiger Form, die abschließende Veröffentlichung unserer Arbeiten. Die Erfahrung hat uns die Gefahr kennen gelehrt, die mit einer verspäteten Veröffentlichnug verbunden zu sein pflegt. Es wird von Jahr zu Jahr schwieriger, zeitweilige Mitarbeiter zur nachträglichen Bearbeitung ihres Anteils zu veranlassen, wenn sie sich inzwischen anderen Berufen zugewandt haben und bei dem besten Willen vielleicht nicht mehr die Zeit dazu aufbringen können. Sie können auch arbeitsunfähig werden oder sterben: dann steht man vor der unangenehmen Lage, einen Ersatzmann zu suchen, der aber, selbst nach einem längeren und kostspieligen Besuch der Stadt, doch nicht mehr die Erfahrungen des ersten Bearbeiters sammeln kann. Daß einer der Leiter für den Ausfall eintritt, dürfte in der Regel nicht möglich sein, weil deren eigener Anteil schon besonders reichlich bemessen zu sein pflegt. Scheidet gar einer von diesen nachträglich aus, so kann das Schicksal der Veröffentlichung als besiegelt gelten: es kommt zu einem behelfsmäßigen Abschluß der Arbeit, bei welchem ein erheblicher Teil der Beobachtungen für die Wissenschaft verloren geht.

Wir beginnen daher schon frühzeitig mit der endgültigen Veröffentlichnug, die aus einer ganzen Reihe von Bänden bestehen wird. Für den Anfang ist die Beschreibung von Land und Leuten und die kartographische Arbeit das Gegebene. Weiter aber ist die größte Vorsicht am Platz, denn nichts ist lästiger, als wenn mit dem Fortschreiten der Arbeit die ersten Veröffentlichungen sich als ergänzungsbedürftig, vielleicht gar als überholt herausstellen. Wir achten schon bei der Verteilung der Aufgaben darauf, daß die zeitweiligen Mitarbeiter Gebiete zugewiesen bekommen, die in sich abgeschlossen sind und von ihnen in der Zeit ihrer Tätigkeit auch vollendet werden können. Denn es muß Grundsatz sein, daß sie ihre Arbeit selbständig unter ihrem

Digitized by Google

Namen im Rahmen der Veröffentlichung bekanntgeben. Den Leitern aber fallen die Themata zu, deren Klärung erst nach jahrelanger Arbeit zu erwarten ist. Daneben bemühen wir uns, einige Mitarbeiter auch für längere Zeit zu binden, nicht nur, um die Veröffentlichung zu sichern, sondern um für den Fall, daß auch einer der Leiter ausscheiden muß, eine Ersatzmöglichkeit zu haben: auch diese werden sich mit Erfolg an der späteren Veröffentlichung beteiligen.

Für die Art der Veröffentlichung bleibt der Grundsatz: rasch, aber ohne Übereilung, gediegen, aber nicht verschwenderisch. Die früher üblichen Luxusbände mit kostspieligen Tafeln müssen aufgegeben werden, um den wissenschaftlichen Bibliotheken und Privatpersonen die Anschaffung zu erleichtern. Es genügt, wenn Text, Abbildungen, Tafeln und Karten sauber, anständig und klar sind, denn die wenigsten Gegenstände sind eine Prachttafel wert und können später in anderem Zusammenhang ihre würdige Wiedergabe finden. Andrerseits müssen wir die Einschränkung ablehnen, nach welcher die Ausgrabung sich lediglich mit einer Berichterstattung begnügen und die Auswertung der Ergebnisse anderen überlassen soll. Es hieße das, die Forscher auf Glatteis führen, denn auch die gewissenhafteste Berichterstattung ist nicht imstande, erschöpfend alle Umstände anzuführen, die erwogen werden müßten, wenn die Ergebnisse in die Forschung eingereiht werden. Wird die Grabung von wirklichen Gelehrten geleitet, so sind sie auch imstande, die nötigen Folgerungen aus ihrer Arbeit zu ziehen, und niemandem ist es verwehrt, sie nach Belieben weiter auszubauen.

Es wird sich herausstellen, daß nach der Beendigung der eigentlichen Ausgrabung noch etwa die Hälfte der Veröffentlichung nachzuliefern ist, was bei günstigen Umständen in fünf bis sechs Jahren geschehen kann. Damit ist die Stadt Knidos für die Wissenschaft wiedererstanden, und wir versäumen es nicht, für unsere Leser auch eigene Reiseführer durch die Ruinenstadt herauszugeben, damit sie sich am Ort leicht überzeugen können, ob wir unsere Versprechungen wahr gemacht haben.

Digitized by Google

und dem Gendarmerieposten überlassen, deren soziale Lage dadurch bedeutend gebessert wird. Wir wählen unter unseren alten Arbeitern den zuverlässigsten, der mit seiner Familie in das Untergeschoß des Wohnhauses zieht, mit der Aufgabe, gegen ein kleines Jahresgehalt Haus und Ausgrabung sauber zu halten; das Obergeschoß bleibt unseren Besuchen vorbehalten, aber steht auch nach wie vor den wissenschaftlichen Reisenden zur Verfügung, worüber der Wächter genaue Anweisungen erhält.

Die andere Pflicht ist die wissenschaftliche Berichterstattung in endgültiger Form, die abschließende Veröffentlichung unserer Arbeiten. Die Erfahrung hat uns die Gefahr kennen gelehrt, die mit einer verspäteten Veröffentlichnug verbunden zu sein pflegt. Es wird von Jahr zu Jahr schwieriger, zeitweilige Mitarbeiter zur nachträglichen Bearbeitung ihres Anteils zu veranlassen, wenn sie sich inzwischen anderen Berufen zugewandt haben und bei dem besten Willen vielleicht nicht mehr die Zeit dazu aufbringen können. Sie können auch arbeitsunfähig werden oder sterben: dann steht man vor der unangenehmen Lage, einen Ersatzmann zu suchen, der aber, selbst nach einem längeren und kostspieligen Besuch der Stadt, doch nicht mehr die Erfahrungen des ersten Bearbeiters sammeln kann. Daß einer der Leiter für den Ausfall eintritt, dürfte in der Regel nicht möglich sein, weil deren eigener Anteil schon besonders reichlich bemessen zu sein pflegt. Scheidet gar einer von diesen nachträglich aus, so kann das Schicksal der Veröffentlichung als besiegelt gelten: es kommt zu einem behelfsmäßigen Abschluß der Arbeit, bei welchem ein erheblicher Teil der Beobachtungen für die Wissenschaft verloren geht.

Wir beginnen daher schon frühzeitig mit der endgültigen Veröffentlichnug, die aus einer ganzen Reihe von Bänden bestehen wird. Für den Anfang ist die Beschreibung von Land und Leuten und die kartographische Arbeit das Gegebene. Weiter aber ist die größte Vorsicht am Platz, denn nichts ist lästiger, als wenn mit dem Fortschreiten der Arbeit die ersten Veröffentlichungen sich als ergänzungsbedürftig, vielleicht gar als überholt herausstellen. Wir achten schon bei der Verteilung der Aufgaben darauf, daß die zeitweiligen Mitarbeiter Gebiete zugewiesen bekommen, die in sich abgeschlossen sind und von ihnen in der Zeit ihrer Tätigkeit auch vollendet werden können. Denn es muß Grundsatz sein, daß sie ihre Arbeit selbständig unter ihrem

Digitized by Google

Namen im Rahmen der Veröffentlichung bekanntgeben. Den Leitern aber fallen die Themata zu, deren Klärung erst nach jahrelanger Arbeit zu erwarten ist. Daneben bemühen wir uns, einige Mitarbeiter auch für längere Zeit zu binden, nicht nur, um die Veröffentlichung zu sichern, sondern um für den Fall, daß auch einer der Leiter ausscheiden muß, eine Ersatzmöglichkeit zu haben: auch diese werden sich mit Erfolg an der späteren Veröffentlichung beteiligen.

Für die Art der Veröffentlichung bleibt der Grundsatz: rasch, aber ohne Übereilung, gediegen, aber nicht verschwenderisch. Die früher üblichen Luxusbände mit kostspieligen Tafeln müssen aufgegeben werden, um den wissenschaftlichen Bibliotheken und Privatpersonen die Anschaffung zu erleichtern. Es genügt, wenn Text, Abbildungen, Tafeln und Karten sauber, anständig und klar sind, denn die wenigsten Gegenstände sind eine Prachttafel wert und können später in anderem Zusammenhang ihre würdige Wiedergabe finden. Andrerseits müssen wir die Einschränkung ablehnen, nach welcher die Ausgrabung sich lediglich mit einer Berichterstattung begnügen und die Auswertung der Ergebnisse anderen überlassen soll. Es hieße das, die Forscher auf Glatteis führen, denn auch die gewissenhafteste Berichterstattung ist nicht imstande, erschöpfend alle Umstände anzuführen, die erwogen werden müßten, wenn die Ergebnisse in die Forschung eingereiht werden. Wird die Grabung von wirklichen Gelehrten geleitet, so sind sie auch imstande, die nötigen Folgerungen aus ihrer Arbeit zu ziehen, und niemandem ist es verwehrt, sie nach Belieben weiter auszubauen.

Es wird sich herausstellen, daß nach der Beendigung der eigentlichen Ausgrabung noch etwa die Hälfte der Veröffentlichung nachzuliefern ist, was bei günstigen Umständen in fünf bis sechs Jahren geschehen kann. Damit ist die Stadt Knidos für die Wissenschaft wiedererstanden, und wir versäumen es nicht, für unsere Leser auch eigene Reiseführer durch die Ruinenstadt herauszugeben, damit sie sich am Ort leicht überzeugen können, ob wir unsere Versprechungen wahr gemacht haben.

Digitized by Google

Neuere deutsche Ausgrabungen in Griechenland

von Professor Dr. Ernst Buschor

Erstem Sekretar der Athenischen Abteilung des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches

Mit Beilage 2 (zwischen S. 32—33)

Wer in alter Zeit von Westen her in die Stadt Athen einzog, auf der breiten Straße, die an Platons Akademie vorüberführte, kam durch eine der großen Gräberstätten, die sich vor allen Toren der Stadt ausbreiteten, zum 'Dipylon', dem großen Doppeltor. Tor und Friedhof und die wechselnden Schicksale dieser Gegend, die bald Begäbnisstätte, bald Industrieviertel, bald beides war, sind vor und im Krieg von dem Deutschen Archäologischen Institut aufgeklärt worden. Seit einigen Jahren wurde die wichtige Unternehmung dank der Spende eines Deutsch-Amerikaners fortgesetzt und innerhalb der klassischen Stadtmauer ein ausgedehnter Friedhof aus der Zeit um 1000 vor Christus aufgedeckt, darüber Gräber aus der folgenden 'geometrischen' Zeit, über diesen wieder ein großes Gebäude aus klassischer Zeit, das 'Prozessionshaus', von dem die Festzüge der Athener ihren Ausgang nahmen.

Durch das Doppeltor südostwärts in die Stadt hineinwandernd kommt man vor der Ostfront des sogenannten 'Theseions' vorüber, das sehr wahrscheinlich ein Hephaistostempel gewesen ist. Hier konnten wir in der letzten Zeit einige kleinere Nachgrabungen vornehmen, vor allem auch den Tempel selbst bis ins Kleinste vermessen und viele neue Beobachtungen machen.

Wandern wir südostwärts weiter, so führt uns die 'Dreifußstraße', an der die dionysischen Preisdreifüße aufgestellt wurden, um den Osthang der Akropolis herum zum Odeion des Perikles und zum Dionysostheater. Sowohl an der Dreifußstraße als am Odeion und Theater sind in den letzten Jahren zum Teil von uns, zum Teil unter unserer Mitwirkung neue Untersuchungen angestellt worden. Östlich von dieser Wegstrecke und der Akropolis erhebt sich heute die gewaltige Ruine des 'Olympieions', dessen siebenhundertjährige Baugeschichte durch Ausgrabung

Digitized by Google

geklärt werden konnte; auch ein Vorläufer dieses von Peisistratos' Söhnen begründeten Riesentempels ließ sich nachweisen.

Vom Dionysostheater steigt der Weg am Südhang der Burg steil zum Eingang der Feste empor, an dem sich auf hoher Warte der kleine Niketempel erhebt. Der erste Zustand des Heiligtums der Nike wurde von uns durch eine Ausgrabung unter dem Pflaster des klassischen festgestellt, auch die Opfernische des unbetretbaren Charitenheiligtums neben den Propyläen aufgefunden.

Von der Akropolis schweift der Blick westwärts hinüber zum Parnes, wo die einsame Bergfeste Phyle von uns näher untersucht wurde, und südwärts zur Insel Aegina. Die Ausgrabungen der Bayerischen Akademie sind hier nach längerer Pause seit fünf Jahren wieder im Gang und haben nicht nur die Topographie der alten Stadt und die bauliche Entwicklung des Aphroditeheiligtums geklärt, sondern auch zur Aufdeckung vorgeschichtlicher Siedlungen geführt, die von der Steinzeit bis zur mykenischen Zeit einander ablösen. Ein Herrschersitz der Bronzezeit steht im Mittelpunkt. Reiche Funde besonders an Gefäßen sind zu verzeichnen.

Aegina schlägt die Brücke hinüber zur Argolis, deren völlige topographische Untersuchung von uns betrieben wird. Die vor dem Krieg begonnenen Ausgrabungen des von Schliemann zuerst untersuchten Tiryns wurden seit einigen Jahren wieder aufgenommen. Die Baugeschichte der Burg und damit die Entwicklung der mykenischen Kultur zeigen sich in neuem Licht; ein Teil der mykenischen Unterstadt kam zutage, dazu Reste von Siedlungen aus der älteren und mittleren Bronzezeit, alle mit reichen keramischen Resten. Auch das frühgriechische Heiligtum, das sich an die Stelle des Palastes von Tiryns setzte, lieferte bedeutsame Funde.

In dem südlichen Peloponnes konnten wir bei Sparta das altberühmte Heiligtum des Apollon in Amyklai, seine Baureste und Weihgaben näher kennenlernen und Reste der prähistorischen Siedlung bergen, die dem Heiligtum voraufging. Nahe der Westküste liegt die berühmteste deutsche Ausgrabung: Olympia. Auch hier geht eine vorgeschichtliche Siedlung voraus; Nachforschungen am altehrwürdigen Heratempel ließen ältere Vorläufer des Tempels erkennen.

Digitized by Google

Auf den westlichen Inseln wurden die früheren Grabungen in Korfu für die Veröffentlichung vorbereitet, die von Leukas durch Einrichtung des Museums und Veröffentlichung abgeschlossen. Ein solcher Abschluß steht auch für die Grabung im böotischen Orchomenos bevor. Auch auf den östlichen Inseln konnten frühere Grabungen durch neuere Tätigkeit dem Abschluß entgegengeführt werden, auf den Kykladen die von Paros, auf den Sporaden die von Kos. Eine Grabung auf Naxos förderte Reste eines ionischen Tempels aus dem Ende des 6. Jahrhunderts vor Christus zutage. In Kleinasien wurden die Arbeiten am Riesentempel des Apollon Didymaios bei Milet beendet, die von Pergamon fortgesetzt, eine kleine Nachgrabung bei Troja veranstaltet, die Tempel von Aezani und Ankyra untersucht. Die durch den Krieg unterbrochene Erforschung der Hauptstadt und des Heraheiligtums der Insel Samos wird seit vier Jahren weitergeführt und hat wichtige Ergebnisse für die Vorgeschichte seit der Steinzeit, für die ionische Kultur, für die Spätzeit der Antike und die frühchristliche Epoche geliefert.

Fast ausnahmslos handelt es sich bei diesen Unternehmungen um die Wiederaufnahme und Beendigung früherer Arbeiten, um die Einlösung alter Ehrenschulden deutscher Wissenschaft. Die Erfüllung dieser Pflichten hat ihren Lohn nicht nur in sich getragen, sondern an den verschiedensten Orten überraschende Ergebnisse gezeitigt. Möge sie die Brücke schlagen zu neuen frischen Taten, die das Dunkel der Geschichte erhellen und die Rätsel der Menschheit lösen helfen!

Digitized by Google

Tiryns

von Dr. Georg Karo

o. Professor für Archäologie an der Universität Halle

Mit Tafel 2—4

Unter den großen Ausgrabungen Heinrich Schliemanns ist Tiryns die am wenigsten berühmte, weil sie an Einzelfunden fast nichts geboten hat, was einem größeren Publikum Eindruck machen könnte. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ist sie freilich besonders bedeutungsvoll, weil hier zum ersten Male die Gestalt eines mykenischen Palastes deutlich in die Erscheinung trat. Die großartigen Funde auf Kreta haben die Bedeutung von Tiryns nicht gemindert, denn eine Vergleichung beider Palasttypen lehrte bald, daß das Festland sich hier gegenüber der übermächtigen minoischen Kultur auffallend selbständig erhalten hat. An dieser grundlegenden Tatsache haben auch die neuesten Forschungen nichts geändert, wohl aber geben sie uns ganz neue Aufschlüsse über Alter und Entwicklung des Palastes von Tiryns und der verwandten Bauten auf dem Festlande. Nachdem die Arbeit an dieser Stätte zwei Jahrzehnte lang geruht hatte, nahm sie Wilhelm Dörpfeld im Jahre 1905 wieder auf, um eine Reihe von Problemen der Baugeschichte des Palastes aufzuklären. Nach Dörpfeld haben sich G. Rodenwaldt um die reichen von ihm ausgegrabenen Freskenfunde des Palastes (s. Taf. 3 u. 4), der uns zu früh entrissene A. Frickenhaus um das nachmykenische Heiligtum auf der Burg verdient gemacht, vor allem aber Kurt Müller, der in jahrelanger unermüdlicher Arbeit alle wichtigen Probleme der Baugeschichte geklärt hat, so daß seine in wenigen Monaten erscheinende Publikation die Entwicklung dieses großartigen Herrschersitzes in lückenloser Folge darlegen kann.

Der Burghügel von Tiryns war schon im 3. Jahrtausend vor Christus (frühhelladische Zeit) dicht besiedelt. Die Ortschaft umfaßte auch die sogenannte Unterburg und dehnte sich sogar noch nach verschiedenen Seiten in die Ebene aus. Ein gewaltiger Rundbau auf der höchsten Kuppe des Felsens, der bei weitem größte

Digitized by Google

seiner Art in Griechenland (14 m Durchmesser), ist vielleicht das älteste Herrenhaus gewesen. In der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends sind ebenfalls, vor allem dank den Forschungen von Hans Dragendorff und Kurt Müller, Häuserreste und einfache Gräber auf Oberburg und Mittelburg nachgewiesen. In der Zeit der berühmten Schachtgräber von Mykenai (16. Jahrhundert) muß es hier auch schon eine Befestigung und freskengeschmückte Räume gegeben haben, über die wir leider nichts Näheres aussagen können. Das wichtigste Ergebnis von Kurt Müllers sehr subtilen Arbeiten ist der Nachweis, daß die Blütezeit von Tiryns erst in eine späte Periode fällt. Eine bisher für recht alt angesehene Burganlage, deren einfaches, aber monumentales Tor unter dem späteren Propylon 1912 gefunden wurde, fällt frühestens in die Wende des 16. und 15. Jahrhunderts. Eine jüngere Phase, deren Haupteingang dem Löwentor von Mykenai in der Anlage und in den Maßen durchaus entspricht, ist ein paar Generationen jünger. Die gewaltige Ummauerung des ganzen Burghügels und die uns erhaltene Palastruine mit ihrem reichen Freskenschmuck fällt vollends in eine Spätzeit, die kaum sehr lange vor 1200 anzusetzen sein wird. Diese verblüffende, aber zwingende Folgerung Kurt Müllers verlegt demnach sowohl die kyklopischen Festungen der mykenischen Periode wie die glänzenden Palastbauten in eine Periode, die bisher als eine Zeit des Niedergangs und der Entartung galt, vor allem deshalb, weil auf Kreta seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Blüte der minoischen Kultur und Kunst endgültig geknickt war. Jetzt lernen wir, daß die festländischen mykenischen Herrensitze in Wahrheit Erben des kretischen Glanzes gewesen sind, dessen Zerstörung wahrscheinlich durch jene festländischen Fürsten herbeigeführt wurde. Die Bedeutung der Ausgrabungen liegt vor allem in der sehr schwierigen, nur durch schärfste Beobachtung zu gewinnenden Erkenntnis der aufeinander folgenden Bauperioden.

Die 1926/27, dank tatkräftiger Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, neu aufgenommenen Grabungen, bei denen Emil Kunze und Heinrich Sulze meine bewährten Mitarbeiter sind, verfolgen vor allem das Ziel, die Grenzen der Unterstadt festzustellen, welche die Burg auf allen Seiten umgab, und dabei Schichtenfolge und Baugeschichte zu klären. Hier wird noch beträchtliche Arbeit zu leisten sein, ehe

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

wir erreichen, was auf dem Festlande wohl nur an dieser Stelle erreicht werden kann: die Aufdeckung einer mykenischen Stadtanlage in ihrem Verhältnis zur beschirmenden Burg. Methodisch liegt die Schwierigkeit besonders darin, daß die Forschungen sich über ein bedeutendes Gebiet erstrecken, anderseits aber genaue Schichtengrabungen nötig sind, um gesicherte Ergebnisse zu erzielen. Eine extensive Grabung, wie sie an mehreren kleinasiatischen Stätten möglich und geboten ist, verbietet sich in Tiryns ganz von selbst. Dies bedingt ein verhältnismäßig langsames Fortschreiten der Grabung.

Digitized by Google

Das Heiligtum der Hera von Samos

von Professor Dr. Ernst Buschor

Erstem Sekretar der Athenischen Abteilung des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches

Mit Tafel 5—8

Was wußte man von diesem im Altertum hochberühmten Heiligtum vor der Ausgrabung? Die Lage war durch Beschreibungen bekannt, eine einsam ragende Säule kündete den Ort, etwa eine Stunde westlich der Stadt am Meer. Man wußte ein Weniges über die frühe Gründung, über das brettartige uralte hölzerne Bild der Göttin, über das Fest, das ihr gefeiert wurde; von dem Riesentempel des 6. Jahrhunderts, der überliefert war, hatte man keine genauere Vorstellung. Strabon, Pausanias, Inschriftsteine erwähnen flüchtig einige andere Gebäude für befreundete Kulte und die Schätze. Die dürftigen Nachrichten wollten kein Leben gewinnen.

Die Ausgrabungen, die nach kleineren Versuchen anderer in größerem Umfang von den Berliner Museen und später vom Archäologischen Institut des Deutschen Reiches unternommen wurden, setzten naturgemäß beim großen Tempel ein. Es gelang in jahrelanger Arbeit, die Ruine, eine der größten Griechenlands, freizulegen (Taf. 5, 2) und die Rätsel ihrer Baugeschichte einigermaßen zu klären. Der Tempel ist ein ionischer 'Dipteros', wie die benachbarten kolossalen Tempel der ephesischen Artemis und des milesischen Apollon. Die Cella umsäumten zwei Ringhallen, eine tiefe säulenbestandene Vorhalle führte zu ihr; Vorhalle und Ringhallen bildeten einen Wald von 133 Säulen. Die Fundamentzüge sind zum größten Teil frei in die Höhe gebaut und mit Erde ausgefüllt worden. Das gewaltige Werk, am Ende des 6. Jahrhunderts vor Christus begonnen und in verschiedenen Etappen weitergeführt, ist nie zur völligen Vollendung gelangt. Zur Zeit des Herodot, der keinen größeren Tempel in Griechenland kennt, waren wohl die Fundamente sämtlich errichtet, Cella, Vorhalle und ein Teil der Ringhalle erbaut. Spätere Zeiten bauten an den Säulenkränzen weiter, aber diese und der Stufenkranz wurden nie

Digitized by Google

fertig, in römischer Zeit wurde wenigstens die Frontseite mit einer Freitreppe versehen und so ein gewisser Abschluß erzielt.

Ist der Grundriß des Gebäudes einigermaßen klar geworden, so tappen wir in der Erkenntnis des Aufbaus im Dunkeln. Es wird wohl gelingen, die Säulen aus den erhaltenen Basen, Trommeln und Kapitellbruchstücken bis zu einem gewissen Grad wiederherzustellen, aber vom Gebälk ist kein Rest vorhanden: vielleicht weil der Bau nie bis zu dieser Höhe gediehen ist.

Dieser große Bau war weder der erste noch der letzte Heratempel an diesem Ort. Als man in römischer Zeit die Hoffnung der Vollendung aufgab, errichtete man vor seiner Front einen kleinen Marmortempel in Nachahmung altionischer Formen. Ja, wie eine Inschrift lehrt, wurde noch im späteren Altertum ein Heratempel errichtet und es scheint, daß auch dieser erhalten ist, ein dürftiger Bau, eingezwängt in das Straßennetz der Stadt, die sich damals auf den Trümmern des Heiligtums ausgebreitet hatte.

Schwieriger ist die Frage nach den Vorläufern des großen Tempels zu beantworten, doch haben die neueren Ausgrabungen schon wichtige Spuren aufzeigen können. Der unmittelbare Vorgänger war wieder ein großer 'Dipteros', ganz ähnlichen Grundrisses und derselben Ausdehnung, durch Brand zerstört. Dieser Bau der berühmten samischen Architekten Rhoikos und Theodoros ist von ganz besonders kostbaren Formen gewesen, die zahlreichen Reste seiner Säulen stellen sich dem Feinsten zur Seite, was griechisches Handwerk je hervorgebracht hat. Von noch älteren Tempeln sei nur einer genannt, dessen Wiederaufdeckung gelungen ist, ein primitiver schmaler zweischiffiger Bau mit Holzstützen, vermutlich mit einem Walmdach abgedeckt. Er mag um 700 vor Christus erbaut sein und stellt trotz starker Zerstörung ein sehr wichtiges Beispiel altertümlicher Bauweise dar aus einer Zeit, in der der uns geläufige Tempeltypus noch nicht erfunden war.

Mit der Aufdeckung der Tempel ist zwar der Kernpunkt der monumentalen Architektur des Heiligtums erfaßt, aber nicht der Kernpunkt des Kultus. Der lag vor der Tempelfront, am Altar. Mehrere Altarbauten lassen sich noch nachweisen. Am wichtigsten ist der polykratische Riesenaltar, der in römischer Zeit unter Nachahmung der alten Formen erneuert worden ist. Um die Altäre, vermischt mit der Asche und den Knochen der

Digitized by Google

Opfertiere, breitete sich die große Masse der Votivgaben aus, Gefäße, Geräte, Bilder der Gottheit, Bilder von Mensch und Tier und allerhand Mischwesen aus Ton, Erz, Elfenbein, Fayence (s. Taf. 5, 1). Eine der beliebtesten Votivgaben waren eherne Kessel mit Greifenköpfen als Griffen; ein reicher Schatz konnte da geborgen werden (s. Taf. 8, 2).

Unverrückbar war das eigentliche Zentrum des Heiligtums, das Kultmal, in dessen Nähe der Altar immer verblieb. Das war der heilige Lygosstrauch, bei dem Hera geboren und mit Zeus vermählt wurde, am Ufer des Imbrasos. Dieser Strauch, bei dem im Beginn des 1. Jahrtausends vor Christus das Gnadenbild gefunden wurde und den Pausanias im 2. Jahrhundert nach Christus noch sah, ist wohl von der ersten christlichen Kirche am Ende des 4. Jahrhunderts nach Christus überbaut worden. Der Imbrasosarm, der in der ältesten Zeit in der Altargegend vorbeifloß, hat sich aber wieder unter den späteren Aufschüttungen als Kiesablagerung gezeigt.

Zu einem griechischen Heiligtum gehört neben Kultmal und Altar noch das 'Temenos', der der Gottheit abgesteckte Bezirk. In die Erweiterung dieses Bezirks von einem kleinen Platz zu einem etwa ¼ Quadratkilometer großen Areal mit Hallen, Weihgeschenkstraßen, Schatzhäusern, dem Tempeldienst geweihten Nebengebäuden ließen die neueren Ausgrabungen einen Einblick gewinnen. So wurden zum Beispiel begrenzende Hallen des 7. und 6. Jahrhunderts vor Christus aufgedeckt, eine archaische Prozessionsstraße zu dem verlegten Imbrasos, eine große Anzahl kleiner Gebäude aus alter Zeit, alle mit reichen Funden von Votivgaben und Gebrauchsgerät. Altertümliche Tempel scheinen Aphrodite und Hermes beherbergt zu haben, deren Kultus im Heraheiligtum bezeugt ist. Alle diese Anlagen, die ursprünglich ziemlich nahe beisammen saßen, sind mit der Vergrößerung des Heiligtums auseinander gerückt und immer reicher und prächtiger geworden, ausgedehnte Verwaltungsgebäude, große Säulensäle und Hallen traten hinzu. Von dem Statuenwald, der sich allmählich über das ganze Heiligtum ausdehnte, zeugen erhaltene Reste und vor allem die beschrifteten Basen. Von den Urkunden der Stadt Samos, die im Nationalheiligtum aufgestellt wurden, ist vieles wieder an den Tag gekommen und die Geschichte der Insel empfängt von ihnen neues Licht. Die Geschichte der Plastik wird

Digitized by Google

vor allem durch archaische und hellenistische Funde bereichert. Eine der eigenartigsten Entdeckungen ist eine Familiengruppe von der Hand eines Bildhauers Geneleos, aus dem zweiten Viertel des 6. Jahrhunderts vor Christus, eine sitzende, vier stehende und eine liegende Frau, zum großen Teil erhalten (Taf. 6 u. 7). Auf die Einzelheiten der Bauten und die weiteren Funde des Bezirks (vgl. Taf. 8, 1 u. 3), der durch die Ausgrabungen noch lange nicht erschöpft ist, kann hier nicht eingegangen werden. Ionische Kunst und ionisches Handwerk, ionische Kultur und politische Entwicklung werden von Jahr zu Jahr deutlicher, die Entfaltung des Heiligtums von der ersten Kapelle im Dickicht bis zu dem reichen, aber kalten Prunk der römischen Kaiserzeit wird greifbar.

Aber auch noch weit über die etwa zwölf Jahrhunderte umspannende Epoche des Herakultus hinaus hat diese Ausgrabung uns geführt, nach oben und nach unten. Das Heiligtum ist gegründet bei einer alten, damals längst untergegangenen vorgeschichtlichen Siedlung, die sich auf einem flachen Hügel in der Nähe von Fluß und Meer ausdehnte. Mit der Aufdeckung dieser Stadt und ihres Inhalts, vor allem der Tongefäße, hat die junge Wissenschaft der griechischen Vorgeschichte einen großen Fortschritt gemacht in eine noch fast unbekannte Provinz, das bronzezeitliche Anatolien. Reiche und glückliche Funde von einem Hügel der späteren Stadt Samos, die bis in die Steinzeit hinaufführen, ergänzen das Bild. Die Siedlung am Imbrasos blühte in der älteren und mittleren Bronzezeit. Der späteren Bronzezeit läßt sich bisher nur ein Grab mit mykenischen Beigaben zuweisen, offenbar ganz vereinzelt in dieser Gegend errichtet, die sonst nicht eine einzige mykenische Scherbe geliefert hat. Der Herakultus hängt offenbar mit dieser vorgeschichtlichen Siedlung nur äußerlich zusammen.

Das Heiligtum scheint zur Zeit der Barbareneinfälle um 260 nach Christus völlig zerstört worden zu sein. Auf den Ruinen breitete sich eine Siedlung aus, die, leidlich gut erhalten, uns zum erstenmal eine ziemlich deutliche Vorstellung einer spätantiken Landstadt gibt. Die Häuser, zum Teil zweistöckig, haben Innenhöfe (Peristyle), deren Abwässerung ein organisiertes System von Straßenkanälen und Stichkanälen besorgt. Eingebaute Aborte scheinen einem gesetzlichen Erlaß verdankt zu sein. Wasserleitungen führten frisches Wasser von den benachbarten Hügeln

Digitized by Google

in die Stadt zu den verschiedenen Schöpfbrunnen an den Verkehrszentren. Mosaiken, Wandstuck, Vertäfelungen zeugen von einem gewissen Hochstand der Zivilisation; auch ein öffentliches Bad fehlte nicht. An einer Straßenecke dieser Stadt erhob sich der schon erwähnte letzte heidnische Tempel an der Hauptstraße, die durch vortreffliche Pflasterung, breite Bürgersteige und Verkaufsläden ausgezeichnet ist.

Bald darauf muß das Christentum seinen Einzug in Samos gehalten haben. Unsere Ausgrabungen haben in und bei der Stadt Samos bisher fünf frühchristliche Basiliken aufgedeckt. Zu ihnen gehört die stattliche Kirche, die sich im Heraheiligtum erhob. Ein angebautes Baptisterium weist vielleicht auf einen Bischofssitz. Die christliche Stadt am Heraion hat aber nicht lange geblüht. Es läßt sich noch zeigen, wie die Wasserleitungen und Kanäle verfielen, die Peristylhausstadt zum Teil ganz aufgegeben, zum Teil in dürftigerer Gestalt umgebaut wurde. Vielleicht bedeutete schon das 7. Jahrhundert, aus dem die spätesten erhaltenen Münzen stammen, das Ende der Stadt. Über die mit Erde bedeckte Ruine zog der Pflug seine Furchen. Lange Terrassenmauern, die eine Art Gassensystem bilden und einzelne Gehöfte einschließen, der Umbau der Basilika in eine Kreuzkuppelkirche gehören vielleicht schon der Zeit nach dem Sturz des byzantinischen Kaisertums an. Auch diese Reste verschwanden allmählich unter den Tabak- und Moskattraubenfeldern der Bauern. Für ihre Weinbergsmauern, für die neuerrichteten Strandmagazine am Meer bot die Ruine einen willkommenen Steinbruch dar.

Aus dieser Gefangenschaft hat unsere Ausgrabung das alte stolze Heiligtum der Samier wieder befreit, in achtjähriger Arbeit, die etwa zu gleichen Teilen vor und nach dem Krieg geschah. Es besteht die frohe Hoffnung, daß dieses Werk in wenigen Jahren zu Ende geführt und seine Früchte der Öffentlichkeit völlig und würdig vorgelegt werden können.

Digitized by Google

Aegina

von Dr. Gabriel Welter

Referent für Ausgrabungswesen am Archäologischen Institut des Deutschen Reiches

Mit Tafel 9

Mitten im Saronischen Golf gelegen, der Griechenland in eine Nord- und eine Südhälfte teilt, ebensowohl vor dem Piräus gelegen als den Seeweg nach Kenchreai-Korinth und Epidauros versperrend, seiner Lage nach eng mit dem Festland verbunden, ist Aegina auch der westlichste Vorposten der großen Kykladengruppe, die Europa mit Kleinasien verbindet. Diese Lage bestimmt die Geschichte der Insel. In historischer Zeit ist Aegina eine Republik mit aristokratischem Rat, etwa mit Venedig zu vergleichen. Eine Tyrannis, wie sie alle benachbarten Staaten aufweisen, hat nie fördernd oder hemmend die Entwicklung beeinflußt. Durchaus merkantil angelegt, verzichtet Aegina auf Koloniegründungen und legt Faktoreien an, deren berühmteste seit dem 8. Jahrhundert vor Christus die von Naukratis in Ägypten ist. Die Münzprägung, die es als erstes im Westen einführte, gewährleistete eine leichte Abrollung des Handels. Um die Freiheit seines Seehandels zu sichern, unterwirft sich Aegina zuerst freiwillig den Werbungen der Perser, beteiligt sich aber später bei Salamis entscheidend am nationalgriechischen Freiheitskampfe. Die Erstarkung Athens nach den Perserkriegen, Themistokles' Flottenprogramm mit den Piräushäfen als Basis spitzten die Konkurrenzfrage zu. Die Reibereien mehrten sich zu einem latenten Kriegszustand, der dann bei vollster Entfaltung des themistokleischen Programms durch Perikles mit der Vernichtung Aeginas durch Athen endete (455 vor Christus).

In den Gesichtskreis der deutschen Archäologie trat Aegina im Jahre 1812, als Kronprinz Ludwig von Bayern die von Haller von Hallerstein 1811 in Aegina ausgegrabenen Giebelskulpturen eines vermeintlichen Zeustempels für seine Glyptothek erwarb. Gleichzeitig sichtete Carl Otfried Müller in seiner meisterhaften Dissertation aus August Boeckhs Schule die antiken Schrift-

Digitized by Google

in die Stadt zu den verschiedenen Schöpfbrunnen an den Verkehrszentren. Mosaiken, Wandstuck, Vertäfelungen zeugen von einem gewissen Hochstand der Zivilisation; auch ein öffentliches Bad fehlte nicht. An einer Straßenecke dieser Stadt erhob sich der schon erwähnte letzte heidnische Tempel an der Hauptstraße, die durch vortreffliche Pflasterung, breite Bürgersteige und Verkaufsläden ausgezeichnet ist.

Bald darauf muß das Christentum seinen Einzug in Samos gehalten haben. Unsere Ausgrabungen haben in und bei der Stadt Samos bisher fünf frühchristliche Basiliken aufgedeckt. Zu ihnen gehört die stattliche Kirche, die sich im Heraheiligtum erhob. Ein angebautes Baptisterium weist vielleicht auf einen Bischofssitz. Die christliche Stadt am Heraion hat aber nicht lange geblüht. Es läßt sich noch zeigen, wie die Wasserleitungen und Kanäle verfielen, die Peristylhausstadt zum Teil ganz aufgegeben, zum Teil in dürftigerer Gestalt umgebaut wurde. Vielleicht bedeutete schon das 7. Jahrhundert, aus dem die spätesten erhaltenen Münzen stammen, das Ende der Stadt. Über die mit Erde bedeckte Ruine zog der Pflug seine Furchen. Lange Terrassenmauern, die eine Art Gassensystem bilden und einzelne Gehöfte einschließen, der Umbau der Basilika in eine Kreuzkuppelkirche gehören vielleicht schon der Zeit nach dem Sturz des byzantinischen Kaisertums an. Auch diese Reste verschwanden allmählich unter den Tabak- und Moskattraubenfeldern der Bauern. Für ihre Weinbergsmauern, für die neuerrichteten Strandmagazine am Meer bot die Ruine einen willkommenen Steinbruch dar.

Aus dieser Gefangenschaft hat unsere Ausgrabung das alte stolze Heiligtum der Samier wieder befreit, in achtjähriger Arbeit, die etwa zu gleichen Teilen vor und nach dem Krieg geschah. Es besteht die frohe Hoffnung, daß dieses Werk in wenigen Jahren zu Ende geführt und seine Früchte der Öffentlichkeit völlig und würdig vorgelegt werden können.

Digitized by Google

Aegina

von Dr. Gabriel Welter

Referent für Ausgrabungswesen am Archäologischen Institut des Deutschen Reiches

Mit Tafel 9

Mitten im Saronischen Golf gelegen, der Griechenland in eine Nord- und eine Südhälfte teilt, ebensowohl vor dem Piräus gelegen als den Seeweg nach Kenchreai-Korinth und Epidauros versperrend, seiner Lage nach eng mit dem Festland verbunden, ist Aegina auch der westlichste Vorposten der großen Kykladengruppe, die Europa mit Kleinasien verbindet. Diese Lage bestimmt die Geschichte der Insel. In historischer Zeit ist Aegina eine Republik mit aristokratischem Rat, etwa mit Venedig zu vergleichen. Eine Tyrannis, wie sie alle benachbarten Staaten aufweisen, hat nie fördernd oder hemmend die Entwicklung beeinflußt. Durchaus merkantil angelegt, verzichtet Aegina auf Koloniegründungen und legt Faktoreien an, deren berühmteste seit dem 8. Jahrhundert vor Christus die von Naukratis in Ägypten ist. Die Münzprägung, die es als erstes im Westen einführte, gewährleistete eine leichte Abrollung des Handels. Um die Freiheit seines Seehandels zu sichern, unterwirft sich Aegina zuerst freiwillig den Werbungen der Perser, beteiligt sich aber später bei Salamis entscheidend am nationalgriechischen Freiheitskampfe. Die Erstarkung Athens nach den Perserkriegen, Themistokles' Flottenprogramm mit den Piräushäfen als Basis spitzten die Konkurrenzfrage zu. Die Reibereien mehrten sich zu einem latenten Kriegszustand, der dann bei vollster Entfaltung des themistokleischen Programms durch Perikles mit der Vernichtung Aeginas durch Athen endete (455 vor Christus).

In den Gesichtskreis der deutschen Archäologie trat Aegina im Jahre 1812, als Kronprinz Ludwig von Bayern die von Haller von Hallerstein 1811 in Aegina ausgegrabenen Giebelskulpturen eines vermeintlichen Zeustempels für seine Glyptothek erwarb. Gleichzeitig sichtete Carl Otfried Müller in seiner meisterhaften Dissertation aus August Boeckhs Schule die antiken Schrift-

Digitized by Google

quellen zu einer klaren zusammenfassenden Geschichte Aeginas im Altertum (Aegineticorum liber, 1817).

Die Giebelskulpturen offenbarten eine bisher ungeahnte Kunst: die archaische. Und es ist bekannt, welch starken Eindruck sie auf Goethe machten. Freilich bestand ein unerklärbarer Gegensatz zwischen der klassizistisch-kühlen Wiederherstellung der Giebelkomposition durch Thorwaldsen und der lebensvollen Frische der Einzelfigur. Da bedeutete die Überprüfung der Thorwaldsenschen Rekonstruktion durch Adolf Furtwängler einen weiteren wichtigen Schritt in unserer Erkenntnis der archaischen griechischen Kunst: fehlende Teile der Einzelfiguren waren von Thorwaldsen unrichtig ergänzt worden, wodurch ihre Bedeutung innerhalb der Gesamtkomposition verkannt worden war. Es galt die fehlenden Teile durch Ausgrabung zu finden. Furtwänglers Ausgrabung (1902) war von Erfolg gekrönt. Die vermißten Bruchstücke wurden gefunden und durch die nunmehr mögliche Neuordnung der Einzelfiguren die Einheit der Giebelkomposition wiederhergestellt. Gleichzeitig war aber auch die Entwicklungsgeschichte des Heiligtums von spätmykenischer Zeit an ermittelt, und ein wichtiger inschriftlicher Fund machte auch die Gottheit des Heiligtums bekannt: Aphaia.

Die von Furtwängler geplante archäologische Untersuchung der Insel wurde nach guten Ansätzen am Aphroditetempel, am Heiligtum des Zeus Hellanios sowie an einer vorgeschichtlichen Ansiedelung auf dem Oros durch seinen Tod (1907) unterbrochen und erst 1924 wieder aufgenommen. Die von Staïs und Furtwängler unter dem Tempelbezirk der Aphrodite festgestellte vorgeschichtliche Ansiedelung wurde eingehend untersucht (Taf. 9), und, wiewohl die Grabung noch nicht abgeschlossen ist, steht durch eine lückenlose Abfolge zahlreicher Kulturschichten die Entwicklungsgeschichte der Stadt Aegina von Urbeginn an, von der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends vor Christus, fest. Die zahlreichen und mannigfaltigen keramischen Funde zeigen die Entwicklung der aeginetischen Keramik, die von auswärtigen Fabrikationszentren her eingeführte Keramik gibt wichtige Aufschlüsse über die wirtschaftlichen Verbindungen zwischen Aegina, den verschiedenen Teilen des Festlandes und den Inseln nebst Kreta während des 3. und 2. Jahrtausends. In Ermangelung sicherer geschichtlicher Überlieferung geben uns die Befunde die Mög-

Digitized by Google

lichkeit, die wirtschaftliche Ausdehnung der einzelnen Zentren zu bestimmen, ja sogar einzelne Wellen der Völkerverschiebungen des 2. Jahrtausends zu verfolgen.

Für die geschichtliche Frühzeit Griechenlands ist Aegina als bedeutendster Vermittler zwischen dem Osten und dem griechischen Festland zu bewerten. Die Ausgrabungstätigkeit in Griechenland klammerte sich im allgemeinen bisher viel zu sehr an Kultstätten, die zwar kunstgeschichtlich und inschriftlich sehr wertvolle Funde lieferten, aber bei dem jeweils besonderen Charakter des kleineren Weihgeschenks kein scharf umrissenes Bild der einheimischen Industrie geben können. Dazu kommt noch, daß infolge immer erneuter Bautätigkeit innerhalb des begrenzten heiligen Bezirks die Schichtenabfolge meistens zerstört ist. Um so wichtiger ist daher die Aufräumung mehrerer Häuser des 7. und 6. Jahrhunderts vor Christus, die dem Stadtgebiet Aeginas angehören. Die weitere Freilegung innerhalb des noch nicht überbauten Geländes wird von größter Bedeutung für die Kenntnis der frühgeschichtlichen Kultur Aeginas sein, welche die Voraussetzungen zu seiner großen Blüte in sich birgt.

Das Museum von Aegina enthält in seinen schönen großen Räumen fast ausschließlich Funde deutscher Ausgrabungen. Ihre wissenschaftliche Bearbeitung und systematische Ordnung machen es zu einem Archiv von hohem geschichtlichen Wert, das der Allgemeinheit der forschenden Archäologie zum Studium zugänglich ist und Zeugnis ablegt von dem treuen Interesse, das die deutsche Wissenschaft seit über hundert Jahren der Geschichte der schönen Insel entgegenbringt.

Digitized by Google

Die Ausgrabung im athenischen Stadtteil Kerameikos

von Professor Dr. Alfred Brueckner, Berlin

Mit Tafel 10 und 11

Die Formen der attischen Grabreliefs und ihre Darstellung der antiken Menschheit bewogen seit den siebziger Jahren Alexander Conze, alle Denkmäler dieser Art zu wissenschaftlicher Übersicht aus Museen und Privatbesitz zu sammeln. Aber so zahlreich die jahrzehntelange Arbeit die Typen aus der ganzen Dauer der alten Kunst gewann und so sehr sie zu ihrer Zeitbestimmung und Deutung anregte, so blieb doch von den heutigen Aufbewahrungsorten aus die ursprüngliche Aufstellung und Gruppierung dieser Denkmäler in Unklarheit, bis endlich 1907 die Berliner Akademie der Wissenschaften und die Zustimmung der Athenischen Archäologischen Gesellschaft die Möglichkeit schuf, den Grundplan der besterhaltenen Grabbezirke vor der Stadtmauer des Kerameikos aufzunehmen. Die Randgrabung an der Gräberstraße zum Zwecke der Planaufnahme lehrte, daß bei der ersten Entdeckung der zahlreichen Marmordenkmäler die Überraschung über ihre Erhaltung es versäumt hatte, die Tiefe des Straßenbodens davor freizulegen, und sie veranlaßte die Archäologische Gesellschaft Athens, zur Fortsetzung der Aufdeckung den Verfasser dieser Zeilen für ein Jahr einzuladen, dem dazu das preußische Kultusministerium Urlaub vom Schulamt gewährte. Was sich dadurch ergab, mag als Beispiel die Taf. 10 zeigen: sie läßt die Fronten der Grabbezirke dreier Familien des 4. vorchristlichen Jahrhunderts überschauen. Links, an der Ecke der Gräberstraße, stellt ein Quadrat von 8 Meter den Bezirk einer ritterlichen Familie dar, die ihrem neunzehnjährig im Jahre 394 gefallenen Sohn Dexileos an der Eckhälfte einen Quadranten weihte. An das Ende des Bezirkes schließt sich die symmetrische Denkmälerfront eines Brüderpaares aus Heraklea am Pontos an; die Untersuchung auch ihrer Gräber dahinter lieferte den Beweis, daß die hohe Stele in der Mitte und an den Ecken die beiden

Digitized by Google

marmornen Nachbildungen der für die Erweckung dem Verstorbenen sittengemäß mitzugebenden Ölgefäße (Lekythen) die ersten bei der Erwerbung der Grabstätte errichteten Denkmäler waren und die je zwei Denkmäler dazwischen je nach den Todesfällen in der Familie und dementsprechend verschieden zum Teil mit Relief, zum Teil mit einem großen Gemälde geziert errichtet wurden. Darauf folgt ein dritter Bezirk, 11 Meter lang, freilich bei Schuttaufhöhung der Straße und späterer Wiederbenutzung des Gräberfeldes stärker zerstört; aber das Hauptmonument in seiner Mitte ist geblieben. Gewidmet war die innen ausgemalte Kapelle einem Dionysios; Inschriften lehren über ihn, daß er ein Verwandter des berühmten Redners Hypereides und Schatzmeister der Hera von Samos war. Seine Kapelle aber ist überragt vom gewaltigen Bilde des himmlischen Gottes, der sein Namensheiliger war, des Dionysos, der in alten Hymnen als Stier (ἄξιος ταῦρος) angerufen wird. Diese wenigen Beispiele aus der Masse der Denkmäler und Grabfunde mögen andeuten, wie der Kerameikos als edelste Quelle für die Erkenntnis der Familiensitten und ihrer Abhängigkeit von der Religion Untersuchung fordert, und zwar nicht nur für die Höhe der attischen Kunst, sondern, wie die Fortsetzung der Grabung für die Bestattungsarten erschloß, für einen Zeitraum von gut anderthalb Jahrtausenden, von der spätmykenischen Zeit an bis zur Herrschaft des Christentums.

Die Fülle der Beobachtungen schuf 1913 dem deutschen Archäologischen Institute die Erlaubnis der griechischen Regierung, auf dem von dieser bereits in den siebziger Jahren erworbenen Gebiete des Kerameikos die Untersuchung zu Ende zu führen. Im April 1914 begann der Architekt Hubert Knackfuß als Sekretar des athenischen Institutes mit mir die Arbeit, welche vor dem Haupttore der Stadt, dem Dipylon, die zur Akademie führende Ehrengräberstraße für die Gefallenen und Ehrenbürger in einer stadionartigen Breite von 40 Meter für die Glanzzeit der Stadt feststellte. Denn an ihrem Rande fanden sich nicht nur die Grenzsteine der Straße mit der Inschrift ὅρος Κεραμεικοῦ, sondern dahinter auch die Mauern um Gräber, die 7 Meter tief unter dem heutigen Erdboden reihenweis die Skelette von Kriegern noch aus der Zeit des peloponnesischen Krieges enthalten. Knackfuß konnte die Arbeit bis November 1916 noch bis an das Dipylon selbst fortleiten.

Digitized by Google

Der deutschen Verpflichtung, diesen wichtigen Teil des athenischen Stadtgebietes methodisch zu ergründen, haben nun seit dem Jahre 1926 die patriotischen Stiftungen des aus Düsseldorf gebürtigen Großindustriellen Gustav Oberlaender in Reading-Pennsylvania die Möglichkeit der Erfüllung geschaffen. Seitdem hat zunächst die Untersuchung an der Stadtmauer selbst und beim Hauptstadttore für die Stadtgeschichte und für die Kunsthandwerke des Kerameikos die deutlichsten Aufklärungen gebracht. Soweit das eine einzige Abbildung jetzt kann, mag es die Taf. 11 andeuten. Am obersten Rande verläuft da die von Themistokles begründete, danach im Anfang des 4. Jahrhunderts neugebaute Stadtmauer. Am rechten Rande in der oberen Hälfte sind die Quaderreste des Nordwest- und Südwest-Turmes des Dipylon erkennbar. Links davon aber war im Innern der Stadtmauer das Pompeion, das Gebäude zur Vorbereitung der Prozessionen (*πομπαί*). Es bestand seit dem Beginn des 4. Jahrhunderts aus einem großen Säulenhof, von dem im Bilde die erhaltene Süd- und die Westreihe der Säulen deutlich sichtbar ist. Der breite Eingang dazu von Süden her ist, näher dem Beschauer, von der heutigen Höhe aus zum Teil zu erkennen: inmitten seines Marmorbodens ging auf Kalkstein der Weg der Prozessionswagen, während rechts und links davon für die Fußgänger je eine Tür gebaut war. In und um den Fußboden des Pompeions sind nun an zwanzig Steinkugeln antiker Artillerie zu zählen: sie stammen aus dem Jahre 86 vor Christus, in welchem durch Sullas Belagerung dieses Pompeion zerstört wurde. Andre Funde beweisen, daß dann bis zum neuen Stifter Athens, dem Kaiser Hadrian, das Grundstück statt zur Vorbereitung der Festzüge manchen Handwerkern für ihre Werkstätten gedient hat. Von da her wuchs der Erdboden um anderthalb Meter an. Darüber hat dann Hadrian das Pompeion neu begründet, dessen Randmauern parallel dem alten Pompeion, doch in geringeren Ausmaßen angelegt sind. Während nun bisher die allgemeine Annahme aus der dürftigen geschichtlichen Überlieferung für die Spätzeit war, daß bis ins 6. Jahrhundert der Mauerschutz Athens in gleichen Linien geblieben sei, hat unser Befund über dem hadrianischen Pompeion den unwiderleglichen Beweis gebracht, daß schon in den Anfängen der Völkerwanderung, 267, bei der Einnahme der Stadt durch die Heruler Stadtmauer und Pompeion wieder zer-

Digitized by Google

stört worden sind. Im Bilde ist zu sehen, wie unmittelbar auf der hellen Fußbodenschicht vor dem hadrianischen Pompeion Töpferöfen gegründet wurden, die bis über die Stadtmauer hinaus umgeben waren von dem Töpfereischutt, Lampen, Gefäßen und Tonfiguren, mit der Marke des Fabrikanten Eutyches, der in seinen Werkstätten die ganze Fülle alter und neuer athenischer Typen ausgeprägt und schließlich in der konstantinischen Epoche seinen Namen um ein christliches Kreuz hat setzen lassen. Wohl der gleichen Periode ist im Vordergrunde des Bildes eine 5 Meter dicke Mauer aus Quadern älterer Bauten zuzuweisen, ein Bollwerk, das sich, wenn von griechischer Seite her seine weitere Aufdeckung erlaubt werden sollte, voraussichtlich als ein Ersatz der Stadtmauer aus der Zeit um 300 erweisen wird. Darüber hinaus verlaufen noch lange Fundamentmauern in gleicher Richtung wie die tieferen Pompeien, und ebenfalls aus byzantinischer Zeit noch bis ins 12. Jahrhundert werden die Fayence-Funde herrühren und mit ihnen die zahlreichen Vorratstonnen, deren manche auch schließlich auf und in das Bollwerk hineingebaut worden sind.

So ist aus dem Kerameikos für religiöse, staatliche, Familien- und Kunstgeschichte Anhalt für lange Zeiten zu gewinnen und die methodische Verarbeitung der mannigfaltigen Funde wird manchem Forschungszweig von Nutzen sein können.

Digitized by Google

Ausgrabungstätigkeit in der Türkei

von Professor Dr. Martin Schede

Direktor der Konstantinopeler Abteilung des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches

In der Türkei steht die archäologische Forschung anderen Problemen gegenüber als in Griechenland. Die Verhältnisse Kleinasiens sind größer, seine Geschichte ist länger und wechselvoller. Grundverschiedene Kulturen sind hier entstanden, haben sich friedlich durchdrungen oder gewaltsam abgelöst. So sind es denn auch stets sehr verschiedene Disziplinen gewesen, die in der Türkei Lösung ihrer Probleme mit dem Spaten gesucht haben.

Die deutsche Troia-Forschung hat nach dreißigjähriger Unterbrechung eine kleine Fortsetzung erfahren durch Grabungen, die W. Dörpfeld, O. Mey und der Verfasser an den Grabhügeln der Beschik-Bucht ausführten. Auch die Erforschung der altorientalischen Altertümer, die 1907 durch die deutsch-türkische Ausgrabung in Bogazköy so großartig eröffnet war, ist wieder in Fluß gekommen. Der tschechische Gelehrte Hrozny, dem es zuerst gelungen war, die hettitische Sprache zu entziffern, hat durch Grabungen am Kültepe bei Kaisariye weit über tausend Tontafeln mit frühassyrischen Texten gefunden. Das unter Leitung von Breasted stehende Oriental Institute der Universität Chicago läßt seit zwei Jahren bei dem Orte Alişar (Vilayet Yozgat) einen 'Hüyük', das heißt einen aus Resten langer Besiedlung entstandenen Hügel, durch zwei deutsche Forscher, v. d. Osten und Schmidt, sorgfältig abgraben, wodurch wir Aufschlüsse über die relative Chronologie der in den einzelnen Schichten verteilten hettitischen Keramik erhalten werden. Umfassende Reisen der Grabungsleiter sowie der Gelehrten Forrer und Weigand haben dazu beigetragen, das noch dunkle geographische Bild des Hettiterreiches aufzuhellen.

Am lebhaftesten ist die wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiete der klassischen Antike. Schon vor dem Kriege hatten

Digitized by Google

englische und amerikanische Forscher begonnen, die der römischen Kaiserzeit angehörigen Ruinen von Antiochia Pisidiae zu erforschen, eine Unternehmung, die erst vor kurzem zu Ende geführt ist und neben anderen schönen Ergebnissen als Haupterfolg zu verzeichnen hat, daß eine Wiederholung der berühmten Augustus-Inschrift von Ankyra aufgefunden wurde. Die Seele dieses Unternehmens war Sir W. Ramsay, der Altmeister historischer Erforschung Kleinasiens, und auf seinen Spuren sind auch letzthin die englischen Epigraphiker gewandelt, die sich auf mehreren entbehrungsreichen Reisen die Bearbeitung der Inschriften Phrygiens zur Aufgabe gemacht hatten. Die französische Archäologie hat sich in Teos, einer der vielversprechendsten Ruinenstätten Ioniens, durch Grabungen betätigt, die freilich jetzt eine Unterbrechung erfahren haben. Besonders groß ist aber der Anteil der deutschen Wissenschaft an der Erforschung des griechisch-römischen Kleinasien. Das von Th. Wiegand und Knackfuß lange vor dem Kriege begonnene und mit zäher Energie durchgeführte Unternehmen der Freilegung des Tempels von Didyma wurde zu Ende gebracht. Die großartige Ausgrabung des Österreichischen Archäologischen Instituts in Ephesos, die jetzt durch die türkische Regierung fortgesetzt wird, wird durch deutsche Forscher und deutsche Geldmittel gefördert. Pergamon, seit fünfzig Jahren eine Domäne deutscher Wissenschaft, wird durch Th. Wiegand von neuem in Angriff genommen. Das Archäologische Institut hat durch D. Krencker und den Verfasser Grabungen und Aufnahmen an den Tempeln von Ankyra und Aezani ausführen lassen.

Entsprechend dem besonderen Interesse, das die klassische Archäologie heute der Spätantike entgegenbringt, hat sich die Bodenforschung auch in Konstantinopel erfolgreich betätigt. Die Britische Akademie der Wissenschaften läßt seit zwei Jahren Grabungen an einem der wichtigsten Punkte der Stadt, dem Hippodrom, vornehmen; unter Leitung Makridi beys ließ das Stambuler Museum das Goldene Tor und die neuentdeckten Reste des Triumphtores Theodosios' I. freilegen. Fast gleichzeitig wurde durch die deutschen Forscher Lietzmann, Krischen und v. Lüpke im Auftrage der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft die Aufnahme der Stadtmauer Stambuls, dieses Wunderwerkes aus der Zeit Theodosios' II., in Angriff genommen.

Digitized by Google

Alle diese wissenschaftlichen Arbeiten haben nicht allein die wohlwollende Zustimmung der türkischen Regierung erfahren, sondern sind auch oft genug durch unmittelbare Einwirkung des Unterrichtsministers Necati bey, des Generaldirektors der Altertümer Mübarek bey, des Generaldirektors der Stambuler Museen Halil Edhem bey und mancher anderer der Wissenschaft zugetaner Persönlichkeiten entscheidend gefördert worden. Diese kulturfreundliche Haltung der türkischen Regierung verdient den wärmsten Dank der Wissenschaft und sollte sie zu weiteren Unternehmungen in der Türkei ermutigen.

Digitized by Google

Die Ausgrabungen von Pergamon

Ein kulturgeschichtlicher Überblick

von Geheimem Regierungsrat Dr. Theodor Wiegand
Erstem Direktor der Antikenabteilung der Staatlichen Museen zu Berlin

Mit Tafel 12 und 13

Ist es ein Zufall, daß jedes der großen europäischen Kulturvölker, soweit sie an der Wertschätzung des klassischen Altertums teilnehmen, wichtige altgriechische Ausgrabungsplätze freigelegt hat und daß ein edler Wettstreit unter diesen Nationen hinsichtlich der Veröffentlichung der Ergebnisse besteht? Um nur an das Wichtigste zu erinnern: Deutschland hat Olympia, Frankreich Delphi ausgegraben, Griechenland selbst die Akropolis zu Athen und Eleusis, Italien arbeitet in Kreta und in den Griechenstädten Siziliens und Nordafrikas, Sparta wurde ein ergiebiges Arbeitsfeld Englands, und das alte Korinth wird mit amerikanischen Mitteln wieder zutage gefördert. Alle diese Stätten haben ungeahnte neue Erkenntnisse auf dem Gebiet der griechischen Topographie und Architektur, der Plastik und Epigraphik, und damit auch der Geschichte des Altertums gebracht. Sie haben uns vor allem eine weit lebendigere Auffassung des antiken Lebens vermittelt, als wir sie hätten, wenn wir lediglich auf die literarische Überlieferung beschränkt geblieben wären, wie dies noch vor fünfzig Jahren der Fall war. Gerade von den Ausgrabungsfeldern strömt immer neue Erkenntnis antiker Kultur. Auch in die Schulen dringt dieses neue Wissen und beeinflußt den Unterricht im Sinne einer dringend erwünschten größeren Lebendigkeit. Kein Lehrer humanistischer Fächer kann es heute mehr wagen, sich auf den sprachlichen oder auf einen bildlosen geschichtlichen Unterricht zu beschränken und die großen Ergebnisse der archäologischen Bodenforschung der Jugend vorzuenthalten. In Bayern ist die klassische Archäologie längst, dank der Initiative Adolf Furtwänglers, als Prüfungsfach für das altphilologische Staatsexamen aufgenommen. Preußen folgt hoffentlich endlich nach.

Digitized by Google

Man blieb nicht bei den Ausgrabungsplätzen des eigentlichen Griechenland stehen. Kleinasien war einst für Griechenland, was Amerika für Europa wurde: das Land der großen Kolonisation, der Zurückdrängung einheimischer Völker in heroischen, langen Kämpfen, endlich in der Entwicklung großer Handelsbeziehungen zum persischen Orient, zum Kaukasus, dem Schwarzen Meer und dem Reiche der Skythen. Die Berliner Museen legten in fünfzehnjähriger Arbeit die größte Handelsstadt Kleinasiens, das alte Milet an der Westküste, gegenüber Samos, nebst dem Tempel von Didyma frei, das Österreichische Archäologische Institut ist heute noch mit immer wachsendem Erfolg tätig, das Gesamtbild von Ephesos wiederzugewinnen.

Der moderne Archäologe ist nicht engherzig. Er fühlt sich verpflichtet, über die klassischen Epochen hinaus auch die nachklassischen mit ihrem so überaus fesselnden Drama des Übergangs der antiken Kultur zum Christentum mit gleicher Liebe zu erforschen und den Wandlungen des Stiles bis ins Mittelalter zu folgen. So nimmt auch die christliche Archäologie heute einen viel bedeutsameren Platz ein, als sie ihn noch vor einem Menschenalter besaß. Der jüngste Beweis dafür ist die soeben erfolgte Freilegung der großartigen Johannesbasilika zu Ephesos mit dem Grabe des Apostels.

An dem großen Beispiele von Pergamon möge es mir gestattet sein zu zeigen, was moderne Ausgrabungsplätze bei sorglicher Methode spenden können und wie durch deutsche Forschung das ganze Leben einer antiken Residenz neu vor unseren Augen erstanden ist.

Ein blonder, hochgewachsener Westfale, Karl Humann aus Steele (1837—1896), der als Ingenieur für die türkische Regierung eine Landstraße von Pergamon ans Meer baute und während dieser Zeit in Pergamon wohnte, bestieg eines Tages die Hochburg und fand dort Kalkbrenner an der Arbeit. Sie zogen aus einer byzantinischen Festungsmauer große Marmorskulpturen, um sie zu zerschlagen und dem Kalkofen zuzuführen. Humann, ein begeisterter Schüler des Berliner Architekten Professor Strack, erwirkte sofort ein Verbot dieser Verwüstung bei den türkischen Behörden, erwarb selbst einige Reliefs und schenkte sie dem Berliner Museum. Hier war es Alexander Conze, der die Bedeutung der Skulpturen und den persönlichen Wert Humanns

Digitized by Google

erkannte und der es von der preußischen Regierung im Jahre 1878 erreichte, daß umfassende Grabungen gemacht wurden. Diese hatten bekanntlich die Folge, daß der hochberühmte Bildschmuck des pergamenischen Altars gewonnen wurde, der heute den größten Schatz des Berliner Pergamonmuseums bildet.

Man begnügte sich aber nicht mit diesem Funde, sondern stellte auch gleichzeitig die ganze Form des riesigen Altars, mit seiner herrlichen Freitreppe und der das Ganze krönenden Säulenhalle fest, die den eigentlichen Opferplatz umschloß. Und dann ergab sich ganz von selbst die Verpflichtung, auch die gesamte Oberburg, den Herrschersitz der Attaliden, eine der größten Akropolen der antiken Welt, aufzuklären. Sechs Jahre währte diese Arbeit. Als sie beendet war, kannte man den oberen Markt mit seinen Verkaufshallen und Kammern, man kannte fünf große Paläste, zum Teil mit herrlichen Mosaiken geschmückt, in denen die pergamenischen Fürsten gewohnt haben, man hatte den Tempel der siegbringenden Athena entdeckt, der bewährten Schutzpatronin der Pergamener. Er fand sich in einem großen heiligen Bezirk, an dessen Nordseite die weltberühmte Bibliothek lag, die einst in großen, schattigen Sälen die kostbarsten Werke der antiken Literatur geborgen hatte, bis sie das gewalttätige Machtwort des Antonius entführte und der Kleopatra als Geschenk überwies. Den höchsten Punkt der Burg, die sich bis zu 322 m über dem Meere erhebt und einen wundervollen Blick in die reiche Ebene gewährt, krönte als Denkmal römischer Kaisermacht der weithin leuchtende Marmortempel des Kaisers Trajan, in korinthischer Ordnung auf ungeheuren kunstvollen Gewölben erbaut, mit denen man die Burgfläche am Abhang erweitert hatte. An diesen Abhang aber lehnte sich das Theater mit allen seinen Sitzstufen, Zwischengängen und Zugangstreppen und mit einer Bühne, die ursprünglich nichts anderes war als ein Holzbau, den man zu Festspielzeiten aufschlug, wie heute noch bei Jahrmärkten die Schaubuden. Die Lochsteine für die Aufnahme der Holzbalken sind überall festgestellt. Diese Bühne nur zeitweilig aufzuschlagen, war dadurch geboten, daß sie mitten auf eine 216 m lange Promenade zu stehen kam, an deren Ende der Tempel des Theatergottes Dionysos sich erhob und weil man zu gewöhnlichen Zeiten, wenn die Spiele ruhten, die Bühne auf dieser Wandelbahn als ein Verkehrshindernis empfand, das dazu noch den

Digitized by Google

Fernblick auf den Tempel des Gottes verhinderte. Erst in späterer Zeit ist man zur Steinbühne übergegangen. Der Dionysostempel fiel einem Brande zum Opfer. Größer und schmuckreicher wurde er in korinthischem Stil, mit hoher marmorner Freitreppe, wieder aufgebaut und dem Kaiser Caracalla gewidmet.

Wie gewaltig die Anstrengungen der pergamenischen Fürsten waren, alles auf ihrer Hochburg zu konzentrieren, möge daraus ersehen werden, daß fünfstöckige Unterbauten in der ganzen Länge der Theaterterrasse errichtet werden mußten, um hier den

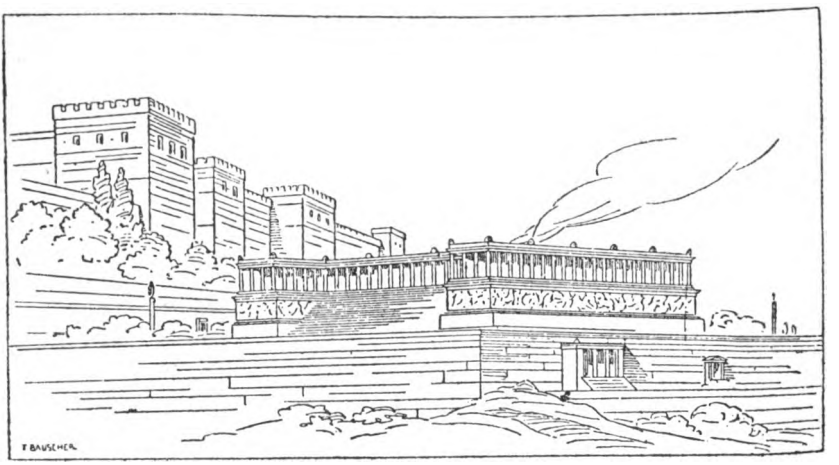


Abb. 1. Der Zeusaltar von Pergamon

nötigen Raum zu schaffen. So kostbar und imposant die Römerbauten Pergamons sind, das unvergleichlich Wertvollere und Feinere hat überall die kluge Dynastie der Attaliden geleistet, deren Reich 133 vor Christus an die Römer überging. Kehren wir daher zu dem vermutlich von Eumenes II. (197—159 vor Christus) geschaffenen Zentralpunkt der Oberburg, dem Altar, zurück und verweilen wir bei seinen Skulpturen, die als ein nahezu 140 m langes, 2,30 m hohes Reliefbild den rechteckigen Unterbau umschlossen (s. Taf. 13). In immer neuen, phantasiereichen Abwandlungen steht vor uns mit packender Gewalt der Kampf der olympischen Götter gegen die wilden Söhne der Finsternis, die

Digitized by Google

Giganten. Sinnreich haben die Künstler diese Kampfgruppen verteilt: Gegen Sonnenaufgang die größten der Lichtgötter: Zeus mit gewaltiger Bewegung seine Blitze schleudernd, Athena einen jungen geflügelten Giganten am Haar zerrend, während die Mutter Erde aus der Tiefe emporsteigt, um Gnade für ihre Söhne flehend. Auf derselben Seite kämpfen Apollo und Artemis, Herakles und Ares. Die Westseite des Altars blickte nach dem Ägäischen Meere, das bei Pitane fern aufblitzt. An dieser Seite sah man daher den Okeanos, den Triton, Nereus und neben ihm Amphitrite. Sinnvoll ist auch die Nordseite ausgestaltet: die finsteren Gestalten der Nacht, der Gorgonen und Erinyen sind hier besonders eindrucksvoll. Auf der Südseite dagegen erscheint als die schönste Komposition die des Sonnengottes Helios, dessen von gewaltig dahinsprengenden Rossen gezogenem Wagen die zarte Morgenröte voranschwebt.

Wo bleibt angesichts dieser Symphonie von wogenden, kühnen und vibrierenden Kompositionen das berühmte Wort Winckelmanns von der 'Einfalt und stillen Größe' der griechischen Kunst? Mit Recht bemerkt A. Trendelenburg[1], daß man hier am entgegengesetzten Pol dieser ruhigen Kunstdarstellung angekommen ist. In unerhörtem Pathos spiegelt sich das ganze Ringen der Zeit nach Alexanders des Großen Tode, als ehrgeizige Generale sich ihre hellenistischen Sonderreiche mit blutigen Kämpfen sicherten. Unter ihnen finden wir auch Philetairos, den Begründer der pergamenischen Dynastie. Noch stärker aber verbindet sich die Erinnerung an großes historisches Geschehen mit dieser Kunst, wenn man erfährt, daß der Altar dem Erretter Zeus und der siegbringenden Athena errichtet worden ist nach furchtbaren und wiederholten erfolgreichen Kämpfen gegen die aus dem Innern Kleinasiens zur Küste vorbrechenden Gallier, deren Ansturm die ganze hellenische Kultur mit Vernichtung bedrohte. So mußten die pergamenischen Könige als die großen Erretter Kleinasiens erscheinen. Dank und Ehre gaben sie weiter an den höchsten der Götter und an die Schutzgöttin des Königshauses, Athena, deren Klugheit dem Kriegsplan des zweiten Eumenes zum Sieg verhalf, wie sie zuvor schon dem Vater Attalos I. (241—197) zum Siege über dieselben Barbaren verholfen hatte. Und auch dieser Fürst hatte bereits im Athenaheiligtum und auf der Burgmauer von

[1] Baumeister, Denkmäler des klassischen Altertums, Artikel Pergamon.

Digitized by Google

Athen große Bronzestatuen und Gruppen aus Anlaß seiner Galliersiege aufgestellt, von denen viele in römischer Kopie auf uns gekommen sind, wie der bekannte sterbende Gallier und die Gruppe des sein Weib und sich selbst tötenden Galliers in Rom, wie die Einzelstatuen Kämpfender oder Gefallener in Neapel. Die Inschriften solcher Votive, die Namen besiegter gallischer Stämme und die Namen der Schlachtorte sind uns durch mehrere bei den deutschen Ausgrabungen aufgefundene Inschriften bekannt geworden. Wir lernen daraus, daß die Barbaren bis in sehr bedrohliche Nähe von Pergamon gekommen waren. Im siegverleihenden Athenaheiligtum waren die gallischen Trophäen aufgehängt, an den Wänden der Hallen schilderten große Gemälde das Kampfgetümmel und die Brüstungen zwischen den Sälen im Oberstock des Propylons und der Hallen zeigten in prachtvoller Reliefdarstellung die Kriegswaffen der damaligen Zeit. Auch diese Reliefplatten sind im Besitz der Berliner Museen, und das ganze Athenapropylon wird im neuen Pergamonmuseum mit allen noch erreichbaren Originalstücken wiederaufgebaut, während diese Zeilen geschrieben werden.

Der große Gewinn, den uns die Entdeckung der pergamenischen Kunst gebracht hat, ist sofort von Alexander Conze[1] in seinem ganzen Umfang charakterisiert worden: »Es verschwindet endlich der zu einseitige Begriff antiker Kunst, in dem die meisten befangen sind. Hier kann nicht mehr in vielbeliebtem Maße das 'Antike', als eines das andere gegensätzlich ausschließend, dem 'Modernen' gegenübergestellt werden. Die auch in der Skulptur bis zu einem gewissen Grad malerische Periode der Antike steht hier leibhaftig vor Augen. Sind es doch die Namen Michelangelo, Schlüter, die vielfach auf den Lippen der Beschauer, welche vor dieses Werk hintreten, als etwas, woran man zuerst erinnert werde, laut werden.«

Als die Grabungen auf der Hochburg zu Pergamon im Jahre 1886 vorläufig beendet waren, trat eine Pause ein, die vor allem der nun vom preußischen Unterrichtsministerium herauszugebenden monumentalen Veröffentlichung der Denkmäler und Einzelfunde zugute kam[2]. Auch wandten sich die Berliner Museen

[1] Pergamon. Vortrag am 29. Januar 1880 in der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Monatsberichte der Akademie 1880, S. 135—146.

[2] Altertümer von Pergamon, herausgegeben im Auftrage des königlich Preußischen Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin, Georg Reimer. Bis jetzt sind sieben Bände erschienen.

Digitized by Google

neuen Aufgaben zu, wie der Ausgrabung von Magnesia am Mäander, von Priene und Milet. Inzwischen war Humann durch ein tückisches Leiden am 12. April 1896 dahingerafft worden. Da faßte sein verständnisvoller und tatkräftiger Mitentdecker Alexander Conze den Plan, die Ausgrabungen von Pergamon endlich wieder aufleben zu lassen, um hier nicht halbe Arbeit zu hinterlassen. In seinem berühmt gewordenen Vortrag »Pro Pergamo«[1] sagte er: »Unmerklich scheint sich die Vorstellung einschleichen zu wollen, als sei das Ziel erreicht. Dem ist nicht so. Es ginge sonst leicht wie bei Statuenfunden: man nimmt, als das Ansprechendste, den Kopf und läßt die Körperteile liegen. So sollte es mit Pergamon nicht gehen.«

Erst im Jahre 1900 gelangte Conze zum Ziel. Der Reichsetat stellte dem Deutschen Archäologischen Institut, dessen Führung seit 1887 in seinen Händen lag, zur Altertumsforschung in Kleinasien, insbesondere in Pergamon, einen Betrag zur Verfügung, mit dem Conze, unterstützt durch Wilhelm Dörpfelds leitende Teilnahme, durch den Architekten Dr. Paul Schazmann und viele jüngere Gelehrte, immer in der Zeit von Anfang September bis Anfang Dezember graben konnte.

Die damit beginnende zweite große Epoche pergamenischer Forschung setzte aber nicht mehr auf der Hochburg ein, sondern am Fuß des Berges. Eumenes II. hatte in der Glanzzeit seines Reiches, das sich vom Marmarameer bis zum Taurusgebirge erstreckte, auch den Ring der Stadtmauer erweitert und fast bis an den Rand der Ebene verlegt, während er bis dahin etwa auf halber Höhe verlaufen war. Das Festungsgebiet wurde dadurch mit einemmal verdreifacht. Strenge Gesetze, auf Marmortafeln verzeichnet und auf dem Markte allem Volke sichtbar aufgestellt, beweisen, wie sorgsam man darauf bedacht war, in dieser volkreichen Stadt für den Fall einer Belagerung die Brunnen und Zisternen hygienisch sauber und brauchbar zu erhalten. Hohe Geldstrafen für freie Bürger, unbarmherzige Prügel für unsaubere Sklaven sind darin vorgesehen. Kein Tier durfte an einem öffentlichen Brunnen getränkt, kein Wäschestück gereinigt werden.

Wohlbehauene starke Quadern bildeten den neuen Festungsring. Es gelang Conze, das am niedrigsten liegende und darum besonders stark befestigte Tor (mit drei Türmen, einem großen

[1] Pro Pergamo. Vortrag in der Berliner Archäologischen Gesellschaft am 9. Dezember 1897. Berlin 1898, Georg Reimer.

Digitized by Google

Innenhof und Unterkunftsräumen für die Torwachen) festzustellen und bei dieser Gelegenheit auch einen der besten marmornen Porträtköpfe Alexanders des Großen zu finden, die wir kennen. Den durch dieses Tor gewiesenen Weg, leicht erkennbar an seinem breiten Plattenpflaster, verfolgte man nun stadtaufwärts und gelangte zu einer neuen großen öffentlichen Anlage: dem 80 m langen, 50 m breiten rechteckigen unteren Marktplatz, der von zweigeschossigen dorischen Säulenhallen aus Trachyt umgeben war und an dem die Schreibstuben der Beamten und die Büros der Kaufleute lagen. Man kann sich das ganze Getriebe eines Markttages im alten Pergamon hier sehr deutlich machen, das Hin und Her der Händler, das Geschrei der Ausrufer, das Wesen der Geldwechsler, wenn man die auf diesem Markt gefundenen, finanzwissenschaftlich höchst interessanten Marmorurkunden mit den königlichen Verordnungen liest, die dem betrügerischen und wucherischen Wesen im Geldverkehr Einhalt tun sollten.

Verlassen wir den Markt, um weiter emporzusteigen. Rechts und links begleiten geräumige Läden und Werkstätten die in sanfter Steigung angelegte, mit großen Trachytplatten gepflasterte Straße. Aber hoch über diesen ziehen sich andere Straßen, an ihnen erhoben sich vornehme zweistöckige Peristylhäuser reicher Pergamener, wie das jenes Attalos — vielleicht eines Nachkommen der Könige —, der im 2. Jahrhundert nach Christus sogar römischer Konsul gewesen ist. Farbige Marmorfußböden, anmutige Wandbilder und reiche Glasmosaiken zeichnen dieses Haus aus, auch hatte der Besitzer nicht versäumt, seiner Schutzpatronin, der Göttin Hera, eine eigene Hauskapelle einzurichten. Rechts und links von dieser Kapelle aber stand zweimal das Porträt des offenbar ein wenig eitlen Konsuls, und die beiden Hermen, die als Unterbau dienten, trugen Gedichte, die uns sehr viel von dem frommen und zugleich gemütlichen Charakter des Hausherrn überliefern: »Ich bins, Attalos, Konsul der Römer, der hier das Bild der übermächtigen Göttin als ihr Diener gestiftet hat.« Und daneben lag der Festsaal mit den Kredenztischen für die großen Gelage: »O Freunde, esset das Mahl, genießet den Wein und freut euch an des Attalos heiterer Frische.« Es ist, als läse man ein Kapitel aus Petrons Gastmahl des Trimalchio.

Und weiter geht der Weg, sanft bergaufwärts, bis zum großen Stadtbrunnen, dessen steinernes Schattendach von zwölf Säulen

Digitized by Google

getragen wurde. Nun aber stehen wir vor einem der gewaltigsten Bauten der antiken Welt: dem auf drei übereinander liegenden, mehr als 200 m langen Terrassen erbauten Gymnasion. Wir betreten die unterste, schmalste Terrasse und finden eine Urkunde des Königs Attalos II. (s. Taf. 12) vom Jahre 147/46 vor Christus, in der pergamenische Knaben zu Epheben befördert werden. Hier also war der Übungsplatz der Jüngsten, die nach erfolgter Prüfung auf Ordnung, Fleiß und Benehmen in die tatsächlich nächst 'höhere' Klasse befördert wurden. Und dies Ephebengymnasion erreicht man auf einer noch heute prachtvoll erhaltenen überwölbten Wendeltreppe. Dann steht man mitten auf der breiten, langen Übungsbahn, hat vor sich die zahlreichen, zum Teil von Säulen getragenen Säle und Hallen für den Unterricht, für die Aufbewahrung der Kleider, der palästritischen Gegenstände, des Apparates bei festlichen Aufzügen und der Waffen; rechts aber entdeckt man die Mauern eines kleinen ionischen Marmortempels und bei ihm die Reste der Urkunden mit den Namen der Epheben. Stets ist der Körperkult mit dem religiösen Element eng verbunden. Aber noch höher hinauf führt unser Weg, zum wahrhaft riesenhaften Gymnasion der Jungbürger, auch dieses von den Königen vornehm angelegt, dann in der Zeit der verschwenderischen römischen Prachtliebe völlig umgebaut. Gewaltige weiße Marmorhallen in korinthischem Stil umgeben den Spielplatz, der sogar den unteren Markt an Breite und Länge übertrifft. Mit rosigem phrygischen Marmor, grünem Euböa- und gelbem afrikanischen Marmor sind Säle ausgekleidet, die nach Süden blicken und gemäß der Inschrift »den Kaisern und dem Vaterland« gewidmet waren. In den großen Nischen des 24 m langen 'Kaisersaales' standen also die Bilder der großen Weltherrscher, hier empfingen sie das Opfer und hier vollzog sich so mancher Akt frühchristlicher Standhaftigkeit, der mit der Leidenskrone des Martyriums endete.

Die griechischen Gymnasien, nur auf Stählung der Kraft und nicht auf Behaglichkeit des Körpers bedacht, hatten kein heißes Bad gekannt, nur die 'frigida lavatio', wie uns Vitruv und die Denkmäler lehren. Jetzt dehnen sich westlich und östlich der Palästra die buntfarbig geschmückten Räume der warmen und heißen Wasser-, Luft- und Dampfbäder aus, hoch überwölbt oder getragen von monolithen Säulen aus Granit und Marmor. Jungbürgerlisten und Namen von Besuchern, Ehrendekrete und

Digitized by Google

Schenkungen, Stiftungen von Lehrerstellen, Altäre für die Kaiser, Priester, Gymnasiarchen und Sieger in Wettspielen, ja selbst die Preisgedichte in poetischen Kämpfen pflegten in diesen Gymnasien aufgestellt zu werden, und gerade für die musischen Genüsse hatte man an der Nordwestecke des großen Palästrahofes ein eigenes Odeion für tausend Zuhörer unter Benutzung der ansteigenden Felswand eingebaut.

Über dieser Wand thronte, weit über das Ganze hinwegblickend, das Götterpaar Zeus und Hera Basileia, die königliche, in einem mosaikgeschmückten Marmortempel mit der Weihung des Königs Attalos II. Den Sinn der Griechen für landschaftliche Schönheit hat man bestreiten wollen. Hier ist ein Gegenbeweis: zur Seite des Tempels ist eine geräumige Ruhebank eingebaut, die zum Genuß des großartigen Panoramas einlud. Die ganze Stadt Pergamon dehnt sich vor dem Beschauer aus, dann folgt die fruchtbare, mit vielen Ölbäumen bedeckte Ebene, in der die gewaltigen Hügelgräber der Fürsten als Zeichen einstiger Größe emportauchen. Bis zum Meere hin schweift westlich der Blick, östlich folgt er dem Silberband des Kaikosflusses, der am Rande des jenseitigen Gebirges fließt und mit dem sich die beiden Bäche vereinigen, die aus den Seitentälern der pergamenischen Burg hervorströmen, des Ketios und Selinos.

Noch immer ist der Reichtum des Südabhangs der pergamenischen Burg nicht erschöpft. Es war Conze und Dörpfeld vorbehalten, westlich des großen Gymnasions noch eine Entdeckung zu machen, die ganz besonders von religionsgeschichtlicher Seite begrüßt worden ist und die uns in die erste Zeit der Attaliden hinaufführt, als die Bauten noch nicht mit Marmor, sondern mit dem an Ort und Stelle zu brechenden rötlichen Trachyt gebaut wurden. Damals hat der erste Herrscher Philetairos der getreidespendenden und gesetzgebenden Mutter Erde, der Demeter, einen Tempel gestiftet als frommer Sohn zu Ehren seiner Mutter, die in ihrer Jugend eine paphlagonische Flötenspielerin war, die also eine bedeutende Frau gewesen sein muß, wenn der Sohn ihrer in seinem Glanz noch so verehrungsvoll gedachte. Eine andere bedeutende Frau, Apollonis, die Mutter der Könige Eumenes II. und Attalos II., ebenfalls durch Sohnesliebe hoch geehrt und bis zur Göttlichkeit gesteigert, hat dieses Heiligtum reich ausgestattet. Vor seinem Eingang sieht man zunächst einen Laufbrunnen für

Digitized by Google

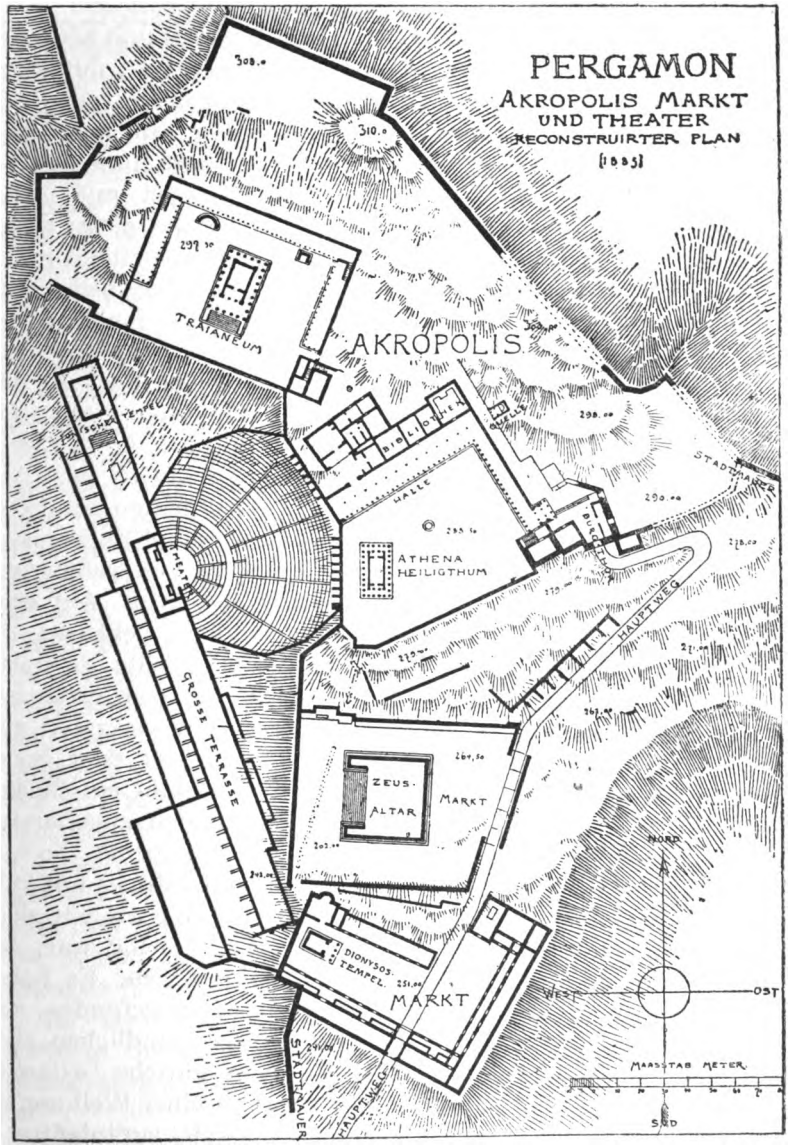


Abb. 2. Plan der Oberstadt von Pergamon

Digitized by Google

die rituelle Reinigung, dann den Bothros, jene Opfergrube, in der man beim Thesmophorienfest Ferkel, Pinienzapfen und besonders geformtes Gebäck versenkte, Gebräuche uralter Zeit, mit denen man auf die Fruchtbarkeit der Erdmutter anspielte. Nun tritt man erst durch das schlanksäulige Propylon mit Schilfblattkapitellen ein in den eigentlichen heiligen Bezirk und gewahrt geradeaus den bescheidenen viersäuligen Tempel mit davorliegendem Altar, links eine 90 m lange Wandelhalle, dieser gegenüber rechts einen Steilabhang, dessen Schräge mit einem geradlinigen, zehnstufigen Zuschauerraum von 41 m Länge bedeckt ist, darüber eine geräumige Halle. Von hier aus also sah man bei den Mysterien nächtlicherweise den Zeremonien des Kultes zu, die sich unter feierlichen Gesängen und beim Scheine der Fackeln vollzogen. Mit Recht haben die Entdecker darauf hingewiesen, daß diesem Zuschauerraum dieselbe Idee zugrunde liegt, die in Eleusis zum treppenförmigen vierseitigen Aufbau im Innern des Telesterions geführt hat. Reliefbedeckte Schrankenplatten römischer Zeit sind gefunden. Sie zeigen uns den Höllenhund Kerberos als dreiköpfige glatthaarige Dogge mit Wolfsohren und gefletschten Zähnen; neben ihm stand der Bezwinger Herakles. Auf einer anderen Platte steht die bekränzte Demeter, lang bekleidet, mit brennender Fackel in der Linken, während die Rechte die Opferspende aus einer Schale gießt. Rechts lodert auf dem girlandengeschmückten Altar die Flamme, daneben steht senkrecht eine große brennende Fackel, die wie eine Pflanze aus dem Boden emporwächst. Auf der linken Seite des Reliefs steht ein Buckelochse, mit Seil und Ring als Opfertier am Boden angebunden, eine hohe Zypresse erhebt sich schlank im Hintergrund. So spät und unkünstlerisch die Arbeit des Bildhauers ist, gibt sie uns kultgeschichtlich doch einen wertvollen Einblick. Wissen wir doch zum Beispiel, daß die Zypresse der Proserpina heilig war. Die Fackel bezeichnet Demeter als Göttin der Mysterien. Es haben sich in diesem Heiligtum auch Anzeichen dafür gefunden, daß man sich in späterer Zeit nicht mehr mit dem kindlichen alten Glauben an die Erdmutter begnügte. Philosophische Gedanken sind es, die den Römer L. Castricius Paulus zu einer Weihung an »Vernunft und Tugend«, an »Treue und Einigkeit« veranlaßten — blutlose Abstraktionen, entstanden unter dem Einfluß nüchterner römischer Denkart. Pantheismus zeigt sich in einer Widmung

Digitized by Google

an »das Allgöttliche«, *τὸ πανθεῖον*. Eine ausgezeichnete Illustration zur Areopagrede des Apostels Paulus (Acta Apost. 17, 23) ist eine Weihung an die unbekannten Götter, die *θεοὶ ἄγνωστοι*[1]. Man wollte eben keine der göttlichen Gewalten verletzen und ehrte daher auch die unbekannten.

Das Demeterheiligtum war das letzte große Ergebnis, das Alexander Conze uns noch geschenkt hat. Kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges ist der Unermüdliche, 83 Jahre alt, dahingeschieden mit der festen Zuversicht, daß andere sich finden würden, die das große Werk von Pergamon dem Ende zuzuführen bereit seien. Aber erst neun Jahre nach dem Weltkrieg war es möglich, an die Wiederaufnahme der Arbeit zu denken.

Was blieb noch zu tun? War die Grabung Humanns auf der Hochburg der Kopf des Ganzen, so bildeten die Grabungen im Gymnasion und Demeterbezirk gewissermaßen die Füße. Dazwischen fehlt der Mittelkörper mit einem großen unerforschten Gebiet, das sich von der Höhe von 250 m über dem Meere bis auf 70 m herabsenkt. Nicht einmal der Straßenverlauf ist da bekannt. Auch die ganze nachattalische Stadt in der Ebene mit den noch heute hochragenden römischen Ziegelbauten muß durchforscht werden, soweit es die jetzt bestehende Stadt erlaubt. Auch den großen Tumuli der Fürsten in der Ebene muß die Arbeit der Zukunft gelten, von denen erst einer seinen kostbaren Inhalt, den herrlichen Goldkranz mit der Siegesgöttin (im Museum zu Konstantinopel), gespendet hat. Der Verfasser dieser Zeilen hat sich seit dem Frühjahr 1927, dank der Beihilfe der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, der Wiederaufnahme der pergamenischen Ausgrabungen widmen können und hofft damit das Testament Alexander Conzes mit der Zeit zu erfüllen. Es sei ihm gestattet, über die neuesten Ergebnisse zum Schluß zu berichten, indem gleichzeitig auf den »Bericht über die Ausgrabungen in Pergamon 1927« verwiesen werden darf[2].

Auf dem höchsten Teil der Akropolis war ein Bezirk von 150 : 80 m Größe, von der Festungsmauer umgeben, ohne Ausgrabung übriggeblieben, der wie eine schöne, ebene Wiese aus-

[1] Hepding, Athenische Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts 35, 1910, S. 455 Abb. 3.

[2] Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1928, Philosophisch-historische Klasse Nr. 3, mit 8 Tafeln und 10 Textbildern.

Digitized by Google

sah und der im Volksmund den Namen 'Garten der Königin' trug. Aus einer in die Umwallung vermauerten Inschrift hatte man schließen wollen, daß hier ein Tempel der Kaiserin Faustina der Jüngeren gestanden habe. Im Frühjahr 1927 wurde der Bezirk nun durchgraben, und es zeigten sich statt des erwarteten Tempels nicht weniger als fünf langgestreckte Fundamente, das eine 31 : 6,5 m, das zweite 36,5 : 13 m, das dritte 40 : 8 m und so fort. Merkwürdig waren an diesen Bauten zwei Dinge: erstens die Menge dicht und parallel nebeneinander liegender innerer Fundament-Quermauern, die also einen Fußboden trugen, auf dem schwere Lasten gelegen haben müssen, zweitens das System von Luftlöchern und Luftschlitzen, von dem die Bauten außen und innen durchsetzt waren. Die nächste Analogie zu diesen Bauten boten die Getreidespeicher (horrea, granaria), die sich bei einzelnen Kastellen am germanischen Limes, besonders aber in englischen Römerkastellen, gefunden haben. Nur mit dem Unterschied, daß diese Getreidespeicher der Römer ins 2. bis 3. Jahrhundert nach Christus gehören, daß wir dagegen hier in Pergamon diese Anlagen zum erstenmal in griechischer Zeit feststellen können, und zwar bereits um 200 vor Christus. Den Beweis dafür erbrachten die großen rechteckigen Dachziegel der Gebäude. Sie tragen den Stempel des Königs Attalos I., und der am häufigsten vorkommende Stempel erwähnt das vierzigste Regierungsjahr, das in das Jahr 201 vor Christus fällt. Hier haben wir also die Vorbilder für die Magazine und Arsenale, die man bisher nur als Römerbauten kannte und über die man bis jetzt nur einige Nachrichten griechischer Kriegsschriftsteller hatte. Gerade im Jahre 201 vor Christus war Pergamon durch einen Einfall Philipps V. von Makedonien schwer bedroht. Attalos I. hat damals systematisch das Land von Nahrungsmitteln entblößt, die Bevölkerung in die Stadt geholt und sich belagern lassen. Jedes der von uns gefundenen Magazine hatte so viel Fassungsraum, daß tausend Menschen während eines ganzen Jahres mit Getreide ernährt werden konnten, wenn das Getreide nur 1 m hoch aufgestapelt war. Aber nicht nur Nahrungsmittel wurden in solchen ἀποθῆκαι oder θησαυροί aufgestapelt. Rings um die Gebäude fanden wir steinerne Kugeln, im ganzen 894 Stück von sieben verschiedenen Gewichtsarten, die beweisen, daß die Pergamener damals sieben verschiedene Geschützkaliber

Digitized by Google

benutzt haben. Das schwerste Geschoß wog 76 kg oder drei antike Talente, das kleinste 6,5 kg oder 15 antike Minen. Wir haben hiermit einen wichtigen Beitrag zu unserer Kenntnis der hellenistischen Kriegsgeschichte gewonnen.

Im Herbst 1928 wandte sich unsere Forschung einem ganz neuen, wichtigen Objekt zu. Westlich von Pergamon, etwa eine Viertelstunde Weges vom unteren großen Theater der Römerstadt, liegt ein von Quellwasser durchströmtes Tal, das einst von höchster Anmut gewesen sein muß, da es die Haine und Tempel des großen Asklepioskultes barg, der schon in der Königszeit Bedeutung gewann und in römischen Tagen ganz Pergamon beherrschte. Eine schattige Säulenstraße von einem Kilometer Länge führte von der Stadt dorthin — unwillkürlich denkt man an ähnliche Pilgerwege unserer Zeit, wie der zur Madonna di S. Luca vor Bologna. Ein rauschender Wasserfall stürzt von der westlichen Berghalde zur Talschlucht herab, an deren Ostseite ein mit Dornhecken überwucherter antiker Brunnen und eine gewaltige, mit Gewölben unterhöhlte Trümmerstätte den Platz des einstigen Kultes angab. Schon haben unsere nur zweimonatigen Untersuchungen wichtige Hauptsachen festgestellt: vorhanden sind zwei große Bauten des 2. Jahrhunderts nach Christus, also gerade aus der Zeit, in der der große pergamenische Arzt Galenus seine Schule entwickelte. Der eine Bau, kreisrund, mit einem Durchmesser von fast 50 m, bestand aus einem Untergeschoß mit zahlreichen Fenstern und Toren, die von außen in einen doppelten, von starken Pfeilern und Gewölben getragenen Umgang führten. Treppen ermöglichten den Aufstieg zum Obergeschoß, wo sich auf einen kreisförmigen Mittelbau sechs halbkreisförmige Kapellen öffneten. Sowohl das mystische Untergeschoß, das gewiß auch den Inkubationen diente, als der Oberbau waren reich mit den feinsten Marmorplatten inkrustiert, auch vom Mosaik des Obergeschosses sind Reste bereits beobachtet, aber noch nicht freigelegt. Der diesem an das Innere der Grabkapelle Diokletians in Spalato erinnernden Rundbau östlich benachbarte, ebenso stattliche Bau scheint einen Grundriß nach Art des römischen Pantheon gehabt zu haben: eine große Freitreppe nach Norden, daran anschließend der eigentliche Tempel als Rundbau. Asklepios, der gütige Heilgott, war hier dem Zeus angeglichen, neben ihm wurde Telesphoros hoch

Digitized by Google

sah und der im Volksmund den Namen 'Garten der Königin' trug. Aus einer in die Umwallung vermauerten Inschrift hatte man schließen wollen, daß hier ein Tempel der Kaiserin Faustina der Jüngeren gestanden habe. Im Frühjahr 1927 wurde der Bezirk nun durchgraben, und es zeigten sich statt des erwarteten Tempels nicht weniger als fünf langgestreckte Fundamente, das eine 31 : 6,5 m, das zweite 36,5 : 13 m, das dritte 40 : 8 m und so fort. Merkwürdig waren an diesen Bauten zwei Dinge: erstens die Menge dicht und parallel nebeneinander liegender innerer Fundament-Quermauern, die also einen Fußboden trugen, auf dem schwere Lasten gelegen haben müssen, zweitens das System von Luftlöchern und Luftschlitzen, von dem die Bauten außen und innen durchsetzt waren. Die nächste Analogie zu diesen Bauten boten die Getreidespeicher (horrea, granaria), die sich bei einzelnen Kastellen am germanischen Limes, besonders aber in englischen Römerkastellen, gefunden haben. Nur mit dem Unterschied, daß diese Getreidespeicher der Römer ins 2. bis 3. Jahrhundert nach Christus gehören, daß wir dagegen hier in Pergamon diese Anlagen zum erstenmal in griechischer Zeit feststellen können, und zwar bereits um 200 vor Christus. Den Beweis dafür erbrachten die großen rechteckigen Dachziegel der Gebäude. Sie tragen den Stempel des Königs Attalos I., und der am häufigsten vorkommende Stempel erwähnt das vierzigste Regierungsjahr, das in das Jahr 201 vor Christus fällt. Hier haben wir also die Vorbilder für die Magazine und Arsenale, die man bisher nur als Römerbauten kannte und über die man bis jetzt nur einige Nachrichten griechischer Kriegsschriftsteller hatte. Gerade im Jahre 201 vor Christus war Pergamon durch einen Einfall Philipps V. von Makedonien schwer bedroht. Attalos I. hat damals systematisch das Land von Nahrungsmitteln entblößt, die Bevölkerung in die Stadt geholt und sich belagern lassen. Jedes der von uns gefundenen Magazine hatte so viel Fassungsraum, daß tausend Menschen während eines ganzen Jahres mit Getreide ernährt werden konnten, wenn das Getreide nur 1 m hoch aufgestapelt war. Aber nicht nur Nahrungsmittel wurden in solchen *ἀποθῆκαι* oder *θησαυροί* aufgestapelt. Rings um die Gebäude fanden wir steinerne Kugeln, im ganzen 894 Stück von sieben verschiedenen Gewichtsarten, die beweisen, daß die Pergamener damals sieben verschiedene Geschützkaliber

Digitized by Google

benutzt haben. Das schwerste Geschoß wog 76 kg oder drei antike Talente, das kleinste 6,5 kg oder 15 antike Minen. Wir haben hiermit einen wichtigen Beitrag zu unserer Kenntnis der hellenistischen Kriegsgeschichte gewonnen.

Im Herbst 1928 wandte sich unsere Forschung einem ganz neuen, wichtigen Objekt zu. Westlich von Pergamon, etwa eine Viertelstunde Weges vom unteren großen Theater der Römerstadt, liegt ein von Quellwasser durchströmtes Tal, das einst von höchster Anmut gewesen sein muß, da es die Haine und Tempel des großen Asklepioskultes barg, der schon in der Königszeit Bedeutung gewann und in römischen Tagen ganz Pergamon beherrschte. Eine schattige Säulenstraße von einem Kilometer Länge führte von der Stadt dorthin — unwillkürlich denkt man an ähnliche Pilgerwege unserer Zeit, wie der zur Madonna di S. Luca vor Bologna. Ein rauschender Wasserfall stürzt von der westlichen Berghalde zur Talschlucht herab, an deren Ostseite ein mit Dornhecken überwucherter antiker Brunnen und eine gewaltige, mit Gewölben unterhöhlte Trümmerstätte den Platz des einstigen Kultes angab. Schon haben unsere nur zweimonatigen Untersuchungen wichtige Hauptsachen festgestellt: vorhanden sind zwei große Bauten des 2. Jahrhunderts nach Christus, also gerade aus der Zeit, in der der große pergamenische Arzt Galenus seine Schule entwickelte. Der eine Bau, kreisrund, mit einem Durchmesser von fast 50 m, bestand aus einem Untergeschoß mit zahlreichen Fenstern und Toren, die von außen in einen doppelten, von starken Pfeilern und Gewölben getragenen Umgang führten. Treppen ermöglichten den Aufstieg zum Obergeschoß, wo sich auf einen kreisförmigen Mittelbau sechs halbkreisförmige Kapellen öffneten. Sowohl das mystische Untergeschoß, das gewiß auch den Inkubationen diente, als der Oberbau waren reich mit den feinsten Marmorplatten inkrustiert, auch vom Mosaik des Obergeschosses sind Reste bereits beobachtet, aber noch nicht freigelegt. Der diesem an das Innere der Grabkapelle Diokletians in Spalato erinnernden Rundbau östlich benachbarte, ebenso stattliche Bau scheint einen Grundriß nach Art des römischen Pantheon gehabt zu haben: eine große Freitreppe nach Norden, daran anschließend der eigentliche Tempel als Rundbau. Asklepios, der gütige Heilgott, war hier dem Zeus angeglichen, neben ihm wurde Telesphoros hoch

Digitized by Google

verehrt, der Gehilfe des Gottes, der die Genesung zu Ende führt, mit ihm die Töchter Hygieia und Panakeia und die Mutter Koronis. Mit großer Spannung darf man der nächsten Ausgrabungskampagne entgegensehen. Schon jetzt beginnt der Platz uns wertvolle Urkunden zu schenken. Die erste war der Brief des römischen Prokonsuls P. Servilius Isauricus an die Pergamener über die Wiederherstellung der Asylfreiheit. Man darf die Hoffnung aussprechen, daß weitere Urkunden uns auch über den eigentlichen Heilbetrieb, seine religiöse und medizinische Seite, reichen Aufschluß bringen werden.

Als weiteres bedeutsames Ziel künftiger Grabung winkt mitten in der heutigen Stadt der gewaltige Ziegelbau Kysyl-Avli, der auf großen Gewölben über dem Selinos-Bach erbaut ist und soeben durch das Machtwort des kunstsinnigen Generalgouverneurs Kiasim Pascha von seinen modernen Innenbauten befreit wird. Noch wissen wir nicht, ob der 52 m lange, doppelgeschossige Hauptraum einer römischen Basilika oder einer Therme angehört hat. Soviel aber wissen wir jetzt schon: über der römischen Schicht ist die christliche Johannisbasilika zu finden, eine der sieben apokalyptischen Kirchen. Und wir werden sie finden!

Digitized by Google

Die deutschen Ausgrabungen in Angora und Aezani

von Professor Dr. Martin Schede

Direktor der Konstantinopeler Abteilung des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches

Mit Tafel 14

In den Jahren 1926 und 1928 hat das Archäologische Institut des Deutschen Reiches Professor Daniel Krencker und den Verfasser mit Untersuchungen an den Tempeln von Ankyra und Aezani beauftragt. Diese beiden Städte sind im Altertum nicht gerade Mittel- und Ausgangspunkt der Kultur gewesen, wie Milet, Ephesos oder Pergamon; sie nahmen indessen in der Zeit der römischen Herrschaft an dem allgemeinen Aufschwung teil, den die Pax Romana dem Reiche ermöglichte. Ihre Tempel waren schwerlich etwas anderes als typische Nachahmungen der in den großen Kulturzentren geschaffenen Vorbilder; sie sind aber durch ihren ungewöhnlich guten Erhaltungszustand für die kunstgeschichtliche Forschung von unschätzbarem Werte.

Ursprünglich bestand nicht die Absicht, die Tempelruinen der beiden Orte in größerem Umfange auszugraben, vielmehr sollten die Untersuchungen überwiegend an den noch aufrechtstehenden Teilen durch Vermessung und Photographie vorgenommen werden, und es sollte nur da in die Erde gegraben werden, wo diese Aufnahmen Klärung erforderten. In Angora, der neuen türkischen Hauptstadt, ist diese Form der Untersuchung auch beibehalten worden. Die Lage des Augustustempels mitten in einer fieberhaft sich entwickelnden Stadt verbot ein weites Ausgreifen der Bodenforschung von selbst. Indessen gelang es uns bereits auf dem kleinen uns zur Verfügung stehenden Raum, durch Aushebung weniger, freilich zum Teil bis zu 5 m tiefer Gruben das Gesuchte zu finden, nämlich die Reste von Fundamenten der Tempelsäulen, deren einstige Anordnung nunmehr bekannt ist. Erst damit gewinnen wir das vollständige Bild eines Bauwerkes, das sich durch die ungewöhnliche Feinheit seiner architektonischen Formen unter den römischen Bauten Klein-

Digitized by Google

asiens auszeichnet und das seine besondere Berühmtheit der großen in seine Wände eingegrabenen Inschrift verdankt, dem Monumentum Ancyranum, das den Rechenschaftsbericht des Augustus enthält.

Obwohl in Aezani, dessen Trümmerstätte man heute von dem durch seine Fayencen bekannten Orte Kütahiya aus erreicht, der Zustand der Tempelruine (Taf. 14, 1) an sich schon wesentlich aufschlußreicher ist als der in Angora, empfahl es sich schon nach kurzer Prüfung, hier energischer in den Boden vorzudringen. Denn die Stätte von Aezani ist heute ein stilles, vom Hauch der neuen Zeit fast unberührtes Dorf, dessen Häuser sich in einiger Entfernung von den Hauptruinen halten, so daß wir über das den Tempel umgebende Gelände ziemlich frei verfügen konnten. Wir erkannten auch alsbald, daß außer den aufrechtstehenden Tempelwänden und Säulen reichlich ebensoviel Teile des Bauwerkes noch im Boden vorhanden waren; durch den gewaltigen Erdstoß, der offenbar schon im frühesten Mittelalter den Tempel zur Hälfte umgeworfen hatte, war ein schwer zugängliches Gewirr von wuchtigen Marmorblöcken entstanden, dem Steinräuber nur geringen Schaden antun konnten und das jetzt unter einer dünnen Erdschicht verborgen lag. Wir waren zu der Hoffnung berechtigt, daß hier ein antikes Bauwerk bis in seine letzten Einzelheiten bekannt werden würde und sind darin nicht enttäuscht worden. Über die älteren französischen Aufnahmen des Tempels, von denen einige von bemerkenswerter Genauigkeit sind, konnten wir in entscheidenden Punkten hinauskommen.

Mit dem Aufgraben der Sturzlagen begannen wir an der Südostecke und fanden dort alsbald ein schönes Stück des Giebelfeldes, das mit reichem Pflanzenornament, aus dem menschliche Gestalten hervorwachsen, überzogen war. Dicht daneben lag der mit Pfeifenfries und Akanthusblättern geschmückte Untersatz für die Bekrönung der Giebelecke. Dies Stück war von bedeutender Größe und verriet uns bereits, wie wesentlich die Akroterien für das Gesamtaussehen des Tempels gewesen waren. An der nach Westen gerichteten rückwärtigen Schmalseite, wo fast alle Säulen noch stehen, erkannten wir dann, daß hier der abgestürzte Giebel größtenteils noch in der richtigen Reihenfolge seiner Stücke im Boden steckte. So fanden wir hier denn auch in einem Erhaltungszustande, den zu erwarten sich jeder erfahrene Ausgräber längst abgewöhnt hat, die Bekrönung der westlichen

Digitized by Google

Giebelspitze, das Mittelakroterion (Taf. 14, 2). Es ist ein einziger Stein von ganz gewaltiger Größe; noch jetzt, nachdem die oberen Teile abgebrochen sind, beträgt sein Gewicht über 10 000 kg. Solche Akroterien bestehen seit alters aus verschlungenen Ranken in Verbindung mit menschlichen, auch tierischen Gestalten oder Büsten; hier ist das Rankengeschlinge, das in durchbrochener Arbeit die obere Hälfte des Akroterions ausmachte, fast ganz verloren gegangen, und es ist nur das untere Blattwerk, der Ansatz der Rankenstengel und zwischen ihnen die viermal lebensgroße Büste einer jugendlichen Frau erhalten geblieben. Das Gesicht ist bis auf die abgebrochene Nasenspitze unversehrt. Es lehnt sich im Stil an Vorbilder der klassischen Plastik an, vermag aber, in der Leere und Seelenlosigkeit des Gesichtsausdruckes, nicht zu verleugnen, wie fern und innerlich gleichgültig die römische Bildhauerkunst den von ihr so oft benutzten klassischen Vorbildern gegenüberstand. Man kann zweifeln, ob der Kopf ein rein dekoratives Schmuckstück ohne innere Bedeutung ist oder ob er der einer Göttin sein soll, die dann natürlich engere Beziehung zu der Stadt Aezani und ihrem Tempel gehabt haben müßte. Da jedes bezeichnende Beiwerk fehlt, würde die Benennung auf Schwierigkeiten stoßen, doch würde man zunächst an eine der von den Phrygiern hauptsächlich verehrten Göttinnen Kybele und Hekate denken müssen.

Gleichzeitig mit diesem Fund wurde die Entdeckung gemacht, daß der Tempel ursprünglich auf einem hohen Podium stand, das rings um ihn herum eine breite Terrasse bildete und von dem aus Stufen zu den Säulen emporführten. Das Bauwerk ragte also wesentlich höher über die Fläche des Tempelhofes hinauf, als es jetzt den Anschein hat. Dem Podium entspricht unter der Cella ein eindrucksvolles Kellergewölbe, von dem wir noch nicht recht wissen, ob es zu kultlichen Zwecken angelegt ist oder ob es lediglich Ersparnis von Aufschüttungsmaterial für den Kern des hochragenden Unterbaus bedeutet. Auch die richtige Anordnung der Säulen ist durch unsere Grabungen bekannt geworden, und es zeigt sich, daß der Tempel von Aezani mit dem von Ankyra einen gemeinsamen Typus bildet, der sich geradlinig aus den Baulehren des Architekten Hermogenes (2. Jahrhundert vor Christus) entwickelt hat. Jedoch sind beide Bauwerke durch eine Zeitspanne von mehr als hundert Jahren voneinander getrennt. Der Augustus-

Digitized by Google

tempel ist durch seine Inschriften in die frühe Kaiserzeit datiert, der Zeustempel von Aezani aber scheint nicht lange vor dem Jahre 150 nach Christus entstanden zu sein.

Wir konnten in Aezani, dessen Ruinen so zahlreich erhalten sind wie die weniger antiker Stätten, der Versuchung nicht widerstehen, die Grabung über den Tempel hinaus auszudehnen, denn schon die oberflächliche Prüfung zeigte, daß die öffentlichen Bauten der Stadt nach einem einheitlichen Plane angelegt waren, in den sich auch der Tempelbezirk einfügte. Zunächst wurde der vor der östlichen Tempelfront gelegene Opferaltar gesucht und gefunden, dann wurden ziemlich umfangreiche Grabungen nach den Resten der Säulenhallen vorgenommen, die den Tempelhof umschlossen. In der Mitte der Ostseite waren diese Hallen durch einen großartigen Torbau, den Haupteingang zum Heiligtum, unterbrochen. Eine 30 m breite Freitreppe führte von dem angrenzenden Marktplatz zum Tore empor, denn der gesamte Tempelhof überragte, wahrscheinlich infolge einer gewaltigen künstlichen Aufschüttung, die übrige Stadt um ein Beträchtliches. Vom Torbau selbst steht freilich jetzt nichts mehr aufrecht; seine Werkstücke, ausgezeichnet durch eine hervorragend schöne Ornamentik, waren im Mittelalter, vermutlich zu der Zeit, als die türkischen Heerscharen sich allenthalben in Kleinasien festsetzten und bekriegten, in die große Festungsmauer verbaut worden, die damals statt des Säulenhofes den Tempelbezirk umschloß.

Ein eingehendes Studium wurde schließlich noch einem kleinen Heiligtum in der Nähe der Stadt Aezani zuteil. Es gehörte, wie eine antike Nachricht besagt, der Göttermutter oder, wie sie meistens heißt, der Kybele. Es bestand in einer Höhle, die man von einer natürlichen Felsterrasse aus betrat. Eine kleine Grabung ergab eine große Anzahl von Terrakottafigürchen, die meist die Kybele darstellen und überwiegend der späthellenistischen Zeit anzugehören scheinen. Das Heiligtum scheint also, worauf auch der schlichte ländliche Charakter seiner Anlage schließen läßt, in einem ursprünglicheren Zustande erhalten zu sein als die öffentlichen Bauten der Stadt selbst, die fast ausnahmslos das prunkvolle Gepräge der mit Geldmitteln und Arbeitskräften reich gesegneten römischen Kaiserzeit tragen.

Digitized by Google

Ephesos

von Dr. Josef Keil
o. Professor für Alte Geschichte an der Universität Greifswald

Mit Tafel 15

Ephesos, gegen 60 km südlich von Smyrna, dem heutigen Haupthandelsplatze Westkleinasiens, an der Mündung des Kaystros gelegen, ist niemals die Hauptstadt eines großen Reiches gewesen, und doch gibt es nur ganz wenige Punkte der Erde, die so reich an bedeutenden geschichtlichen Erinnerungen sind wie gerade diese Stadt. Jedermann weiß, daß hier der hochberühmte Tempel der Artemis oder Diana stand, den — angeblich in der Geburtsnacht Alexanders des Großen — die Fackel des wahnwitzigen Herostratos in Flammen steckte, der sich dann aber wie ein Phönix in neuer Pracht aus seiner Asche erhob und, mit den Werken der hervorragendsten Künstler geschmückt, als eines der sieben Wunder der Alten Welt gefeiert wurde, und jeder Christ kennt schon von der Schule her die in der Apostelgeschichte so lebendig geschilderte Szene, da das von dem Silberschmiede Demetrius zum Widerstande gegen die neue, vom Apostel Paulus verkündete Christenlehre aufgerufene Volk in das Theater strömt und dort stundenlang mit dem Rufe: »Groß ist die Diana der Ephesier!« für seine Göttin demonstriert, bis es dem Bürgermeister endlich gelingt, die Ruhe wiederherzustellen. Wer tiefer in die Blätter der Weltgeschichte hineingeblickt hat, dem weckt der Name Ephesos noch ganz andere Erinnerungen. Er weiß, daß Ephesos eine der griechischen Kolonialstädte im alten Ionien war, das heißt in jener Landschaft, in der im 9. und 8. Jahrhundert vor Christus die wundersamen Dichtungen Homers entstanden sind, wo im 7. und 6. Jahrhundert aus der innigen Berührung von Orient und Okzident der Menschheit die Philosophie und die Wissenschaft erblüht ist, und daß einer der tiefsinnigsten der ionischen Philosophen, Heraklit der Dunkle, eben in Ephesos seine Lehre vom ewigen Flusse der Dinge verkündet und den Krieg den Vater von allem genannt hat. Er sieht die Lage an der Grenze von Ost und West, mögen diese Worte zu verschiedenen Zeiten

Digitized by Google

auch verschiedenen Inhalt haben, die Schicksale der Stadt auch weiterhin bestimmen. Von dem reichen Lyderkönige Krösus und dann von den Persern erobert und immer wieder zu ihrem orientalischen Großreiche geschlagen, ist sie andererseits für die aufständischen Ionier der Ausgangspunkt zu ihrem Angriff auf Sardes (500 vor Christus), ein Jahrhundert später der Hauptwaffenplatz des Spartanerkönigs Agesilaos in seinem Kampfe gegen Persien und im Jahre 334 eine wichtige Station Alexanders des Großen auf seinem Eroberungszuge gegen das Reich des persischen Königs. Von einem der genialen Nachfolger Alexanders, Lysimachos, aus dem versumpften Teile der Bucht an einen guten Hafenplatz verlegt und durch einen über 8 km langen gewaltigen Mauerring zur Großstadt bestimmt, sieht Ephesos in den Jahren 192—190 vor Christus die Flotte des großen Königs Antiochos von Syrien den Kampf gegen Rom führen, dann hundert Jahre später König Mithridates Eupator von Pontos, als er Orient und Griechenland zum letzten Widerstande gegen Rom zusammenfaßt, den Blutbefehl zur Ermordung sämtlicher Italiker in der Provinz Asien hinausgeben, der an hunderttausend Menschen das Leben kostet (Ephesische Vesper, 88 vor Christus), und schließlich im Jahre 33—32 vor Christus Antonius und Kleopatra die Streitkräfte des Ostens zum Entscheidungskampfe gegen den Vertreter des Westens, Octavianus Augustus, versammeln. Der ersehnte Friede, den der siegreiche Augustus nach den Nöten der Bürgerkriege der Welt gebracht hat, leitet wie für die ganze antike Welt so auch für Ephesos, jetzt Hauptstadt der reichen Provinz Asia, eine mehr als zweihundertjährige Epoche glücklichster Aufwärtsentwicklung ein, die erst in den Katastrophen des 3. Jahrhunderts ihre Unterbrechung findet. Als im Jahre 263 nach Christus plündernde Gotenscharen das Artemision verbrennen, wird der Tempel zwar noch einmal notdürftig ausgebessert, aber sein Glanz ist dahin und die Zeit nicht ferne, da ein Ephesier sich in einer Inschrift rühmen kann, »das trügerische Bild des Dämons (!) Artemis herabgenommen und an seine Stelle ein Kreuz als das siegreiche Symbol Christi aufgerichtet zu haben«. Wieder ist es eine besonders bedeutungsvolle Rolle, die Ephesos auch in der Geschichte des Christentums spielt. Wir hatten schon gesehen, daß der Völkerapostel Paulus hier als erster das Evangelium verkündet hat, und es ist wahrscheinlich, daß ein nicht unbedeutender Teil

Digitized by Google

seiner Briefe in der ephesischen Gefangenschaft geschrieben wurde, wahrscheinlich auch, daß die Apokalypse und vielleicht auch das Evangelium Johannis hier entstanden sind. Jedenfalls zeigte man schon im 2. Jahrhundert nach Christus auf dem Hügel südöstlich vom Dianatempel das Grab des 'Theologen' Johannes, über dem im 4. Jahrhundert eine stattliche Kirche und im 6. Jahrhundert von Kaiser Justinian eine herrliche Kuppelbasilika erbaut wurde, die schon wegen ihrer Verwandtschaft mit der berühmten, aber völlig zerstörten Apostelkirche desselben Kaisers in Konstantinopel kunstgeschichtlich von größtem Interesse ist. In einem andern Gotteshause der Stadt, der großen Marienkirche, tagte im Jahre 431 das ephesische Konzil, das für die Verehrung Marias als Gottesmutter entscheidende Bedeutung gewann, und eine dritte denkwürdige Kirche wurde, wie wir wissen, von Kaiser Theodosius II. im 5. Jahrhundert über den Gräbern der 'Sieben Schläfer', das heißt jener standhaften sieben Jünglinge errichtet, von denen eine fromme, über die ganze Welt verbreitete, in besonderer Fassung sogar im Koran wiederkehrende Legende berichtet, daß sie, wegen ihrer Glaubensfestigkeit zur Zeit der Christenverfolgungen des Kaisers Decius in einer Berghöhle eingemauert, von Gott in Schlaf versenkt und aus diesem erst wiedererweckt wurden, als die Welt christlich geworden war. Mit dem Beginne des 14. Jahrhunderts bemächtigt sich der Orient, nachdem schon um 700 die gegen Konstantinopel stürmenden Araber sie einmal vorübergehend eingenommen hatten, dauernd der Stadt. Von den seldschukischen Türken erobert und zur Residenz einer ihrer Fürstendynastien gemacht, erlebt Ephesos noch eine letzte Nachblüte, bis zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Mongolenheere Timur Lenks (Tamerlans) verwüstend bis an die Küsten des Ägäischen Meeres vorbranden und der große Khan in Ephesos die Verhältnisse Westkleinasiens ordnet, worauf dann in den Kämpfen der seldschukischen und osmanischen Türken der völlige Verfall eintritt.

Dieser völlige Untergang einer Stadt von so denkwürdiger Vergangenheit muß zunächst als tragisch empfunden werden, und es ist kein Zweifel, daß auch ein Gang durch die weithin ausgedehnten Ruinen vor allem von der Vergänglichkeit des Irdischen zu zeugen scheint. Aber da der abendländische Geist allüberall von dem Drange nach Erkenntnis beherrscht ist, tritt an die Stelle

Digitized by Google

passiven Trauerns über vergangene Größe bald das aktive Streben, durch gründliche, nichts außer acht lassende Erforschung aller noch über oder unter der Erde vorhandenen Ruinen und Überreste nicht nur einen über die lückenhafte literarische Überlieferung weit hinausführenden Einblick in das Leben und die zweieinhalb Jahrtausende umfassende Geschichte dieser so bedeutenden antiken Großstadt zu gewinnen, sondern darüber hinaus durch die so an einem Punkte gewonnenen Erkenntnisse auch unser universalhistorisches Wissen zu bereichern und zu befruchten. Für ein so eingestelltes Streben aber ist der völlige Untergang der Stadt sogar ein ganz besonderer Glücksfall, weil nirgends moderne Bauten die Untersuchung behindern.

Der erste, der diese günstigen Verhältnisse nutzend in Ephesos den Spaten ansetzte (1864—1874), war ein Privatmann, der englische Ingenieur J. T. Wood. Nach vierjährigen Bemühungen, bei denen er die verschiedensten Ruinen mehr oder weniger gründlich untersuchte, hat Wood sein mit größter Energie verfolgtes Ziel, die Wiederauffindung des vollkommen unter der Erde verschwundenen Dianatempels, endlich doch erreicht und dessen sehr zerstörte, aber doch gar manche wichtige und schöne Reste enthaltende Ruine ausgegraben. So wertvoll und ergebnisreich Woods Ausgrabungen, nicht zuletzt durch die reichen Inschriftenfunde, gewesen sind, so wenig konnte sie den strengeren Anforderungen der Ausgrabungswissenschaft genügen. So hat erst D. G. Hogarth, als er mit dem Architekten Henderson im Auftrage des Britischen Museums das diesem gehörende Gebiet des Tempels noch einmal untersuchte, die Entwicklungsgeschichte des Heiligtums und seiner Bauten von den ganz bescheidenen ersten Anfängen bis zu den Riesentempeln des 6. und 4. Jahrhunderts vor Christus wirklich aufgeklärt und außer anderen Funden unter der Basis des späteren Kultbildes einen Schatz von alten Schmuckstücken, Münzen und anderen Gegenständen aus Metall und Elfenbein gehoben, der für unsere Kenntnis der altionischen Kunst von großer Bedeutung ist. Schon lange vorher aber hatte Otto Benndorf die wissenschaftliche Erforschung von Stadt und Landschaft dem 1897 gegründeten Österreichischen Archäologischen Institut zugewiesen, das sie mit Hilfe privater Spenden und einer regelmäßigen Subvention des österreichischen Staates unter Benndorfs und dann R. Heberdeys Leitung in einer der großen

Digitized by Google

Aufgabe würdigen Weise bis zum Beginn des Weltkrieges betreut hat. Ist es durch eine kartographische Aufnahme des Geländes erst möglich geworden, die geographischen Voraussetzungen der Stadtentwicklung zu erfassen und die Gründe für die wiederholten Verlegungen und Veränderungen zu verstehen, so haben systematische Ausgrabungen und Untersuchungen an den Stadtbefestigungen, den Straßen, Plätzen, Toren, Wasserleitungen und

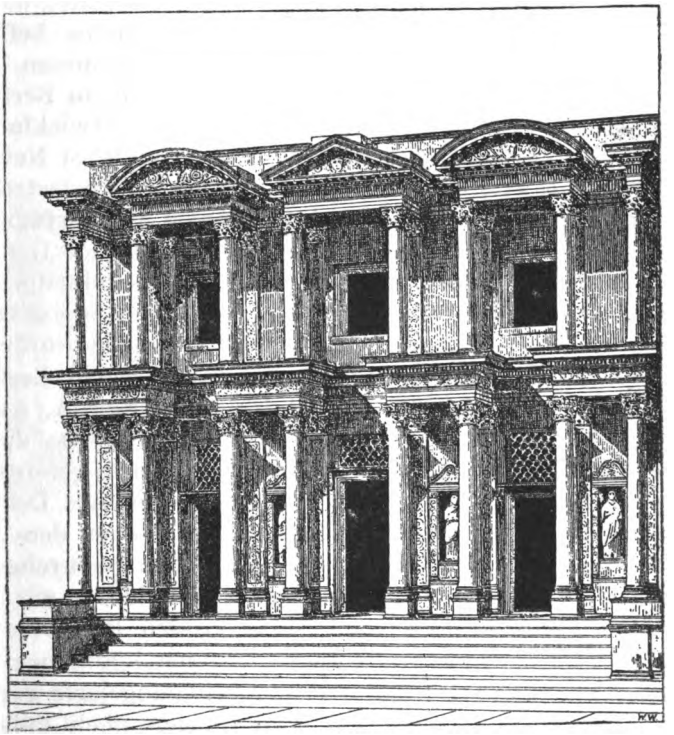


Abb. 1. Ephesos. Fassade der Bibliothek, Wiederherstellung von W. Wilberg

öffentlichen Gebäuden aller Art, unter denen mehrere Fontänen, Gymnasien, Bäder, das Stadion, das kleine und das große Theater, die Bibliothek und ein kolossaler Tempel besonders genannt sein mögen (s. Abb. 1 u. 2, Taf. 15), bis zu der Marienkirche und den seldschukischen Bauten, vor allem der großen von Sultan Isa im Jahre 1375 geweihten Moschee, nicht nur das jeweils be-

Digitized by Google

handelte Einzelobjekt klargestellt, rekonstruiert und in den entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang eingereiht, sondern außerdem aus den vielen dabei gemachten Einzelfunden an prächtigen Skulpturen, Inschriften und anderen Gegenständen reichste Aufschlüsse für die Geschichte und Kunstgeschichte erzielt.

Dieser regen Forschertätigkeit des seit 1909 von E. Reisch geleiteten Österreichischen Archäologischen Institutes wurde durch den Ausbruch des Weltkrieges ein jähes Ende bereitet, das nach seinem unglücklichen Ausgang als ein dauerndes befürchtet werden mußte. Da ist uns Hilfe in der Not gekommen. Durch den begeisterten Ephesosfreund Adolf Deissmann in Berlin, der die besondere Bedeutung der Stadt für die Entwicklung des Christentums erkannte, und Bischof Brent von West New York veranlaßt, hat Herr John Rockefeller jun. für die Fortsetzung der Grabungen bereits zweimal größere Summen zur Verfügung gestellt, die durch Beihilfen der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und des österreichischen Unterrichtsministeriums in der von dem amerikanischen Spender geforderten Weise ergänzt, die Grundlage für die Wiederaufnahme der Arbeiten geworden sind.

In engster Zusammenarbeit mit der türkischen Regierung, die ihrerseits den Generalinspektor der Altertümer A. Aziz mit der Leitung der im Namen des Museums in Smyrna durchzuführenden Grabungen betraute, hat eine von mir geführte, aus österreichischen und deutschen Gelehrten bestehende Delegation des Österreichischen Archäologischen Institutes in den Jahren 1926/28 bereits drei je dreimonatige Kampagnen durchgeführt. Überall an das früher Geleistete anknüpfend, haben wir es uns zur Aufgabe gemacht, vor allem jene großen Probleme anzupacken, die bisher noch keine Lösung finden konnten.

Schon 1926 ist es uns durch systematisch angelegte Versuchsgräben gelungen, die trotz aller Bemühungen noch unbekannt gebliebene Lage der von König Krösus belagerten altionischen Stadt hauptsächlich durch Scherbenfunde festzustellen und damit für künftige Forschungen ein neues aussichtsreiches Arbeitsgebiet zu gewinnen. Im gleichen Jahre wurde an einem dem Artemision in geringer Entfernung gerade gegenüberliegenden Bergabhange ein Heiligtum der uralten kleinasiatischen Muttergöttin mit vielen Inschriften und in Felsnischen aufgestellten Weihreliefs entdeckt, das anschaulich zeigt, wie zähe der alte Kult sich trotz der

Digitized by Google

Konkurrenz des glanzvollen Dianatempels namentlich bei kleinen Leuten forterhielt. Ein leider fast gänzlich abgetragener Tempel spätestens der hellenistischen Epoche, aber vielleicht höheren Alters, ist dadurch höchst bemerkenswert, daß seine Cella gerade über einem engen in die Tiefe reichenden Felsspalt errichtet worden ist: ein Befund also etwa so, wie man ihn für den Orakeltempel des Apollo in Delphi erwartet, aber durch die Grabung nicht bestätigt gefunden hat.

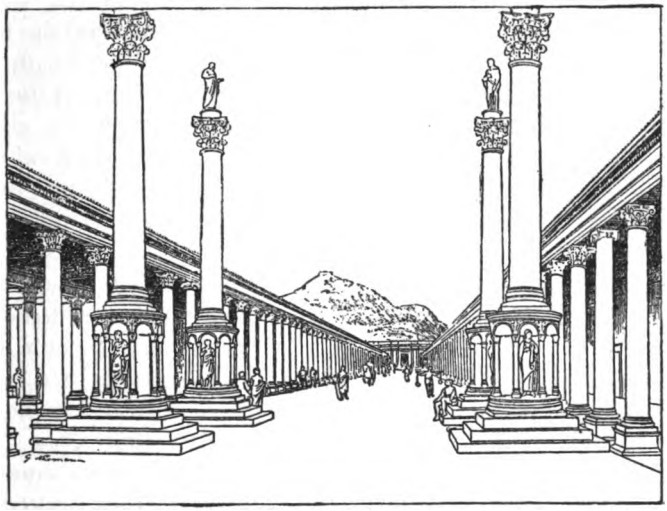


Abb. 2. Ephesos. Große Hafenstraße mit byzantinischem Viersäulenbau, Wiederherstellung von G. Niemann

Vom Ephesos der römischen Kaiserzeit haben wir, von vielen kleineren Untersuchungen und Grabungen abgesehen, eine reich ausgestattete Brunnenanlage (Nymphäum), dann den heiligen Bezirk des römischen Kolossaltempels und seinen Toraufgang untersucht und dabei Anhaltspunkte für die Zuweisung des großartigen Heiligtums an die missionierenden ägyptischen Gottheiten Isis und Sarapis gewonnen. Das Hauptobjekt dieser Epoche aber war ein mächtiges, zum Teil auf gewaltigen Substruktionen errichtetes Gebäude beim Stadion von zunächst ganz unbekannter Bestimmung. Noch sind, trotz starker Arbeit in zwei Kampagnen, die bis 6 m tiefen Schuttmassen nur zum Teil weggeführt, aber

Digitized by Google

schon ist die ganze Ostfront mit dem vorgelagerten Säulenhof (Palästra) und ein großer Teil der Innenräume freigelegt, schon sind Grundriß und Aufriß der ganzen Anlage im wesentlichen ermittelt, viele Stücke von seinem reichen Schmuck an Rundskulpturen und Reliefs geborgen und die Zweckbestimmung des Ganzen klar erkannt: eines jener Prunkgymnasien der Kaiserzeit, in denen das verfeinerte großstädtische Leben seinen charakteristischsten Ausdruck fand, mit seinen der geistigen Konversation, dem Turn- und Badebetrieb dienenden Räumen, nicht zu vergessen einen besonders reich ausgestatteten Festsaal des Kaiserkultes, ist uns mit einem erheblichen Teil seines Skulpturenschmuckes wiedergegeben, und dieses Gebäude ist durch die sicher ergänzte Bauinschrift genau datiert und weiterhin als eine der großen Neuanlagen nachgewiesen, mit denen der als Neugründer von Ephesos gefeierte Freund des Kaisers Antoninus Pius, der reiche P. Vedius Antoninus, seine Vaterstadt geschmückt hat.

Wenden wir uns aus der Glanzperiode der antiken Stadt jetzt der byzantinischen Epoche zu, so haben wir, nachdem die Marienkirche schon unter Heberdey ausgegraben worden ist, die beiden andern heiligsten Stätten der ephesischen Christen in Angriff genommen. Es war eine große Überraschung, als bei dem schmalen Felsspalt, wo die jetzt vertriebenen Griechen der Umgebung zu Ehren der Sieben Schläfer noch 1920 ihre Lichter anzündeten, eine immer weiter sich ausdehnende Cömeterien- oder Friedhofsanlage mit großen, in mehreren Stockwerken übereinander aus der Schlucht aufsteigenden Bestattungssälen, Mausoleen und vielen Einzelgräbern aus der Erde kam, als sich dann in der Mitte dieser Anlage in der Tat eine Kirche vorfand und als schließlich unter dem Boden dieser Kirche zu beiden Seiten eines katakombenartigen Ganges wirklich die Kammern entdeckt wurden, in denen nach den unzweifelhaften Angaben der von frommen Pilgern auf den Wänden eingekritzelten oder aufgemalten Inschriften die Sieben Schläfer, so wie die Legende berichtete, ihr Grab gefunden hatten. Der Wunsch, an der Stelle bestattet zu sein, wo der Herr schon einmal seine getreuen Diener vom Todesschlafe hatte auferstehen lassen, hat zu der Anlage des riesigen Cömeteriums geführt, das uns in seinen vielen Hunderten von Gräbern trotz barbarischer Verwüstung auch schöne Einzelfunde, darunter über zweitausend zum Teil figürliche Ton-

Digitized by Google

lampen gebracht hat, welche die Aufstellung langer Entwicklungsreihen dieser Denkmälergattung gestatten.

Zuletzt sei noch über unsere Arbeiten an der Johanneskirche Kaiser Justinians berichtet: Während der griechischen Besetzung Westkleinasiens hatte Professor Sotiriu aus Athen die Ausgrabung dieses bis 7 m tief verschütteten gewaltigen Bauwerks mit schönem Erfolg begonnen. Wir haben das unterbrochene Werk weitergeführt und nicht nur dieses einzigartige Denkmal byzantinischer Baukunst völlig freigelegt, sondern durch Tiefgrabungen im Innern auch noch aufschlußreiche Reste der älteren vorjustinianischen Anlagen festgestellt und in der Mitte unter dem Altare auch noch die unterirdischen Kammern aufgefunden, die man seit dem 2. Jahrhundert nach Christus als das Grab des heiligen Johannes verehrte. Es wird möglich sein, an dieser Stelle die bauliche Entwicklung von einem ganz schlichten Mausoleum über die schon stattliche Kirche des 4.—5. Jahrhunderts zu dem Prachtbau Justinians in lückenloser Reihe zu verfolgen.—

Wenn in den vorstehenden Zeilen auch nur kurze Hinweise auf die Stadtgeschichte und die Ergebnisse der bisherigen Ausgrabungen gegeben werden konnten, so dürfte doch die Größe der der Wissenschaft in Ephesos gestellten Aufgabe und der Ernst der Bemühungen um ihre Lösung erkennbar geworden sein. Sind wir am Ziele? Von der altionischen Stadt sind bisher nur Scherbenfunde gemacht worden, die alten Heiligtümer und die alte Nekropole sind noch nicht gefunden. Vom Artemision ist nur der Tempel, aber keine der Anlagen des heiligen Bezirks untersucht. Was von der vorlysimachischen Stadt noch übrig ist, liegt verborgen unter den Feldern der Ebene, und selbst von der reichen Provinzhauptstadt der Kaiserzeit ist nur ein Teil erforscht: gewaltige, für die Geschichte der Baukunst und des antiken Lebens wie des Hafenverkehrs hochbedeutsame Ruinen sind noch gar nicht angegangen, Tausende — das darf der Kenner sagen — von aufschlußreichen Inschriften und Hunderte von schönen und kunstgeschichtlich wertvollen Skulpturen, darunter viele reiche Sarkophage, warten auf den Finder, und auch für die christliche Epoche und das seldschukische Ephesos ist erst ein Teil der Arbeit getan: Vorwärts, bis die große Aufgabe ganz gelöst ist, lautet darum unsere Parole.

Digitized by Google

Die deutschen Ausgrabungen in Palästina

von Dr. Gabriel Welter

Referent für Ausgrabungswesen am Archäologischen Institut des Deutschen Reiches

Die Entwicklung des Ausgrabungswesens in Palästina zeigt zwei Richtungen: die philologisch-antiquarische, die in engstem Zusammenhang mit der Bibelforschung steht, und die facharchäologische, die unter Anwendung strenger und rationeller Ausgrabungsmethoden auf Grund sorgfältig klargelegter Befunde die chronologische Abfolge der Kulturschichten und damit die Entwicklungsgeschichte der ausgegrabenen Stätte erfaßt. Hierzu tritt die wissenschaftliche Verarbeitung der Funde. Wie in den klassischen Mittelmeerländern ist die philologisch-antiquarische Richtung vor den Anforderungen der facharchäologischen Wissenschaft zurückgetreten: nach der Neuorganisation des Ausgrabungswesens durch das englische Department of Antiquities wird eine Ausgrabungskonzession nur noch unter facharchäologischen Garantien erteilt. Damit ist die Isolierung Palästinas gebrochen. Die archäologischen Probleme, die mit der Steinzeit beginnend sich über die für die Frühgeschichte Vorderasiens so überaus wichtige Bronzezeit bis zur byzantinischen Zeit erstrecken, können nunmehr mit der unumgänglichen facharchäologischen Kenntnis der Befunde in den benachbarten Kulturkreisen gestellt, die architekturgeschichtlichen Fragen mit eingehender Kenntnis der griechischen, römischen, provinzialrömischen und byzantinischen Architektur gelöst werden.

Die deutsche Tätigkeit vor dem Kriege erstreckte sich auf Ausgrabungen in Megiddo (1903—1905; Deutscher Palästina-Verein, Ingenieur Schumacher), Tell-Taanek (1902—1904; Wiener Akademie der Wissenschaften, Professor Sellin), Jericho (1905; Deutsche Orientgesellschaft, Professor Sellin, Professor Watzinger), Tell-Balata = Sichem = Migdal Sichem (1913; Vorderasiatisch-Ägyptische Gesellschaft, Professor Sellin, Professor Praschniker). Bei dem Nebeneinander der philologisch-antiquarischen und der

Digitized by Google

facharchäologischen Richtung haben diese älteren Ausgrabungen nicht die zu fordernden Ergebnisse gezeitigt, wiewohl sie eine Förderung unserer Kenntnis der bronzezeitlichen Kultur Palästinas bedeuten.

Nach dem Kriege konzentrierte sich die Arbeit in erster Linie auf die Ausgrabung der Stadt Sichem für die Bronze- und Eisenzeit, auf das Haram-el-Khalil vor Hebron für die herodianisch-römische Zeit, die architekturgeschichtlich wichtige oktogonale Basilika auf dem Garizim für die christlich-byzantinische Zeit.

Zielbewußte sachliche Arbeit ist notwendig, wenn unsere Leistungen denen der fremden archäologischen Institutionen nicht unebenbürtig bleiben sollen. Die Richtung für den Ausbau der Facharchäologie in Palästina ist klar gegeben durch die Arbeiten Puchsteins in Syrien und ihre Fortsetzung in Palästina während des Krieges durch keinen geringeren als Theodor Wiegand.

Digitized by Google

Tell-Balata

von Dr. Gabriel Welter

Referent für Ausgrabungswesen am Archäologischen Institut des Deutschen Reiches

Mit Tafel 16

Zwei mächtige Pylone, Ebal und Garizim, flankieren den einzigen Paß im mittelpalästinischen Gebirge, der die fruchtbare Küstenebene mit dem Jordantale und den transjordanischen Gebieten verbindet. Im Sattel des Passes liegt Nablus; sein östlicher Ausgang wird von einem Ruinenhügel (Tell-Balata) gesperrt, in dem das alte Sichem vermutet wurde (s. Taf. 16). Teilausgrabungen von Sellin hatten in den letzten Jahren bedeutende Abschnitte von zwei ungefähr elliptischen Stadtmauern verschiedener Epochen nebst je einem zugehörigen Tore freigelegt, auch ein großes Gebäude, das ohne triftigen Grund als 'Tempel des el-Berith' bezeichnet wurde. Kleineren Anlagen in seiner Nähe war gleichfalls vermutungsweise sakraler Charakter anerkannt worden. Die fachärchäologische Ausgrabung 1928 sollte der Klärung der umstrittenen Chronologie und des Charakters der bisher unvollständig ausgegrabenen Akropolis der Stadt dienen. Der Gang der Arbeiten war folgender:

Eine hohe Stützmauer aus kyklopischem Mauerwerk erhebt sich 8 m über der antiken Talsohle. Das obere Niveau der Akropolis ist durch eine Reihe von Gemächern gegeben, die an der Maueroberkante liegen.

Problemstellung: Die Stützmauer, die einen Abschnitt des Mauerrings bildet, gilt als die älteste Mauer der Stadt. Ihre Datierung schwankt zwischen dem 19. und dem 14.—13. Jahrhundert vor Christus. Ist die hohe Erdaufschüttung der Akropolis einheitlich?

Ausführung Es wurde ein Schnitt von über 8 m Tiefe durch die Akropolis gelegt (A B C D, Abb. 1).

Abschnitt A-B: Drei voneinander klar geschiedene Teile: 1. eine geböschte Aufschüttung von gestampftem Mergel mit einem 5 m hohen Sockel aus kyklopischem Mauerwerk; 2. davor schräge

Digitized by Google

Schuttschichten; 3. wagerechte einheitliche Schuttschicht bis zur großen kyklopischen Mauer. Daraus ist zu schließen: die geböschte Mergelanschüttung (1) mit dem hohen Steinsockel stand zuerst. Die kyklopische Stützmauer wurde später errichtet. Hierbei wurde der Raum zwischen der geböschten Anlage und der kyklopischen Stützmauer durch Schutterde von einer anderen Stelle der geböschten Anlage, die von oben her die Böschung heruntergeworfen wurde (2), und, da diese nicht genügte, durch Erde (3), die auf die gewöhnliche Art hineingebracht wurde, ausgefüllt. Folgerung: Zwei Perioden, eine ältere mit der geböschten Anlage, eine jüngere mit der kyklopischen Stütz- (und Stadt-) Mauer.

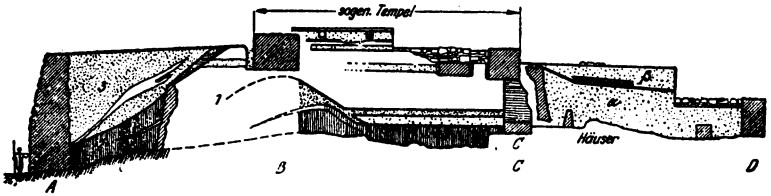


Abb. 1. Tell-Balata, Schnitt durch die Akropolis

Abschnitt B-C: Über dem gewachsenen Boden liegt die Zelle der Aufschüttung, ein einfacher Erdhaufen. Die übrige Aufschüttung besteht aus wagerechten Lagen verschiedener Erdsorten. Bei C ist die Aufschüttung an eine teilweise zerstörte 2,50 m dicke Mauer aus Lehmziegel angeworfen (C).

Abschnitt C-D: Unmittelbar neben der erwähnten dicken Mauer erhebt sich eine geböschte Stützmauer. Sie ist jünger als die dicke Mauer. Gleichmäßige Aufschüttung ohne wagerechte Erdschichtung wie bei B-C. Die ganze Aufschüttung C-D liegt auf Hausresten der entwickelten mittleren Bronzezeit.

Zusammenstellung der Probleme aus Schnitt A B C D:

I. Eine Anlage, älter als die kyklopische Stützmauer, mit hoher steiler Böschung ist festgestellt. Welches ist ihre Form und Ausdehnung?

II. Eine dicke Mauer, älter als die eben genannte Anlage, ist festgestellt. Welches ist ihr Verlauf, ihr Charakter?

Digitized by Google

III. Welches ist die Ausdehnung der Häuser, die in der untersten Schicht festgestellt wurden?

Die Ausgrabung stellte fest, daß die Anlage I die Form einer abgestumpften Pyramide von ungefähr 40 m Breite hatte, deren Nordwestecke rechtwinklig war. Ihr fortifikatorischer Charakter ist klar: sie trug ein Befestigungswerk, wohl in Gestalt eines Turmes, wie ihn die ägyptischen Reliefdarstellungen für Palästina bezeugen. Da die Pyramide gekappt wurde, ist vom ursprünglichen Turm nichts erhalten. Die dicke Mauer II erwies sich als die ältere Stadtmauer, die ein Areal von knapp 2 ha umschloß. Zu ihr gehören die unter III erwähnten Häuser, welche die Chronologie der ältesten Stadt geben: entwickelte mittlere Bronzezeit ($\pm$ 1600 vor Christus). Damit steht die Entwicklung fest: Nach Zerstörung der ältesten Stadt erhebt sich auf hoher geböschter Pyramide eine turmartige Befestigung (Migdal). Bei einer Erweiterung der Anlage wird sie zur Akropolis der Stadt, und an Stelle der alten Turmbefestigung erhebt sich ein großer starker Turm (der sog. Tempel, 21×26 m) mit den den Eingang flankierenden Türmen und daneben Getreidespeicher (sog. Kapellen) gleicher Art wie die in Pithom in Ägypten ausgegrabenen. Eine Wiederbenutzung des Turms als Heiligtum in späterer Zeit scheint durch den Befund gegeben.

Der jetzt klar erfaßte Festungscharakter des früher als sakral betrachteten Komplexes legt nun die Frage nahe, ob der Tell-Balata als die eigentliche Stadt Sichem (Richter 9, 23—45) oder als eine (Richter 9, 46 f.) deutlich von ihr geschiedene Stadt 'Turm von Sichem' (Migdal Sichem), das vielleicht dem 'Migdol' der Thutmoses III.-Liste (Nr. 71) entspricht, zu erkennen ist. Sondagen in Nablus werden stratigraphisch das Alter dieses Platzes feststellen müssen, der für die eine oder die andere dieser beiden Städte in Betracht kommt.

Digitized by Google

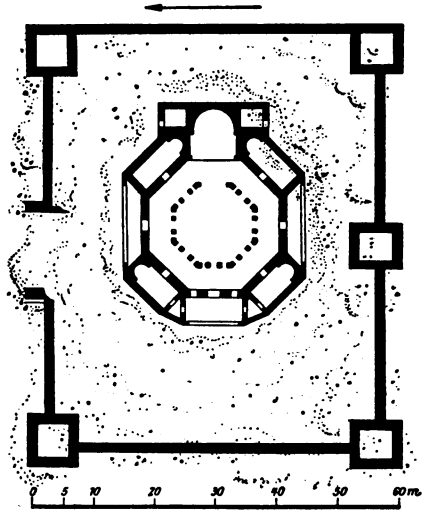


Abb. 1. Kirche auf dem Berge Garizim

Der heilige Berg Garizim

von Kaplan Dr. Alfons Maria Schneider

Einen trefflichen Beleg für die religionsgeschichtliche Beobachtung, daß die Heiligkeit eines Ortes trotz des Wandels der religiösen Anschauungen jahrtausendelang an derselben Stelle haften kann, bietet der Garizim, der nacheinander israelitische, samaritische, hellenistische, christliche und mohammedanische Heiligtümer trug. Historisch greifbar wird dieser Berg in der frühisraelitischen Geschichte durch den Altar, den Josua darauf errichtete. Aus der Wahl dieses Berges kann man wohl schließen, daß er schon in vorisraelitischer Zeit eine Kultstätte trug. Seine Hauptbedeutung erlangte er jedoch erst im 4. Jahrhundert vor Christus, als die Samariter durch Errichtung des Garizimtempels — eines Nachbildes und Rivalen des Heiligtums zu Jerusalem — sich endgültig als eigene Sekte vom Judentum losgelöst hatten. Von den Seleukiden wurde der Tempel, der auf der höchsten Erhebung des Garizim lag, zeitweilig in ein Zeusheiligtum umgewandelt, 129—128 vor Christus bei der religiös-politischen Neuordnung Palästinas durch Johannes Hyrkanos zerstört. In hadrianisch-antoninischer Zeit wurde auf dem nördlichen Ausläufer des

Digitized by Google

Bergmassivs der aus zahlreichen Münzbildern bekannte Juppitertempel errichtet. Die Samariter blieben jedoch ungestört im Besitz ihrer heiligen Stätte. Erst Kaiser Zenon ließ sie 484 nach Christus zur Sühne eines Überfalls auf die Christen von Neapolis (Nablus) vom Berg vertreiben und an Stelle ihres ehemaligen Tempels eine Kirche zu Ehren der Theotokos errichten. Justinian schützte den durch wiederholte Aufstände gefährdeten Bau, indem er um ihn herum ein Castrum von 74 × 62 Meter Seitenlänge, mit vier Ecktürmen und je einem Eingangs-Torturm in der Mitte der Nord- und Südwand, errichtete. Kirche und Castrum wurden gegen Ende des 8. Jahrhunderts durch die Araber zerstört.

Im August 1928 wurde die Kirche freigelegt. Sie ist ein oktogonaler Bau, von 37 Meter Länge bei 30 Meter Breite, mit innerer Pfeiler- und Säulenstellung und vier mit den Seitenwänden axial gleichlaufenden Kapellen. Der Haupteingang mit Narthex liegt im Westen, je ein Nebeneingang mit Porticus im Norden und Süden. Die Rekonstruktion des Bauwerkes ist durch zahlreiche Architekturteile und Werkstücke gesichert. Die Kapellen enthalten Reste ausgezeichneter Mosaiken. Aus den epigraphischen Funden ist die früheste inschriftliche Erwähnung von Golgatha hervorzuheben.

Es steht zu hoffen, daß weitere Untersuchungen unter dem Kirchen- und Castrumniveau Aufschluß über den Samaritertempel und frühere Kultanlagen geben werden.

Digitized by Google

Die Grabung an der Abrahams-Eiche bei Hebron

Von P. Dr. Andreas Evaristus Mader
Direktor des Orientalischen Instituts der Görres-Gesellschaft in Jerusalem

Abgedruckt aus „Forschungen und Fortschritte, Nachrichtenblatt der deutschen Wissenschaft und Technik", Jg. 4, 1928, Nr. 1 S. 1 ff.

Mit Tafel 17

Dank der Unterstützung seitens der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und des Auswärtigen Amtes konnte ich 1926/27 eine Grabung bei Hebron ausführen, die für die Geschichte und Topographie Palästinas von hervorragender Bedeutung ist. Es handelt sich um eine Ruinenstätte, die 3 km nördlich von der Patriarchenstadt liegt, den Namen 'Haram Râmet el-Chalîl', das heißt 'Heiliger Bezirk (Temenos) der Höhe des Freundes Gottes' (= Abraham) führt und als das biblische Mambre der byzantinischen Tradition gilt, wo einst Abraham wohnte, einen Altar errichtete und all der Erscheinungen und Verheißungen Gottes gewürdigt wurde, die in den Büchern des Alten und Neuen Testaments eine so außerordentliche Rolle spielen. Zwei niedrige, aus Riesenquadern errichtete Mauerzüge, die dort seit Jahrhunderten anstehen und das Staunen aller Reisenden erweckten, wurden von englischen, amerikanischen, französischen und deutschen Gelehrten in widersprechendster Weise den verschiedensten Zeiten und Bauherren zugewiesen.

Die Grabung ergab zunächst die überraschende Tatsache, daß das gesamte Steinmaterial der Mauerzüge einem älteren Riesenbau entnommen ist, der sich einst an dieser Stelle erhob und dessen Quadern mit prunkvollem Randschlag dieselbe technische Vollendung aufweisen, wie sie am Haram in Hebron und in Jerusalem erhalten sind und wohl König Herodes dem Großen zugeschrieben werden dürfen. Der Herodesbau wurde wahrscheinlich nach der Einnahme Jerusalems durch Titus und der Zerstörung des dortigen Tempels in Trümmer gelegt, bis im Jahre 135 nach Christus Kaiser Hadrian kam und aus den Trümmern einen neuen Haram baute, zu dem die heute noch anstehenden

Digitized by Google

Mauerzüge gehören. Wie uns Eusebius, Hieronymus, Sozomenos, Sokrates und der Jerusalemer Talmud erzählen, hatte sich im Verlauf der Zeit am Heiligtum Abrahams ein großer Markt entwickelt, der zu den größten ganz Palästinas und Syriens gehörte und zu welchem Kaiser Hadrian auch die Tausende von gefangenen Juden schleppte, die er nach Niederwerfung des Bar-Kochba-Aufstandes (135 nach Christus) dort als Sklaven verkaufte.

Der Hadrianbau stellt im wesentlichen ein Mauerviereck von 65 m Länge und 50 m Breite dar, das im westlichen Teile nebst dem Abrahamsbrunnen (Taf. 17, 1) mit dem heiligen Baum auf freiem Hofe auch einen Teich zur Deckung der großen Wasserbedürfnisse des Marktlebens umschloß, während der östliche einen heidnisch-römischen Kultbau trug. Eusebius und Sozomenos erzählen von dem ausgedehnten Götzendienste dortselbst gelegentlich der großen Jahresmesse und sonstiger Pilgerzüge: auf dem Altare Abrahams wurden Götzenbilder aufgestellt und in Verbindung mit Weinlibationen und Weihrauchspenden zahllose Opfertiere, wie Ochsen, Ziegenböcke, Schafe und Hähne, verbrannt.

Nach dem Siege des Christentums ließ Kaiser Konstantin den hadrianischen Kultbau niederreißen und errichtete eine christliche Basilika, die durch zahlreiche Nachrichten des 4., 5., 6. und 7. Jahrhunderts bezeugt ist, deren Existenz und Standort aber bisher so wenig nachgewiesen werden konnte, daß französische Archäologen sie eine halbe Stunde weiter südlich suchten, während englische Gelehrte und mit ihnen sämtliche Palästinaführer sie in einigen alten Mauerzügen östlich des Haram gefunden zu haben glaubten. Es war eines der glänzendsten Resultate der Grabung, diese Konstantin-Basilika im östlichen Teil des Haram wieder aufgefunden zu haben. Eine mächtige arabische Steinhütte barg die halbrunde Apsis von 6,40 m Durchmesser und 3,20 m Tiefe. Zwei Anten im Norden und Süden verbinden die Apsis mit den Grundmauern des Hauptschiffes, an das sich je ein Seitenschiff anschließt. Die Fundamente (Taf. 17, 2) sind bei 1,60 m Dicke bis 1,80 m hoch und bestehen größtenteils aus alten Quadern, Skulpturstücken, Säulenfragmenten und dergleichen, die dem niedergerissenen Hadrianbau entnommn sind.

Digitized by Google

Die großen Räume zwischen den Substruktionsmauern der Basilika füllte ein gewaltiges Steinbett von alten Profilquadern, Säulen und Kapitellen, Keramikstücken und riesigen Felsblöcken. Es fanden sich darin außerdem auch über tausend Münzen von fast allen Regenten Palästinas aus den ersten sieben Jahrhunderten nach Christus, ferner Stücke von Marmorplatten und Alabastergefäße, Inschriftenfragmente, römische Dachziegel, ein Votivaltärchen, ein Löwenkopf aus Alabaster, ganze Körbe voll zum Teil feingeschliffener Mosaikwürfel mit Hochpolitur in verschiedener Farbe. Besondere Freude machten fünfzig ganz erhaltene Tonlampen und etwa vierhundert Münzen, die wir aus dem Schutt des Hauptschiffes hoben, dabei mehrere Metallglöcklein, Reste von Ohr- und Fingerringen, Tierknochen, besonders viele Hahnenfüße und dergleichen mehr — lauter Dinge, die offenbar mit den Opferspenden zusammenhängen, die nach dem Zeugnisse des Sozomenos auf dem Altare Abrahams dargebracht wurden. Aus weiteren architektonischen Einzelheiten der freigelegten Mauern ergab sich, daß die Basilika von den Persern 614 nach Christus zerstört und wohl vom Patriarchen Modestus wieder notdürftig aufgebaut wurde, bis sie im Jahre 638 in die Hände der Araber fiel, welche sie als willkommenen Steinbruch für neue Einbauten und besonders für ihre Häuser in Hebron benützten.

So konnte die überaus lehrreiche Grabung trotz vielfacher Zerstörung und Durcheinanderschichtung der verschiedenen Bauten das große Rätsel von Râmet et-Chalîl im wesentlichen lösen. Der Ort des berühmten 'Terebinthen-' bzw. 'Hadrianmarktes' ist zweifellos gefunden und die Konstantin-Basilika im Innern des Haram festgelegt. Dabei wurden fünf verschiedene Bauperioden konstatiert, die ein ungeahntes Licht auf die wenigstens tausendjährige Geschichte des Platzes werfen: eine herodianische, eine hadrianische, eine konstantinische, eine modestianische und eine arabische.

Digitized by Google

Ausgrabungen in Mesopotamien

von Dr. Walter Andrae

Direktor der Vorderasiatischen Abteilung der Staatlichen Museen zu Berlin

Mit Tafel 18—23

Für Europa war Mesopotamien etwa seit dem Mongolensturm und bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ein vergessenes Land, aus dem nur ganz vereinzelt kühne Reisende mehr oder minder ausführliche Berichte mitbrachten. Der alte Glanz und Reichtum des Kalifenstaates war versunken, die fruchtbaren Flußauen verödet, die Kanäle verschlammt, die Bevölkerung beinahe vernichtet. Man reiste nicht gern in dieser Wüstenei mit ihren wenigen ärmlichen Städtchen und Dörfchen und mit ihren übermütigen Beduinenhorden, deren eine schwache türkische Regierung niemals richtig Herr wurde. Aber wir haben doch seit Carsten Niebuhr, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts den vorderen Orient bereiste, mehrere sehr brauchbare Berichte über Land und Leute und, was uns hier besonders interessiert, über die Reste aus der langen geschichtlichen Vergangenheit erhalten. Ihre Verfasser sind bis auf Niebuhr, den Deutschen, zunächst ausschließlich Engländer, die Englands indische Interessen wahrnahmen, wenn sie sich um Mesopotamien so eingehend wie möglich kümmerten. Für uns Deutsche sind dann aber die Schilderungen wertvoll, die wir zwei großen Landsleuten verdanken: Carl Ritter und Hellmuth v. Moltke, die große Teile des Landes selbst bereist haben.

Das archäologische und philologische Interesse für die Ruinen und für das merkwürdige keilinschriftliche Material, das durch die Reisenden in Europa bekannt wurde, erwachte schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es kamen gelehrte Spezialisten oder sonst für die Altertümer interessierte Persönlichkeiten ins Land, bereisten es und versuchten durch kleine Nachgrabungen Licht in das Dunkel der Ruinenstätten zu werfen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war man dann schon so weit, die wichtigsten Plätze auf Grund des Umfangs der Hügelruinen und der Oberflächenfunde richtig diagnostizieren zu können und

Digitized by Google

heftete sich daher sogleich an Stätten, die einen großen Reiz auf die Phantasie auch in Europa übten, an Ninive und an Babylon, die berühmten Residenzen der Weltreiche von Assyrien und Babylonien. Aus Ninive selbst wurde nicht nur ein reicher Schatz an alabasternen Wandplatten mit feinen Reliefs, die ursprünglich den Palast des spätassyrischen Königs Sanherib geschmückt hatten, nach London ins Britische Museum gebracht, sondern auch die berühmte Tontafelbibliothek des Sardanapal konnte dort geborgen werden, eine Quelle des Wissens um alle Seiten des assyrischen und auch des babylonischen Lebens, die heute noch bei weitem nicht ausgeschöpft ist. Daneben wurden auch noch zwei andere assyrische Residenzstädte, Kalach am Tigris, etwa 30 km südlich von Ninive, und Dur-Sarrukin, etwa ebenso weit nördlich von Ninive, untersucht und auch aus diesen beiden schöne Proben der jüngeren assyrischen Steinplastik entnommen und nach Europa verbracht. Kleinere Untersuchungen wurden in Assur, der ältesten Hauptstadt Assyriens, in Balawat, einer kleinen assyrischen Landstadt links des Tigris, in der das berühmte mit Reliefbronzeplatten beschlagene Tempeltor gefunden wurde, und in mehreren weiter südlich gelegenen Ruinenstätten angestellt. Die europäische Diplomatie war an diesen Arbeiten zum Teil sogar persönlich beteiligt. So begann 1875 der französische Konsul in Basra, E. de Sarzec, seine berühmt gewordenen Ausgrabungen in Tello, das sich als das alte Lagasch herausstellte, unten im südlichen Mesopotamien, dem Sumererlande 'Sinear'. Berühmt wurden diese Ausgrabungen besonders durch schöne Bildwerke des Priesterfürsten Gudea, die dabei ans Licht kamen. Später folgten von amerikanischer Seite die Ausgrabungen in Nippur, einer sehr alten südmesopotamischen Ruine, in der vor allem der mächtige Tempelturm untersucht wurde.

Im Sinne der modernen Ausgrabungsforschung, die bei uns Deutschen etwa mit der großen Ausgrabung von Olympia ihren Anfang nahm, sich im hellenischen Kulturgebiete namentlich unter Dörpfelds und des verstorbenen Koldewey Führung nach ihrer technischen Seite hin herausentwickelte und gleichzeitig unter archäologischen Führern wie Conze, Puchstein, Wiegand hinsichtlich der Organisation und Wissenschaftlichkeit zur Höhe gelangte, — in diesem modernen Sinne, sage ich, kann man alle

Digitized by Google

jene zum Teil entsagungsvollen Arbeiten in Mesopotamien nur als Vorläufer betrachten; denn es wurde nicht der geschichtliche Zusammenhang innerhalb der Ruine zu ermitteln gesucht, sondern nur nach Funden und Schätzen gegraben. So leid es uns ist, daß dadurch eine große Menge äußerst wichtiger Kenntnisse für immer verlorenging, jene älteren Forschungen haben doch der Welt ein ganz vergessenes Wissensgebiet erschlossen, den Weg dazu gezeigt und angespornt, die Anstrengungen zu vermehren. Wir können als Deutsche uns beglückwünschen, daß wir bis zum Ausbruch des Krieges den Hauptanteil an dieser modernen Forschung in Mesopotamien und Syrien hatten und daß uns der gute Ruf, den wir uns erworben haben, jetzt nach dem Kriege nützlich ist, indem unsere weitere Mitarbeit sehr begehrt wird. Hier ist zuerst Sendschirli, das alte Scham'al, zu nennen, das unter v. Luschans und Koldeweys Leitung in einer bisher vierbändigen Veröffentlichung wieder zum Leben erstanden ist. Es handelt sich um eine nordsyrische Fürstenresidenz am östlichen Fuße des Amanus-Gebirges. Aramäische und hettitische Kultur hat sich hier durchdrungen und an den Bildwerken, die zum Teil nach Berlin gelangten, erkennt man diese Durchdringung der so verschiedenen Volksteile ganz deutlich. Hier ist aber auch in der Form des Palastes, des sogenannten Hilani, für unser Verständnis der Bauentwicklung des vorderen Orients einer der Keime gefunden worden.

In Mesopotamien wurden von der Deutschen Orientgesellschaft im Vereine mit den Berliner Museen Ausgrabungen veranstaltet. Koldewey hatte dort die Leitung und begann mit dem Größten, das dieses Land bot, mit Babylon. Er hat es durch achtzehn Jahre, von 1899 bis in den Krieg hinein (1917), erforscht, uns über die Gestalt der Königsburgen mit ihrem herrlichen farbigen Ziegelschmuck, über die ungeheuren Befestigungen der Stadt und der Burgen, über die Tempel des Reichsgottes Marduk und anderer Götter wie auch über Straßen, Brücken und Wasserregulierungen unterrichtet und auch angefangen, die Spuren der griechischen Stadt aus Alexanders des Großen und seiner Nachfolger Zeit festzustellen. Durch das Entgegenkommen der früheren türkischen und der jetzigen Irak-Regierung sind wir in die Lage versetzt, das Wesentliche aus der großen jungbabylonischen Epoche Babylons, namentlich des Babylon Nebukadnezars II., in

Digitized by Google

den Berliner Museen vorführen zu können, sobald diese nur den dazu erforderlichen, außerordentlich großen Raum werden erstellt haben.

Koldewey hat von Babylon aus drei größere Nebenforschungen ausgeführt oder ausführen lassen: die von Birs, dem alten Barsip, nahe bei Babylon, mit dem großen Tempel des Gottes Nebo; die von Fara, dem alten Schuruppak, der Stadt des babylonischen Noah, mit Abu Hatab, dem alten Kisurra, im südlichen Mesopotamien, darin sehr alte Kulturschichten, die bis ins 4. Jahrtausend reichen; und endlich unter J. Jordans Leitung die von Warka, dem alten Uruk, in dem hauptsächlich einer der größten babylonischen Tempel, der des Himmelsgottes Anu und seiner Gemahlin Antum, ausgegraben wurde. Hier in Warka sind wir glücklich genug, seit dem Winter 1928/29 erneut ans Werk gehen zu können. Mit Mitteln der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft gräbt dort wiederum Jordan den Ischtar-Tempel Eanna aus.

1903 begann W. Andrae, ebenfalls von Koldewey entsandt, seine elfjährige Ausgrabung von Assur, wo, wie wir oben sahen, früher kleine Schürfungen ohne wesentliche Ergebnisse angestellt waren und wo nun die älteste Residenz der Assyrerfürsten und das assyrische Landesheiligtum des Gottes Assur zu eindringender Arbeit reizten. War der Vollendung des Grabungsprogrammes in Babylon durch die riesige Ausdehnung der Stadt und durch den Krieg ein vorzeitiges Ende gesetzt worden, so konnte in Assur ein nahezu vollständiges Bild der Stadt und ihrer Anlagen gewonnen werden, da ihre Fläche nicht einmal 2 qkm bedeckte gegen etwa 12 qkm in Babylon. So sind wir jetzt in Assur über Befestigungen, Tempel-, Palast- und Wohnhausanlagen, Straßenplan und Bestattungen in den verschiedenen Epochen der Stadtgeschichte von 3000 vor Christus bis etwa 260 nach Christus ins Bild gesetzt und wir besitzen nun ein ebenso reiches archäologisches Material wie aus den Schichten von Babylon, über das wir uns hinsichtlich seiner Zugehörigkeit zu jenen Epochen volle Rechenschaft geben können. Das ist der Hauptgewinn gegen die früheren, weniger methodischen Forschungen, die recht vieles in der Schwebe ließen. Auch von den assyrischen Funden ist durch Teilung mit der türkischen Verwaltung ein guter Anteil nach Berlin gelangt, nachdem er lange Jahre in portugiesischer Gefangenschaft geschmachtet hatte.

Digitized by Google

Von Assur aus sind zwei größere Untersuchungen unter W. Andraes Leitung in Tulul Akir, dem alten Kar-Tukulti-Ninurta, durch W. Bachmann, und in Hatra, der Wüstenstadt aus parthischer Zeit, durch verschiedene Mitglieder der Assur-Expedition ausgeführt worden. Über die letztere liegt die Veröffentlichung vor, ebenso über große Teile der Ausgrabungen in Assur und in Babylon. Der Ergebnisstoff dieser beiden, bisher nach Dauer und Umfang nicht übertroffenen großen deutschen Ausgrabungen ist jedoch so riesengroß, daß noch mehrere Jahre ins Land gehen werden, bis er ganz durchgearbeitet und der Welt vorgelegt sein wird.

Etwas früher als Koldewey hatte die französische Délégation en Perse, damals noch im Besitz des persischen Ausgrabungsmonopols, unter de Morgans Leitung Susa in Angriff genommen. Damit war neben Ninive und Babylon die dritte antike Weltstadt des Tieflandes, neben Assyrien und Babylonien das Land Elam und die Herrschaft der Achämeniden-Könige getreten, die uns erschlossen werden sollte. Die Délégation hat in vielen schönen Bänden die Ergebnisse dieser Forschungen vorgelegt. Sie befriedigen uns nicht ganz im Sinne unserer oben gestellten Forderung, da wir über das Wesen der Bauten und im allgemeinen auch über die Schichtenfolge nicht so orientiert werden, wie man es heute wünschen muß. Aber wir sind damit nun in derartig weit gespannte Gebiete gedrungen, daß die Grenzen des Landes berührt, ja neuerdings auch vor allem durch die Forschungen E. Herzfelds in Hochpersien (Iran) überschritten werden und daß wir nicht bloß das starke bodenständige Element des Tieflandes Mesopotamien, sondern auch das Wirken der Einwanderer und Eindringlinge aus Süden (Arabien), Norden (Hettiter und ihresgleichen) und Osten ('Kaspier', um Herzfelds Bezeichnung zu gebrauchen) unterscheiden können bis hinauf in die unwahrscheinlich frühe Zeit des 4. Jahrtausends, in der selbst in Ägypten, dem zweiten uralten Kulturlande, die Tatsachen im Grau der Vorzeit verschwimmen.

Zwei größere Nachkriegsunternehmungen, zu denen sich Engländer und Amerikaner zusammengetan haben, helfen in dieser Hinsicht in außerordentlicher Weise voranzukommen, ja der Fortschritt ist in allerjüngster Zeit beinahe stürmisch zu nennen: Es sind Langdons Ausgrabungen in Kisch, wenig öslich von Ba-

Digitized by Google

bylon, mit Djemdet Nasr, noch weiter nordöstlich, und Woolleys Ausgrabungen in Ur in Chaldäa, der Heimatstadt Abrahams. Mit Schrift- und Bildwerken ist man an beiden Stätten bis an die Anfänge gelangt. Unklar bleibt bloß noch das Bauwerk, dessen Anfänge aber hier zweifellos ebenfalls an den Tag kommen müssen. In Ur tritt hinzu die überraschende Tatsache, daß wir um 3000 vor Christus einer unglaublich hohen Kultur gegenüberstehen, in der Goldschmiedekunst und Darstellung von Tier und Mensch auf einer Höhe stehen, die man sich nur wieder als Ergebnis einer sehr langen Entwicklung vorzustellen geneigt wäre, wenn von dieser Entwicklung nicht so gut wie nichts vorhanden wäre.

Daß wir hier in Ur mit merkwürdigen Bestattungssitten, die das Gefolge eines Königs, einer Königin reichgeschmückt mit ins Grab gehen heißen, und dann später mit den Tempelanlagen aus sehr verschiedenen Epochen, denen sich die von uns Deutschen in Babylon, Barsip, Uruk und Assur usw. ausgegrabenen Tempel anreihen, einen tiefen Blick in das religiöse Leben des Landes tun konnten, muß noch besonders hervorgehoben werden. Es sind in der Tat unzählige Bestätigungen dessen, was die Bücher des Alten Testamentes berichten, gefunden, und vieles, was darin dunkel blieb, ist durch die Ergebnisse aus Mesopotamien aufgehellt worden, aber auch umgekehrt: wir haben der jüdischen Überlieferung viel Aufschluß und Erklärung altmesopotamischer Erscheinungsformen zu verdanken.

In die Zeit kurz vor dem Kriege fallen nun noch zwei größere Ausgrabungen, die dem nordsyrischen und nordmesopotamischen Kreise angehören, wie Sendschirli, und auch hinsichtlich der Funde an Bildwerken mit diesem verbunden sind: Djerabis, das alte Karkemisch, am mittleren Euphrat, das von dem Engländer Hogarth in Angriff genommen wurde und die Königsburg mit höchst großartigen und merkwürdigen Relief- und Rundplastiken ergab, und Tell Halaf, das der Freiherr v. Oppenheim aus eignen Mitteln untersuchte, wobei sich ebenfalls sehr eigenartige und zum Teil alte Steinplastik, aber auch Keramik von hohem Alter ergab. Nur Karkemisch ist bisher veröffentlicht.

Mit Hatra hatten wir Deutschen schon den Bann gebrochen, daß in Mesopotamien nur die ganz alten Epochen interessierten. Wir waren durch die jungen Schichten in Assur auf die Zeit der Parther gestoßen und haben dort überraschenden Einblick in den

Digitized by Google

Stil dieser für Mesopotamien späten Leute getan, die natürlich sehr stark von der vorangegangenen hellenistischen Kultur beeinflußt doch ihr orientalisches Wesen nicht verleugnen konnten. Wir gewannen hier den noch fehlenden Übergang zu der schon bekannteren Epoche der noch jüngeren Sasaniden, von denen ein hochragendes Monument dicht südlich von Bagdad, der Palast des Chosroes, heute Taq-i-Kesra genannt, seit jeher das Staunen der Reisenden erregt hatte. In Assur sah man die Formen dieses späteren Monumentalbaues bereits vorgebildet. In der Stadt Ktesiphon, wo der Chosroes-Palast liegt, hat im Winter 1928/29 O. Reuther im Auftrage der Deutschen Orient-Gesellschaft und der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft gegraben, und wir werden nun über die Topographie dieser Weltstadt, die mit Konstantinopel rivalisierte, und über den Schmuck ihrer Paläste erfahren, was unsrer Kenntnis bisher ganz entzogen war. Auch über das ältere, am gegenüberliegenden Ufer des Tigris gelegene Seleukia, der nachalexandrinischen Gründung der Diadochen, werden wir jetzt Authentisches hören; denn bisher hatten wir uns über seine Lage gründlich getäuscht.

Noch weiter nach uns zu in der Geschichte führen uns F. Sarres und E. Herzfelds Untersuchungen der alten Kalifenstadt Samarra nördlich von Bagdad. Kaum merklich ist der Übergang vom Sasanidischen zu dem, was dort an reichen Dekorationen der phantastisch großen Paläste, Rennbahnen, Moscheen herausgekommen ist. Alles, was die reiche sasanidische Kultur und Überkultur geschaffen hatte, ist hier übernommen und dann allerdings weitergeführt worden. Hätten wir Samarra nicht, so würde die spätere islamische Formenwelt zu einem guten Teile unserem Verständnis verschlossen sein. Sarre hat in Samarra auch Beziehungen zum chinesischen Handel ermittelt. Die Ergebnisse seiner Grabungen kann man sich ebenfalls hier in Berlin vor Augen führen, da ihm die Türken einen guten Anteil an den Funden überlassen haben.

Die Liste der Unternehmungen in Mesopotamien und den angrenzenden Gebieten könnte noch verlängert werden, wenn wir alle die kleineren, durchaus nicht unwichtigen Arbeiten aus älterer und jüngerer Zeit anfügen wollten. Es wird genügen, auf die größeren Reisen hinzuweisen, die der weiteren Erforschung des Landes dienten, wie es früher jene englischen Reisen taten im

Digitized by Google

wohlverstandenen und nunmehr auch erfolggekrönten Interesse Englands. Von deutscher Seite kann man als eine Fortsetzung der Reisen Carl Ritters, Hellmuth v. Moltkes sowie des Freiherrn v. Thielmann, die etwa jenen englischen der früheren Zeit an die Seite zu stellen wären und uns klare und grundlegende Kenntnisse der geographischen, ethnographischen und klimatischen Verhältnisse des Landes gebracht haben, die Reisen des Freiherrn v. Oppenheim und die archäologische Forschungsreise Sarres und Herzfelds betrachten, welche Euphrat und Tigris in ihrem mittleren Laufe folgte und gut veröffentlicht ist. Trotz begrenzter Ziele nicht ohne Bedeutung sind auch die Reisen von deutschen Expeditionsmitgliedern, die sich von den Grabungen nach Europa begaben und unterwegs oder auf Umwegen wenig bekannte Gebiete nach alten Bauten durchforschten; zu nennen wäre C. Preußer, der in Nordmesopotamien altchristlichen Kirchen und Moscheen nachging. W. Bachmann, der die altarmenischen Bauten untersuchte und später die assyrischen Felsreliefs in den Bergen nördlich Assyriens aufnahm, und O. Reuther, der das Wüstenschloß Ocheidir westlich Kerbela aufnahm und herausgab. Bis in die heutige Zeit hinein reichte das Geschichtsinteresse dieser Reisenden und mußte es, denn der konservative Charakter des Orients bewahrt auch im Heutigen vieles vom Alten und wir würden uns Wege der Erkenntnis verschließen, wollten wir zum Beispiel den modernen Wohnhausbau des Iraq nicht beachten, den besonders O. Reuther einer eingehenden und sehr anziehenden Betrachtung unterzogen hat. Es versteht sich, daß bei solchen neueren Forschungsreisen auch andere Wissenszweige als die rein archäologischen und die baugeschichtlichen gediehen. Zum Beispiel entzogen sich auch naturwissenschaftliche Expeditionen nicht dem Geschichtlichen, das ihnen unterwegs auf Schritt und Tritt begegnete. Auch die Sprachforscher, wie Mann auf kurdischem, Meißner und Weißbach auf neuarabischem Gebiet, haben sich, um nur die Deutschen zu nennen, erfolgreich betätigt. Welchen Wert solche Gegenwartsstudien für die Erforschung des Altertums haben, brauche ich hier nicht zu wiederholen, sie gestatten Rückschlüsse in ähnlicher Weise, wie sie zum Beispiel die Forschungen auf dem Gebiete der neueren Baukunst gestatten.

Digitized by Google

Am Ziele sind wir mit diesen Arbeiten aber noch nirgends. Überall stehen wir mitten darin oder gerade noch am Anfange. Ausgrabungen werden immer das bedeutsamste und das am meisten erfolgversprechende Werkzeug sein, in dem ganzen Komplex dieser wissenschaftlichen Wünsche und Notwendigkeiten zur Erfüllung zu kommen. Sie sind intensiv im doppelten Sinne: sie dringen ein in das geschichtebewahrende Erdreich, sie dringen aber auch ein in den Geist des Landes und erzielen eine Verbindung mit dem lebendigen Fluidum des Landes, ohne das uns alle Forschung nur leerer Schall bleiben würde.

* * *

Einige Beispiele mögen die Ergebnisse der neueren Ausgrabungsmethoden veranschaulichen. Sie wirken deshalb so überzeugend für ihren Wert, weil sie etwas übermitteln, was frühere, veraltete Methoden entweder gar nicht oder nur höchst mangelhaft zu bieten vermochten: das Bild der alten Bauten, die der Erforschung in Mesopotamien mehr und zähere Hindernisse bereiten als anderswo. Der ungebrannte Ziegel ist in ihnen der bevorzugte Baustoff, den man früher entweder übersehen oder mangelhaft beachtet hat. Aber auch sonst sind die Architekturprobleme und Schichtenbeobachtungen für unsere Erkenntnisse an den Ruinen von der äußersten Wichtigkeit geworden, und erst seitdem wir uns ihnen hingebend widmen, beginnen die altorientalischen Ruinen Leben zu gewinnen und damit steigen die übrigen Hinterlassenschaften der alten Kulturen, Bildwerke, Geräte, Gräber, Gefäße natürlich ganz beträchtlich im wissenschaftlichen Werte.

An dem Beispiele Taf. 18, 1 von Sendschirli-Scham'al zeigt eine gute topographische Aufnahme Koldeweys vom Burghügel, wie wenig eine — hier nordsyrische — Ruine vor ihrer Inangriffnahme dem forschenden Blicke an Formalem darbietet. Erst die Grabung enthüllt den Inhalt, der dann mit zarter Hand bis in seine innersten Fäden zerlegt und aufgenommen sein will, und nunmehr ist man berechtigt, sich den einstigen Aufbau über Resten der Mauern oder Fundamente im Bilde zu veranschaulichen, wie es R. Koldewey in Taf. 18, 2 meisterlich verstanden hat. Taf. 19, 1 und 2 sollen zeigen, wie aus einem Schuttberge in Babylon sich die Stümpfe von gewaltigen Ziegelbauten entpuppen,

Digitized by Google

die erst der kundige Blick an Ort und Stelle zusammenschauen kann zu dem, was sie ursprünglich bedeuteten: zu jenen gigantischen Torbauten, an denen sich außerdem die in unzähligen Bruchstücken gefundenen farbigen Ziegelreliefs wiederanbringen ließen dank jahrelanger hingebender Beobachtung an den Ruinen. Hier waren wir sogar berechtigt, das in Taf. 20 wiedergegebene Modell herzustellen, das mit großer innerer und äußerer Wahrscheinlichkeit den einstigen Zustand der Feststraße und der beiden Tore wiedergibt, welche durch den doppelten inneren Mauerring von Babylon hindurchführten.

Nach Assur leiten Taf. 21 und 22, die ein Beispiel dafür veranschaulichen, wie aus den knappen Resten einer Lehmziegelruine, die mit größter Sorgfalt aus dem Boden geschält werden mußte, schließlich doch das Gesamtbild eines merkwürdigen Doppeltempels (für die Götter Anu und Adad) ermittelt werden konnte. Von dessen beiden Türmen waren nur noch geringe Reste des einen vorhanden, während der andere durch die Gewässer in eine Schlucht entführt worden ist. Ähnlich war das Schicksal des gewaltigsten Bauwerkes des alten Mesopotamien, des babylonischen Turmes, dessen geringe Reste R. Koldewey mit den antiken Literaturangaben zu dem Bilde Taf. 23 zu ergänzen versuchte.

Digitized by Google

Die österreichischen Grabungen in Ägypten

von Professor Dr. Hermann Junker
Direktor des Deutschen Instituts für ägyptische Altertumskunde in Kairo

Mit Tafel 24 und 25

1

Die Grabungen bei den Pyramiden von Gîza

Vor sechsundzwanzig Jahren hatte die ägyptische Regierung das ganze um die Pyramiden von Gîza liegende Gräberfeld amerikanischen, deutschen und italienischen wissenschaftlichen Gesellschaften zur Erforschung übergeben. Auf den deutschen Anteil entfiel dabei der Mittelabschnitt im Westen der Cheopspyramide (Taf. 24) und das Feld im Osten des Chephrengrabes. Im Westfelde arbeitete zunächst Georg Steindorff 1903—1906 für die Universität Leipzig mit Herrn Wilhelm Pelizaeus, dem Begründer des Pelizaeus-Museums in Hildesheim, und legte 1908—1910 mit Uvo Hölscher auf Kosten der Ernst von Sieglin-Stiftung den Totentempel und Taltempel des Chephren frei.

Die deutsche Konzession ging 1911 an die Akademie der Wissenschaften in Wien über, die bis 1914 auf dem Westabschnitt Grabungen durchführen ließ, wobei die Kosten gemeinsam von ihr und Herrn Pelizaeus getragen wurden. Durch den Krieg erlitten die Arbeiten eine lange Unterbrechung, erst 1925 konnte daran gedacht werden, sie wieder aufzunehmen. Zunächst mußten die Vermessungen und Aufnahmen auf den bereits freigelegten Abschnitten vervollständigt werden; von 1926 an setzte dann der regelmäßige Grabungsbetrieb wieder ein, 1926 und 1927 auf gemeinsame Kosten von Hildesheim, Leipzig und Wien, 1928 und 1929 von Hildesheim und Wien. Für den deutschen Anteil an den Nachkriegsunternehmungen hat die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches jährlich erhebliche Beträge bereitgestellt.

Es galt bei diesen Grabungen, die restlichen Abschnitte der Konzession zu erledigen; so lag im Westen noch ein Gebiet von

Digitized by Google

rund 15 000 Quadratmetern unter dem Sand vergraben, und ebenso harrte das im Süden der Cheopspyramide gelegene Gräberfeld der Untersuchung. Die Durchführung dieser Aufgaben erforderte vier längere Kampagnen, bei denen dreihundert Arbeiter beschäftigt wurden; Ende Februar dieses Jahres wurden die Grabungen endgültig abgeschlossen.

Die gewonnenen Ergebnisse sind vor allem für die Geschichte der Architektur, der Plastik und Reliefkunst von großer Bedeutung. Die eigentümliche Entwicklung, die die Grabbauten im Verlauf des Alten Reichs (2800—2300 vor Christus) nahmen, konnte durch zahlreiche Beispiele aus den verschiedenen Zeitabschnitten von Cheops bis zum Ende der VI. Dynastie verfolgt und klargelegt werden, und manche der entdeckten Maṣṭabas werden ihren Platz in der Geschiche der ägyptischen Architektur behaupten, wie die Anlage des Seneb mit dem ersten uns erhaltenen Kuppelbau oder das Grab des Sešem-nefer mit seiner prächtigen Toranlage.

Der Wandel im Grabbau erstreckte sich auch auf die unterirdischen Konstruktionen. Den feinverkleideten Räumen der IV. Dynastie mit glatten Kalksteinsärgen folgen die einfachen Felskammern mit prunkvollen Granitsarkophagen, wie im Grab des Prinzen Chufu-dedef oder des Wp-em-nefret (Taf. 25, 1).

Die in den oberirdischen Kulträumen entdeckten Reliefs zeigen uns entsprechend einen Wandel sowohl im Stil wie in der Wahl der Sujets. Daneben brachte die Grabkammer des Kaj-em-anch einen ganzen Zyklus von Wandgemälden (Taf. 25, 2), von denen das Alte Reich sonst nur wenige und unbedeutende Belege aufweist.

Die Rundplastik ist durch Funde aus den drei Dynastien IV—VI vertreten; die Grabungen 1926—1929 brachten, abgesehen von zahlreichen Torsos, allein ein Dutzend unversehrter Statuen zutage, darunter wirkliche Meisterwerke ägyptischer Kunst, wie die Gruppe des Zwergen Seneb und seiner Familie oder das Sitzbildnis des Nj-anch-Rê (Taf. 25, 3).

Die Grabungen haben gezeigt, daß auch die religiösen Ideen und Bräuche, insbesondere die mit dem Totenkult verknüpften, im Verlauf des Alten Reiches starke Wandlungen erfahren haben; so konnten wir auf unserem Felde ein allmähliches Vordringen der Osirisreligion nach der Mitte der V. Dynastie fest-

Digitized by Google

stellen und ähnlich das Hervortreten des Kultes der Sonne. In gewissem Umfang spiegeln sich selbst die politischen Verhältnisse des Landes auf dem Friedhof wieder, insbesondere haben die großen Umwälzungen am Ende des Alten Reiches hier deutlich ihre Spuren hinterlassen.

So haben die Gîza-Grabungen unsere Kenntnis von der großen Blütezeit Ägyptens im dritten vorchristlichen Jahrtausend wesentlich erweitert. Sie lassen den durch gesicherte Daten bestimmten Ablauf der Periode in einem Ausschnitt klar verfolgen.

2

Die Erforschung der vorgeschichtlichen Kultur des Deltas

Die ägyptische Vorgeschichte war bisher fast ausschließlich aus oberägyptischen Fundstellen erschlossen worden; auch die neue, 1922 entdeckte Kultur, die vor der Negâdezeit liegt, kam in Oberägypten (Badari) zutage. Das Fehlen von jeglichem gleichzeitigen Material aus Unterägypten machte sich um so stärker fühlbar, als im Verlauf der Negâde-Kultur fremde Einflüsse bemerkbar wurden und neue vorgeschichtliche Funde aus dem Fajjûm ein anderes Gepräge trugen.

Durch die Munifizenz des Herrn Albert Rothbart aus New York wurde es nun der Wiener Akademie der Wissenschaften ermöglicht, die Erforschung des Deltas zu beginnen. Im Frühjahr 1928 zog von Gîza eine Karawane aus, deren Aufgabe es war, den westlichen Wüstenrand Unterägyptens nach Spuren der Vorgeschichte zu untersuchen. Auf dem zwei Monate dauernden Marsche gelang es ihr, neben zahlreichen Fundplätzen der verschiedenen historischen Epochen auch solche der Urzeit zu entdecken. Von größter Bedeutung war dabei der Nachweis einer spätmesolithischen Siedelung bei Abu-Ghâlib und einer weitausgedehnten neolithischen in Merimde-Benisalâme, ungefähr sechzig Kilometer nördlich von Kairo. Für letztere wurde von der Generalverwaltung der Altertümer Ägyptens die Konzession erbeten, und im März dieses Jahres fand eine vierwöchige Probegrabung statt. Ihr Ergebnis übertraf die Erwartungen. Der untersuchte Abschnitt zeigte eine Schuttiefe von über zwei Metern; es lagen hier mehrere Wohnschichten übereinander,

Digitized by Google

meist durch Sandüberwehungen getrennt. Die einzelnen Lagerplätze traten klar zutage: die Herdstellen mit Küchenresten, die Getreidebehälter in Form von Schilfkörben noch mit Resten der Körnerfrucht, die ovalen Vorratskammern aus Nilschlamm aufgeführt und manche Krüge und Näpfe in situ. Herumliegende Tierknochen zeigen, daß die Merimdeleute Nilpferd und Krokodil jagten, daß sie Schildkröten und Fische fingen, Rinder, Schafe, Ziegen und Schweine hielten.

Die Kultur, die sich uns hier aus zahlreichen Kleinfunden erschließt, ist von der oberägyptischen wesentlich verschieden, so in den Steinwerkzeugen und in der Tonware. Daß die Unterschiede nicht mit dem Hinweis auf lokale Eigenentwicklung erklärt werden können, wird durch eine Feststellung von weittragender Bedeutung erwiesen: während nämlich in Oberägypten, auch in der Badari-Kultur, die Friedhöfe abseits der Siedlungen angelegt wurden, fanden wir in Merimde die Leichen bei den Wohnungen bestattet, in der Nähe der Herdstellen, das Gesicht, wie es scheint, diesen zugekehrt. Die sonst üblichen Beigaben fehlten; denn die Toten bedurften ihrer nicht, sie blieben ja mit ihrer Familie vereint und konnten an dem Mahl der Lebenden teilnehmen. Diese wesentliche Abweichung in der Behandlung der Toten dürfte wohl nur aus einer Verschiedenheit der Stämme zu erklären sein; damit aber eröffnen sich für die Entwicklung Ägyptens in der Frühzeit ganz neue Gesichtspunkte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zweite Abteilung

Inland

Digitized by Google

Digitized by Google

Ausgrabungen und Funde auf deutschem Boden

von Geheimem Regierungsrat Professor Dr. Carl Schuchhardt
vorm. Direktor der Vorgeschichtlichen Abteilung der Staatlichen Museen zu Berlin

Wenn vom Ausgraben und Finden von Altertümern in Deutschland die Rede ist, so haben diese Dinge heute ein ganz anderes Gesicht gewonnen, als sie noch vor wenigen Jahrzehnten hatten. Damals war das Ausgraben und Sammeln zumeist eine Sache persönlicher Liebhaberei, ein Sport, den besonders Landpastoren und -ärzte sehr gern betrieben. Wie leidenschaftlich man sich dabei in überspannte Theorien verbeißen konnte, zeigen die humoristischen Schilderungen in manchen unserer besten Romane: der Schulze in Immermanns Oberhof, der auf sein Schwert Karls des Großen schwört, der Pfarrer in Fontanes »Vor dem Sturm«, der die hitzigsten Kämpfe ausficht über die Frage, ob der kleine bronzene 'Odins Wagen', seine neueste stolze Erwerbung, germanisch oder wendisch sei.

Das Interesse für diese Dinge ist in unserem guten Mittelstande immer sehr rege gewesen. Welcher Mann, der seine heimatliche Scholle liebt, sollte auch nicht gern wissen wollen, wer vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden in diesen Landstrichen gewohnt hat, ob er von jenen selber abstammt oder ob Bevölkerungswechsel eingetreten sind und anderes mehr. Schön ist es und zuweilen rührend zu sehen, wie auch die hervorragendsten Geister unserer Vergangenheit sich schon um diese Fragen gemüht haben. Im Schlößchen Charlottenhof im Potsdamer Park, wo Friedrich Wilhelm IV. mit Alexander von Humboldt gehaust hat, steht ein Glasschrank ganz mit der schönen 'Lausitzer Keramik' um 800 und 700 vor Christus gefüllt, um die auch heute immer noch der Streit, ob germanisch oder ungermanisch, geht. Diese zweieinhalbtausendjährigen Zeugen von Bewohnern unseres Ostlandes haben also auch jene Männer schon beschäftigt.

Digitized by Google

Und noch lebendiger rücken uns solche Fragen in Weimar vor Augen. In einem Goetheschrank steht dort ein wunderschönes steinzeitliches Tongefäß der sogenannten 'Schnurkeramik', die heute für uns eine hohe Bedeutung gewonnen hat, weil wir an ihr das außerordentliche erobernde Ausgreifen der alten thüringischen Bevölkerung verfolgen können. Für Goethe konnte damals solch ein Topf nur ein schönes Rätsel sein.

Eine zweite Sache tritt auf in dem Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe. Karl August sind merkwürdige, angeblich diluviale Tierfunde aus dem Ilmtale gemeldet worden, und er ersucht Goethe, sich darum zu kümmern und ihm zu berichten. Goethe erwidert, das Alter der Funde sei sicher übertrieben und es lohne sich nicht, der Sache weiter nachzugehen. Darauf schreibt Karl August sehr energisch: Wenn ich so nah an der Fundstelle wohnte wie Du, wäre ich erst hingegangen und hätte dann berichtet! Goethe kümmert sich nun wirklich, kommt aber durch irgendeine Ablenkung zu dem Ergebnis, daß es sich nicht um Diluvium handle.

Wir dürfen heute nach den reichen Funden von Taubach und Ehringsdorf gleich oberhalb Weimars, die aus der letzten Zwischeneiszeit stammen, überzeugt sein, daß das damals zutage Gekommene schon dieser Sphäre angehörte. Wie schade, daß die beiden Männer noch nicht daran dachten, eine eigene Ausgrabung zu machen. Welche Perspektiven hätte einem Geist wie Goethe der Einblick in diese ältesten Menschheitsverhältnisse verschafft.

Aber von regelrechten Ausgrabungen wußte man damals noch nichts und auch noch viele Jahrzehnte nachher nicht. Die ganze Archäologie bestand in Zufallsfunden und in privaten Buddeleien der Liebhaber, die ihre Sammlungen bereichern wollten. Die Wissenschaft kümmerte sich nicht um diese Dinge. Das studierenswerte Altertum war für sie Griechenland und Rom und daneben Ägypten und Babylonien. Mit den einheimischen alten Überresten in Deutschland wie in Frankreich und England wußte sie nichts anzufangen. Das waren barbarica, die man ja nicht einmal zeitlich bestimmen konnte.

Ein großer Umschwung kam in dies stumpfe Verhältnis durch die erste große, offizielle Grabung in Deutschland, die zehnjährige Erforschung des Limes im Rhein- und Donaugebiet,

Digitized by Google

die Mommsen von Reichs wegen in Szene zu setzen wußte, von 1892 bis 1902. Da arbeiteten zum ersten Male hervorragende Vertreter der Wissenschaft mit den einfachen Führern der lokalen Altertumsvereine zusammen. In der über den Wassern schwebenden Kommission herrschten Mommsen und Zangemeister. Für die Geländearbeit war der ausgezeichnete Felix Hettner von Trier der Oberherr. Die 'Streckenkommissare' aber, die die Geländearbeit wirklich zu leisten hatten, waren aus der betreffenden Gegend, teils Museumsdirektoren wie Jacobi, Schumacher, Lehner, teils Professoren wie Loeschcke und Fabricius, zum großen Teil aber auch Vereinsleute, ihrem Beruf nach Apotheker, Lehrer, Kreisrichter, Ärzte.

Als die zehn Jahre dieser großen Limesgrabung um waren, war den Vereinsleuten manches Licht aufgegangen, den Gelehrten aber auch. Sie hatten sich oft für die germanischen Altertümer, die mitangestochen wurden, mehr interessiert als für die immer wiederkehrende Gleichförmigkeit der römischen. Eifrig begaben sich die Vereine daran, die Fingerzeige, die bei der offiziellen Grabung aufgetreten waren, nun weiter zu verfolgen; auch die Gelehrten taten mit, und allgemein war der Wunsch, daß eine vereinigende Instanz, wie es die Limeskommission gewesen war, dauernd da sein müßte, um die ganze deutsche Forschung auf sicherer Bahn und in gutem Gange zu halten.

So entschloß sich das Kaiserlich Deutsche Archäologische Institut, zu seinen beiden Zweiganstalten im klassischen Süden, in Rom und Athen, eine dritte, die deutsche, in Frankfurt a. M. zu gründen und ihre starke leitende Kommission von achtzehn Köpfen mit Wissenschaftlern von Universitäten und Museen und Vereinsvertretern zu besetzen.

Diese Frankfurter 'Römisch-Germanische Kommission', wie sie getauft wurde, die Ende 1902 ins Leben trat, hat vor zwei Jahren bereits ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert und sich bei dieser Gelegenheit sagen lassen dürfen, besonders auch von Ausländern, welch befruchtenden und wissenschaftlich erzieherischen Einfluß sie weit über Deutschlands Grenzen hinaus geübt hat. Sie hat das nicht getan durch eigene Unternehmungen, sondern fast immer nur durch finanzielle und wissenschaftliche Förderung der an Ort und Stelle in die Hand genommenen. Sie

Digitized by Google

will eben nicht den Vereinen und Provinzial- oder Lokalmuseen die Arbeit aus der Hand nehmen, sondern überall zur Selbsttätigkeit anregen, zur Selbsthilfe erziehen. So ist sie der starke Halt für alle großen weitschauenden Unternehmungen, die, seit sie besteht, gradezu bündelweise aus der Erde geschossen sind.

Man kann sagen: Wir graben heute überhaupt nicht auf 'Funde', sondern auf große Probleme, die ganze Kultur- und Geschichtsperioden aufhellen sollen. Wie die Limesgrabung von 1892 bis 1902 keineswegs die Feststellung des bloßen Verlaufes der Landwehr mit Warttürmen und Kastellen im Auge hatte, sondern das ganze politische und kulturelle Verhältnis der Römer zu den Germanen diesseits und jenseits des Limes fassen wollte, so sind wir, auf diesem Wege weitergehend, immer mehr an unsere eigene älteste Kultur gekommen. Neben dem, was die Römer uns damals gebracht haben, den Fortschritten im Wein-, Obst- und Felderbau, auch der Kalkmauer und dem Wohnturm als praktischstem Festungsstück (was freilich sich alles erst viel später durch die Franken im eigentlichen Deutschland verbreitet hat), neben diesen römischen Einflüssen auf die Germanen stehen auch vielfache der Germanen auf die Römer. Dahin gehört zum Beispiel der Limeswall selbst.

Den Römern war ein solcher von Hause aus ganz fremd. In ganz Italien gibt es keine einzige Landwehr wie bei uns so viele. Auch in Afrika, in Arabien haben die Römer ihre Grenzlinien nicht mit einem durchgehenden Walle versehen, sondern nur mit Kastellen und Türmen besetzt. Und so haben sie's zuerst in Deutschland auch gemacht. Erst Hadrian hat die durchlaufende Palisade angelegt und Antoninus Pius dann Wall und Graben. Die Germanen aber kannten und übten das Landwehrsystem längst. Germanicus hat seine letzte Schlacht gegen Arminius im Jahre 16 nach Christus geschlagen an dem breiten Grenzwalle zwischen Angrivaren und Cheruskern, auf dem Arminius sein ganzes Heer aufgestellt hatte. Wir haben diesen Wall vor zwei Jahren wiedergefunden bei Leese, zwischen Minden und Nienburg an der Weser. Der Wall, der heute, auseinandergeflossen, 30 m breit ist, hatte eine feste, steile Holzfront, gebildet durch starke Pfosten, 1,30 m voneinander entfernt, die eine Wand aus Bohlen oder Flechtwerk hielten.

Digitized by Google

Und damit kommen wir auf ein Zweites, was die Römer von den Germanen gelernt haben, nämlich diesen Pfostenbau. Sie selbst kennen ihn von Hause aus nicht, ebensowenig wie die Kelten und die auf den Schultern von beiden stehenden Franken. Diese alle bauen in Stein oder mit lagernden, nicht stehenden Hölzern, also im Blockbau. In Haltern ist zu beobachten, daß die ältesten Lager, das Kastell auf dem Annaberge und das 'Alte Feldlager', noch keine Wallpfosten haben. Erst das sogenannte 'Große Kastell' und die Uferkastelle versehen den Wall vorn und hinten mit einer Pfostenwand.

Selbstverständlich hätten die Römer auch nicht gewagt, ihre pontes longi durch das Moor an der Ems zu bauen, wenn sie nicht vorher gesehen hätten, wie die Germanen so etwas machten.

Das sind so einige Beobachtungen über das Verhältnis von Römern und Germanen, die wir unseren neueren Untersuchungen verdanken.

Daneben ist im Rheinlande das spezifisch Römische sehr stark weiter erforscht worden. Bei Neuß haben wir ein Legionslager kennengelernt mit seiner ganzen inneren Einrichtung. Bei Xanten ist ein riesenhaftes Zweilegionenlager aus der Mitte des 1. Jahrhunderts nach Christus freigelegt mit wunderschöner Generalswohnung, die vielleicht von dem feinsinnigen Plinius stammt, der hier einmal kommandiert hat. Bei Haltern an der Lippe schließlich, nur einundvierzig Kilometer von Wesel, haben sich so ausgedehnte und vielseitige Anlagen ergeben: ein Kastell auf dem Berge, ein altes Feldlager unten, darüber zwei neuere große Kastelle, ferner ein Hafenplatz mit Getreide- und Töpfereispeichern und ein Uferkastell in drei Umbauten, daß hier ohne Frage der Hauptstützpunkt der Römer für ihre Züge gegen die Brukterer und Cherusker, das öfter genannte Kastell Aliso, angenommen werden muß.

An diesen beiden Plätzen wird ja heute noch mit dem größten Erfolge gegraben, wie sich weiter unten in diesem Buche zeigt. Wir gehen über zu einem zweiten großen Bündel von Untersuchungen, die sich über ganz Norddeutschland erstreckten und die Sachsenkriege Karls des Großen betrafen.

Es wurden in Westfalen und im Wesergebiet viele kleine rechteckige oder quadratische Verschanzungen für römisch ge-

Digitized by Google

halten, die doch gar keine römischen Funde liefern wollten. Es gab eine Befestigung weit im Osten, auf dem Höhbeck an der Elbe, der Stadt Lanzen gegenüber, die ganz denselben Grundriß hatte, die aber das von Karl dem Großen anno 789 selbst angelegte 'castellum Hohbuoki' sein mußte. Eine Grabung auf diesem Höhbeck und mehrere Grabungen an der Lippe ergaben die gleichen karolingischen Scherben. Zu Hilfe kamen uns die urkundlichen Forschungen des Stadtarchivars Rübel in Dortmund. Sie erwiesen verschiedene unserer Befestigungen als Königshöfe (curtes regiae) Karls des Großen. Und als wir weiter gruben und gemeinsam mit Rübel das Gefundene bestimmten, als wir in wenigen Jahren gegen vierzig solcher Königshöfe in Westfalen und Hannover zusammengebracht hatten, da ergab sich das ganze System, nach dem der große Franke in zäher Konsequenz sich des Sachsenlandes bemächtigt hatte.

Zunächst hatte er die großen sächsischen Volksburgen, die Eresburg an der Diemel, die Hohensyburg an Ruhr und Lenne, die Brunsburg an der Weser, mit seinen Truppen besetzt. Dann schleifte er sie und legte an ihrem Fuße jedesmal einen befestigten Königshof an. Bei der Eresburg heißt er Horhusen, bei der Hohensyburg Westhofen, bei der Brunsburg Huxari, das ist Höxter.

Im weiteren besetzte er mit diesen Königshöfen nun aber auch die großen Land- und Wasserstraßen, die vom Rhein aus ins Sachsenland hineinführten. An der Lippe und an der Ruhr erwuchsen sie und zwischen den beiden Flüssen noch an der großen alten Heerstraße, dem Helwege, wo wir die Stationen noch heute Etappe für Etappe nachweisen können: Duisburg, Essen, Dortmund, Soest, Lippstadt, Paderborn.

Wie diese Etappenstraßen wirkten, zeigte sich rasch. 772 hatte Karl der Große den Sachsenkrieg begonnen und die Eresburg erobert. 774 folgte die Hohensyburg. Und schon 777 konnte er einen Reichstag in Paderborn halten, mitten im Sachsenlande! So weit müssen seine Sicherungen damals schon vollständig fertig gewesen sein.

Durch dieses System der Königshöfe ist Karl dem Großen gelungen, was den Römern versagt geblieben war, das weite immer noch primitiv selbständige Urgermanien zu erobern und einem großen Kulturreiche anzuschließen. Die Königshöfe waren Verpflegungsstationen und boten mit einer weiten Vorschanze zu-

Digitized by Google

gleich befestigten Lagerraum für das durchmarschierende Heer. So konnten die Franken, wenn's irgendwo unruhig war, im Herbst immer noch rasch mit zwei- oder dreitausend Reitern ins Land kommen, ganz ohne Troß. An dem unendlichen Troß, den die Römer für Verpflegung und für Straßensicherung mitschleppen mußten, wenn sie mit ihrem Achtlegionenheere, achtzigtausend Mann, ausrückten, sind die Unternehmungen des Germanicus gescheitert.

Die Bedeutung der Königshöfe zeigt sich noch weit hinein ins Mittelalter. Sie waren vielfach Grafengüter von großem Ausmaße, und ihrer militärischen und politischen Mission wurde dann auch die kirchliche hinzugefügt. Auf den Königshöfen erstanden die Klöster und weiterhin die Bistümer im Sachsenlande. Das erste große Kloster war Corvey auf dem Königshofe von Höxter. Aber nachher sind auch die Bistümer Paderborn, Münster, Osnabrück, Hildesheim, Verden, Bremen auf Königshöfen erwachsen.

Damit war in Nordwestdeutschland eine sehr wesentliche, alte Frage aufgeklärt worden, wohl ganz im Sinne der Mommsenschen Limesforschung, die auch von der Geschichte aus an die Archäologie appelliert hatte.

Ein drittes Bündel von Unternehmungen hat sich in Nordostdeutschland abgespielt. Da gibt es in der Bronzezeit, etwa von 1200 bis 600 vor Christus, die sogenannte 'Lausitzer Kultur', deren Charakter umstritten ist. Die einen halten sie für germanisch, die anderen für thrakisch oder illyrisch. Dann folgt für mehr als tausend Jahre eine unbezweifelte germanische Periode und von 600 oder 700 nach Christus an die Einwanderung der Slawen.

Das Problem dreht sich hier um die 'Lausitzer' und die Slawen. Man hat gesagt, die älteste Lausitzer Keramik mit ihren großen runden Buckeln habe Verwandtschaft nach Ungarn und nach Troja und müsse deshalb von dorther aus dem Osten stammen. Die slawischen Gelehrten in der Tschechoslowakei und in Polen haben sich das zunutze gemacht und sagen: wenn die Lausitzer Kultur schon vom Osten nach Deutschland gebracht ist, wer anders soll sie dann gebracht haben als die Slawen, die nachher gerade das ganze Gebiet der alten Lausitzer Kultur besetzt halten? Durch unsere vielfachen Grabungen hat sich nun herausgestellt, daß die alte Lausitzer Buckelverzierung

Digitized by Google

viel älter ist als die ihr verwandte in Ungarn und in Troja. In der Lausitz herrscht sie etwa von 1200 bis 1000, in Troja erst um 750 und nur für kurze Zeit. Es ist also klar, daß diese Ornamentik von der Lausitz nach Osten gegangen ist und nicht umgekehrt.

Des weiteren hat sich gezeigt, daß die ganzen Formen und Verzierungen der Lausitzer Gefäße aus Nordwestdeutschland und Thüringen stammen, und daß auch der Pfostenbau, der in der Lausitzer Kultur zur höchsten Blüte kommt, unbedingt aus dem germanischen Westen stammt. Es werden auch die Hauptobjekte, die aus der Lausitzer Kultur freigelegt sind, das Königsgrab von Seddin in der Priegnitz und die 'Römerschanze' bei Potsdam, die reine Lausitzer Keramik enthalten, unbestritten von jedermann als germanisch anerkannt. Kurzum, die Lausitzer Frage ist in Wirklichkeit gelöst, und wenn nicht ein paar halsstarrige alte Herren da wären, die glauben, sie dürften ihren alten, ablehnenden Standpunkt nicht aufgeben, so brauchte man gar nicht mehr über sie zu reden.

Die Lausitzer Kultur ist aber höchst interessant. Sie hat ihren Ursprung wirklich in der Lausitz, um den Spreewald herum, und ist von da in ihren späteren Phasen immer weiter ausgestrahlt westlich zum Harze, südlich nach Böhmen, östlich nach Schlesien und nördlich bis zur Ostsee. So entspricht ihr archäologisches Bild durchaus dem geschichtlichen, das Tacitus von den Völkern im östlichen Deutschland gibt. Er nennt sie insgesamt Sueben und sagt, die ältesten und edelsten unter ihnen seien die Semnonen — zwischen mittlerer Elbe und Oder —, von ihnen seien alle anderen ausgegangen und abhängig. Bei den Semnonen habe in Urzeiten die Wiege des ganzen Volkes gestanden; dort solle auch der Weltenherrscher thronen. Deshalb fände alle Jahre bei den Semnonen ein großes Fest statt, zu dem alle Brudervölker Abgesandte schickten. Es gehe dabei nach altbarbarischem Ritus zu, Menschenopfer würden dargebracht und anderes mehr (Tac. Germ. 39).

Eine Hauptburg der Lausitzer Kultur, die vielleicht mit dieser Erzählung zu tun hat, wird seit ein paar Jahren ausgegraben, und die Grabung ist noch nicht beendet. Es ist der große Ringwall von Lossow, südlich Frankfurt an der Oder, über der 'steilen Wand' auf höchster Stelle des Flußufers gelegen. In

Digitized by Google

dieser Burg sind schon gegen vierzig ausgesprochene Opfergruben zutage gekommen, wie es sie sonst noch nirgends in ganz Deutschland oder sonstwo gibt. Sie gehen zylinderförmig 5, 6, 7 m tief in die Erde und enthalten mit Lehm sorgfältig überdeckte Einbettungen von größeren Tierteilen (Ochsen und Pferden) und gelegentlich auch Menschenresten, besonders von Schädeln. Dazu hat die ganze Burganlage, ebenso wie die späteren slawischen Tempelburgen von Rethra und Arkona, ihre Front gegen Osten, zur Sonne gerichtet. Entschieden ist noch nichts, die Grabung geht noch weiter. Aber noch nie ist so viel Aussicht gewesen, die altheilige Stätte des großen Jahresfestes der Semnonen wiederzufinden, wie auf dieser Burg von Lossow.

Fast zwanzig Jahre zurück liegen schon die Grabungen auf einer anderen großen Semnonenburg, der sogenannten 'Römerschanze' bei Potsdam. Hier war das Wesentliche der Nachweis, daß der Wall eine regelrechte Festungsmauer aus Erde und Holz gewesen war und auf der Burgfläche ein großer, klarer Hausgrundriß sich befand: ein langes Rechteck von 6,50 mal 13 m. Von der Länge war vorn eine offene Vorhalle von 2 m Tiefe abgeschnitten, der weitere Raum war ein großer Saal, in dessen Mitte ein Herd, 1 m im Quadrat, mit einem Kochloch in der Mitte sich befand. Es war der Grundriß des homerischen Hauses, wie es für das Megaron des Odysseus beschrieben wird, wie es für die Paläste von Troja, Mykenä, Tiryns wiedergefunden ist. Die Vermutung lag schon in der Luft, daß diese Hausform aus dem Norden stamme und daß die indogermanische Wanderung sie nach Osteuropa gebracht habe. Denn diese Wanderung ging für uns schon lange nicht mehr von Indien nach Europa, wie die Sprachforschung sie vor hundert Jahren etwas voreilig kühn konstruiert hatte, sondern umgekehrt von Mitteleuropa die Donau hinunter durch die Balkanländer nach Griechenland und nach Vorderasien.

Und diese große Indogermanenfrage bildet das letzte Bündel unserer Forschungen, die in Deutschland darüber noch stark im Fluß sind, aber auch in die anderen beteiligten Länder schon längst erheblich ausgegriffen haben.

In Deutschland selbst liegt die Sache so:

Unter den verschiedenen Kulturen der Steinzeit, etwa von 2500 bis 2000 vor Christus, hebt sich zwischen der west- und

Digitized by Google

süddeutschen mit den Pfahlbauten und der Bandkeramik und der norddeutschen mit den großen Steingräbern in der Mitte die thüringische als besonders regsam heraus. Thüringen hat ja eine sehr alte Bevölkerung. Es ist von dem Eise des Diluviums verschont geblieben und hat so schon eine menschliche Kultur entwickelt, als Norddeutschland noch lange unter den schwedischen und Süddeutschland unter den Alpengletschern begraben lag. Als dann das Eis überall geschmolzen war, erhielten Nord- und Süddeutschland ihre ersten Siedler aus der alten Kultur des Westens, vom Rhein und aus Nord- und Südfrankreich. Alsbald aber trat Thüringen mit auf den Plan und griff nach Norden und Süden aus. Nach beiden Seiten hin können wir diese Einwanderung der Thüringer mit ihren besonders schmalen und langen Schädeln und ihren schnurverzierten Tongefäßen gut verfolgen. Die Verschmelzung dieser zweiten, der thüringischen Siedlerschicht mit der ersten, der vom Westen gekommenen hat dann aber in Norddeutschland das Germanentum und in Süddeutschland das Keltentum ergeben. Und alle drei Teile Deutschlands, die neuen Germanen im Norden, die neuen Kelten im Süden und die alten Thüringer in der Mitte, sind nun teils getrennt, teils auch miteinander verbunden daran gegangen, große Kolonistenzüge nach dem Osten und Südosten auszusenden und so die große Sprachverwandtschaft, die wir dort überall erkennen und die die indogermanische genannt wird, hervorzurufen.

Wie die Scharen auf dieser Ostwanderung durchaus nicht einfach als friedliche Siedler gekommen sind, zeigen die Burgen, die wir mit ihrer Kultur besetzt auf ihrem Wege finden. In Siebenbürgen, in der Moldau, in Thessalien sind sie freigelegt worden. Es sind die Töchterburgen unserer rheinischen und donauländischen, die wir von Urmitz und Mayen und vom Goldberge bei Nördlingen so gut kennen.

Diese ältesten Siedlungsverhältnisse in Deutschland mit ihren Rasse- und Kulturfragen stehen heute im Vordergrunde des archäologischen Interesses, und sie sind bei ihrer weiten Bedeutung über Europa hin gewiß wert, mit allen Kräften weiter erforscht zu werden.

Digitized by Google

Höhlenforschung

von Universitätsprofessor Dr. Ferdinand Birkner
Direktor der Prähistorischen Staatssammlung in München

Die erste Höhlengrabung mit wissenschaftlichen Zielen in Europa fand in der Gailenreuther Höhle in Oberfranken (Bayern) statt, wo der Superintendent von Wunsiedel J. F. Esper[1] in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts zahlreiche diluviale Tierreste zutage förderte. Das Ergebnis dieser Grabungen veranlaßte dann die Untersuchung anderer Höhlen in der Fränkischen Schweiz sowie in England, Belgien und Frankreich. Der Zweck dieser Höhlenforschungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war das Studium der diluvialen Tierwelt. Wohl sind neben den Tierresten gelegentlich auch menschliche Knochenreste und Feuersteinstücke gefunden worden, die von den Findern als menschliche Artefakte gedeutet und als Beweis für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den diluvialen Tieren betrachtet wurden. Aber die damals geltende Katastrophentheorie Cuviers, nach der sich kein Lebewesen von einer geologischen Erdepoche in die andere retten konnte, verhinderte es, daß die Lehre von der Anwesenheit des Menschen im Diluvium wissenschaftliche Anerkennung fand. Dies war erst möglich, als Ende der fünfziger Jahre durch den englischen Geologen Lyell Cuviers Theorie zu Fall gebracht worden war. Es begann nun eine erfolgreiche Periode der Erforschung der Kultur des Eiszeitmenschen in den Höhlen Europas.

Auch diese Tätigkeit ging innerhalb Deutschlands von Bayern aus, als Oberbergrat Professor Gümbel im Jahre 1865 im Schutte des sogenannten Preußenlochs in Franken und im Hohlen Fels bei Happurg (Bezirksamt Hersbruck) neben vorgeschichtlichen Gefäßscherben Feuersteinwerkzeuge und Zähne von Höhlenbären fand. Nachdem die Entdeckung der diluvialen Wohnstätte an der Schussenquelle in Württemberg, die 1866 von O. Fraas

[1] J. F. Esper, Ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen Nürnberg 1774.

Digitized by Google

und Haßler untersucht wurde, den Beweis erbracht hatte, daß die Kulturreste des diluvialen Menschen in Deutschland die gleichen sind wie in Frankreich, begann auch in Deutschland eine eifrige, mit Erfolg durchgeführte Erforschung der Höhlen, die insbesondere durch die zur Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zusammengeschlossenen Anthropologischen Gesellschaften in den verschiedenen Gebieten Deutschlands gefördert und unterstützt wurde. In den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden vor allem durch Blasius, E. Bracht, Cohausen, O. Fraas, Schaaffhausen, R. Virchow und andere sowohl Höhlen der Schwäbischen Alb als auch in Mitteldeutschland untersucht. Wenn die Untersuchungsmethoden der damaligen Zeit nicht den heutigen Anforderungen entsprechen, so haben sie doch wertvolle Ergebnisse zutage gefördert [1].

In Bayern [2] wurden im Frühjahr 1871 bei Anlage der neuen Bahnlinie zwischen Regensburg und Nürnberg am rechten Naabufer unterhalb Etterzhausen im sogenannten Schelmengraben mehrere größere und kleinere im Juradolomit befindliche Höhlen angeschnitten, von denen die größte den Namen 'Räuberhöhle' führte. Im Herbst konnte der Höhlenboden durch O. Fraas und K. A. Zittel untersucht werden. Das Ergebnis war, daß neben jüngeren vorgeschichtlichen Kulturresten auch solche des Eiszeitmenschen vorhanden waren [3]. 1875 begann O. Fraas seine Grabungen in der Großen Ofnet westlich von Nördlingen. Diese Höhle wurde dann wiederholt von verschiedenen Seiten durchwühlt. 1876 und 1886 wurden durch C. Mehlis und M. Hagen die Grabungen im Hohlen Fels bei Happurg wieder aufgenommen, die dann 1895 durch Gebhardt und seit 1906 durch die Naturhistori-

---

[1] R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands, Stuttgart 1912. Fr. Wiegers, Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft, Berlin 1920. F. Birkner, Der diluviale Mensch in Europa, 3. Auflage, Innsbruck-Wien-München 1925.

[2] F. Birkner, Der Eiszeitmensch, in: Bayr. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns 19, 1915, S. 105—134. Derselbe, Das Altpaläothikum in Bayern, in: Der Bayerische Vorgeschichtsfreund Heft 5, 1925, S. 11—16. Derselbe, Das Jungpaläolithikum in Bayern, ebenda Heft 6, 1926, S. 13—16.

[3] K. A. Zittel, Die Räuberhöhle am Schelmengraben, in: Archiv für Anthropologie 5, 1872, S. 325—345.

Digitized by Google

sche Gesellschaft in Nürnberg weitergeführt worden sind [1]. Die im Jahre 1876 im Auftrage der Münchener Anthropologischen Gesellschaft ausgeführte Studienreise von O. Fraas und K. A. Zittel in das höhlenreiche Gebiet der Fränkischen Schweiz gab die Veranlassung zu der Untersuchung des Hasenlochs und Zwerglochs bei Pottenstein, die neben diluvialen Tierresten auch Kulturreste des Eiszeitmenschen (Moustier- und Solutréformen) lieferte [2]. Es folgte nun in der Fränkischen Schweiz eine Raubgräberei von seiten Unberufener, die manche für die wissenschaftliche Höhlenforschung wichtige Schicht zerstörte. Die von K. A. Zittel und J. Ranke in den neunziger Jahren neuerdings ins Leben gerufene, von Professor M. Schlosser durchgeführte Höhlenforschungstätigkeit in dem Juragebiet außerhalb der Fränkischen Schweiz hat wohl Reste der nacheiszeitlichen vorgeschichtlichen Stufen zutage gefördert, aber keine der älteren Steinzeit. Unabhängig von diesen Untersuchungen stieß J. Fraunholz 1893 in der Kastlhänghöhle bei Neuessing auf eine paläolithische Schicht, die er dann mit H. Obermaier im Laufe des nächsten Jahrzehnts systematisch untersuchte. Unter jüngeren Schichten konnte eine Madeleinesiedlung festgestellt werden [3].

Im Jahre 1908 dehnte R. R. Schmidt seine in den Tälern der Schwäbischen Alb seit 1906 begonnene systematische Durchforschung der Höhlen auch auf die im bayrischen Ries an der württembergischen Grenze gelegenen Ofnethöhlen aus, von denen, wie schon erwähnt, die Große Ofnet im Laufe der Jahre wiederholt durchwühlt worden war. R. R. Schmidt konnte an unberührten Stellen sowohl in der Großen Ofnet als auch in der Kleinen Ofnet eine Schichtenfolge von der Aurignacstufe bis zur Madeleinestufe feststellen. In letztere eingebettet fand er in zwei Mulden 33 Kopfbestattungen, die er der Mas d' Azilstufe zurechnete. Da es zweifelhaft ist, ob die eigentliche auf Südfrankreich und Nordspanien beschränkte Mas d' Azilkultur den Rhein überschritt, ist es wohl richtiger, diese Bestattung, wie die Kopf-

[1] K. Hörmann, Der Hohle Fels bei Happurg, in: Festschrift zum 44. Anthropologen-Kongreß, Nürnberg 1913, S. 21—64.

[2] J. Ranke, Das Zwergloch und Hasenloch bei Pottenstein in Oberfranken, in: Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns 2, 1879, S. 195—225.

[3] J. Fraunholz-H. Obermaier-M. Schlosser, Die Kastlhänghöhle, ebenda 18, 1911, S. 119—164.

Digitized by Google

bestattung vom Kaufertsberg östlich von Nördlingen, als endmadeleinezeitlich zu bezeichnen. Die paläolithischen Schichten in den Ofnetgrotten waren von nacheiszeitlichen Überresten überlagert.

Die erfolgreichen Untersuchungen R. R. Schmidts gaben Veranlassung, vom Jahre 1911—1913 mit Mitteln der Bayrischen Akademie der Wissenschaften in der Umgebung von Nördlingen systematisch nach Resten des Eiszeitmenschen zu suchen. E. Frickhinger und F. Birkner konnten sowohl im Hohlenstein (südlich von den Ofnethöhlen) als auch am Fuße eines überhängenden Felsens, des Kaufertsbergs, bei Lierheim östlich von Nördlingen Reste der Madeleinekultur feststellen. Am Kaufertsberg ließen sich zwei Schichten beobachten, die sich dadurch unterschieden, daß in der oberen Schicht die kleinen mikrolithischen Werkzeuge in größerer Anzahl vorhanden waren. Die Annahme, daß es sich um eine Schicht der Mas d' Azilstufe handelt, kann heute nicht mehr aufrecht gehalten werden. Die Kultur der oberen Schicht, die wie die untere Reste der diluvialen Tierwelt enthält, stellt eine Fortentwicklung der Kultur der unteren Schicht dar, es handelt sich also um die Endphase der Madeleinestufe [1].

Auch im unteren Altmühltale konnte die Untersuchung der dortigen Höhlen in Angriff genommen werden, die nach vorausgegangenen Probegrabungen durch J. Fraunholz in den Jahren 1912 und 1913 vom internationalen Institut de Paléontologie humaine in Paris und der Prähistorischen Staatssammlung in München durch H. Obermaier, J. Fraunholz, F. Birkner und P. Wernert in den Klausen und der Klausennische bei Neuessing durchgeführt wurde [2]. Es kamen in der oberen und mittleren

[1] F. Birkner - E. Frickhinger, Die Ausgrabungen im Hohlenstein, in: Historischer Verein für Nördlingen und Umgebung, 1. Jahrbuch, 1912, S. 27—28. F. Birkner, Die vorgeschichtliche Besiedlung des Hohlensteins, ebenda, 2. Jahrbuch, 1913, S. 186—190. Derselbe, Untersuchung der paläolithischen Wohnstätten im Ries, ebenda, 3. Jahrbuch, 1914, S. 29—35. Derselbe, Der paläolithische Mensch im bayrischen Ries, in: Wiener Prähistorische Zeitschrift 1, 1914, S. 15—21. Derselbe, Paläolithische Kunst aus dem Ries, in: Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst (Jpek) 3, 1928.

[2] H. Obermaier, Fouilles en Bavière, in: L'Anthropologie 25, 1914, S. 254—262. H. Obermaier-J. Fraunholz, Eine Mammutdarstellung aus Süddeutschland, in: Jpek 1, 1926, S. 29—32. Dieselben, Der skulpierte Renngeweih-

Digitized by Google

Klause Schichten der Moustier-, Solutré- und Madeleinestufen zum Vorschein, die von neolithischen Schichten überlagert waren. In der Klausennische befand sich unter den von früheren Grabungen noch erhaltenen Restschichten der Moustierstufe eine Schicht mit Artefakten, die vollständig denjenigen am Ende der westeuropäischen Acheulstufe entsprachen. Die Tierreste waren die gleichen wie in den darüber liegenden Schichten. In einem Steinbruch bei Kösten in der Nähe von Lichtenfels hat G. Roßbach den Klausennischenfunden in Form und Technik entsprechende Werkzeuge gefunden, es fehlt aber die durch Stratigraphie oder Tierwelt begründete Feststellung des Alters, die Funde können sowohl eiszeitlich als jünger sein. Auch einzelne Stücke vom Hohlen Fels bei Happurg erinnern in Material, Form und Technik an die Klausennischenfunde. In der Klausennische ist es stratigraphisch ausgeschlossen, daß die doppelflächig bearbeiteten Werkzeuge der Solutréstufe angehören[1], wie Fr. Wiegers annimmt. Auch ein schlecht erhaltenes Skelett fand sich in der mittleren Klause, das den Fundumständen entsprechend der Solutréstufe zugerechnet werden kann.

Die bisherigen erfolgreichen Höhlenuntersuchungen ließen es als ein Bedürfnis erscheinen, die Erforschung der Höhlen Bayerns systematisch zu betreiben; es wurde deshalb am 18. Dezember 1914 die Akademische Kommission für Höhlenforschung in Bayern begründet, die sich zur Aufgabe gestellt hat, neben der Untersuchung von Höhlen die Höhlen Bayerns kartographisch aufzunehmen und durch Probegrabungen festzustellen, welche Höhlen vom vorgeschichtlichen Menschen bewohnt worden sind[2].

Die erste größere Höhlenuntersuchung im Auftrage der neugegründeten Akademischen Kommission fand 1915 im Schuler-

stab aus der mittleren Klause bei Essing (Niederbayern), ebenda 1, 1926, S. 1—9.

[1] G. Roßbach, Steinzeitliche Siedlungen bei Lichtenfels, in: Festschrift zum 44. Anthropologenkongreß, Nürnberg 1913, S. 1—8. H. Obermaier-P. Wernert, Paläolithbeiträge aus Nordbayern, in: Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft 44, 1914, S. 44—62. Fr. Wiegers, Die paläolithische Siedlung von Kösten bei Lichtenfels a. M. und das Solutréen im Schwäbisch-Fränkischen Jura, in: Zeitschrift für Ethnologie 59, 1927, S. 80—89.

[2] Berichte der Kommission für Höhlenforschung in Bayern, in: Jahrbuch der Bayrischen Akademie der Wissenschaften 1915—1927.

Digitized by Google

loch bei Oberau zwischen Neuessing und Kelheim statt. Es fand sich direkt unter einer bronzezeitlichen Schicht eine etwa 2 m mächtige Moustierschicht mit zahlreichen Artefakten und Tierresten [1].

Im Jahre 1917 konnte die Fischleitenhöhle am linken Altmühlufer zwischen Mühlbach und Meihern (Bezirksamt Riedenburg) untersucht werden. Unter einer wohl wiederholt durchwühlten Schicht, in der vorgeschichtliche und mittelalterliche Scherben gemischt sich fanden, kam eine diluviale Schicht zutage, die der im Schulerloch und in den Klausen festgestellten Moustierkultur angehört. In der hinteren Hälfte lagen direkt auf der Moustierschicht Werkzeuge der Aurignacstufe, ein Beweis dafür, daß der Aurignacmensch, wenn auch, wie es scheint, ganz flüchtig, das Altmühltal aufgesucht hat [2].

Eine weitere Siedlung des Eiszeitmenschen konnte 1920 am Buchberg bei Münster nördlich von Straubing an einem Jurafelsen festgestellt werden. Es befand sich dort einstmals eine Höhle, die durch Steinbruchbetrieb in früheren Jahrhunderten bis auf den Boden und wenige Reste entfernt worden ist. Da die Bauern den ehemaligen Höhlenboden zur Verbesserung ihres steinigen Ackerbodens benutzten, gelangte eine Anzahl von Werkzeugen auf die Äcker, wo sie durch Oberlandesgerichtsrat Ebner, Straubing, entdeckt wurden und zur Auffindung der Moustierschicht im Buchberg führten [3].

In den Jahren 1922/23 ergaben Grabungen in dem Hohlenstein zwischen Schambach und Böhmfeld (Bezirksamt Eichstätt) Spuren von eiszeitlichen Menschen, die den Schluß zulassen, daß sowohl der Altpaläolithiker als auch der jungpaläolithische Mensch die Höhle bewohnte. Leider sind die Schichten durch Wasser stark umgelagert [4].

---

[1] F. Birkner, Die eiszeitliche Besiedlung des Schulerloches und des unteren Altmühltales, in: Abhandlungen der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, Mathematisch-Physikalische Klasse, Band 28, 5. Abhandlung, 1916.

[2] Bericht der Kommission für Höhlenforschung in Bayern, in: Jahrbuch der Bayrischen Akademie der Wissenschaften 1918, S. 133—135.

[3] F. Birkner, Eine altpaläolithische Siedlung am Buchberg bei Münster, in: Jahresberichte des historischen Vereins für Straubing und Umgebung 1921, S. 7—9.

[4] Berichte der Kommission für Höhlenforschung in Bayern, in: Jahrbuch der Bayrischen Akademie der Wissenschaften 1922/23, S. 41—43; 128—129.

Digitized by Google

Im Auftrage der Akademischen Höhlenkommission wurden außer diesen Untersuchungen, welche Reste der Kultur des diluvialen Menschen zutage förderten, zahlreiche Probegrabungen in Höhlen des Juragebietes veranstaltet, die zwar keine paläolithischen Funde ergaben, aber bewiesen, daß der nacheiszeitliche Mensch in vorgeschichtlicher Zeit bis zum Ende der Latènezeit und auch noch in der frühgeschichtlichen Zeit und im Mittelalter die Höhlen aufgesucht hat. Eigentümlicherweise fanden sich bis in die letzte Zeit, abgesehen von den Höhlen des Donau- und Altmühltales sowie des Rieses, in den Jurahöhlen keine typisch neolithischen Scherben. Die zahlreichen Hornsteinabfälle und meist kleineren atypischen Hornsteinwerkzeuge brauchen nicht als Beweise für neolithische Siedlung angesehen zu werden, man kann sich vorstellen, daß auch der Bronzezeitmensch, dessen Grabhügel auf den Höhen des Fränkischen Jura sich finden, noch genötigt war, sich des kieselsäurehaltigen Gesteinsmaterials zu bedienen, da die Bronze wohl lange Zeit durch ihre Seltenheit für den gewöhnlichen Gebrauch nicht in Frage kam. In neuester Zeit mehren sich jedoch die Anhaltspunkte dafür, daß der nacheiszeitliche Steinzeitmensch in die Fränkische Schweiz eingedrungen ist.

Auch die zweite Aufgabe, die sich die Akademische Höhlenforschungskommission in Bayern gestellt hatte, die Höhlen Bayerns kartographisch aufzunehmen, wurde im Laufe der Jahre gefördert.

Die Naturhistorische Gesellschaft in Nürnberg, die sich schon um die Klarstellung der vorgeschichtlichen Besiedlung des Hohlen Fels bei Happurg bemüht hatte, unternahm seit dem Jahre 1914 eine eingehende Untersuchung der Petershöhle bei Velden (Bezirksamt Hersbruck). Es kamen zahlreiche diluviale Tierreste zum Vorschein, daneben aber doch auch Spuren für die Anwesenheit des altpaläolithischen Menschen, so vor allem Werkzeuge von Moustiercharakter. Ferner deuten eine Anzahl der gefundenen Tierknochen auf Benutzung durch den Menschen hin. An bestimmten Plätzen der Höhle lagen Tierknochen in einer Weise angeordnet, daß man auf absichtliche Hinterlegung vielleicht zu Kultzwecken schließen kann[1].

[1] K. Hörmann, Die Petershöhle bei Velden in Mittelfranken, in: Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg 21, 4, 1923, S. 124—154.

Digitized by Google

Zu den Höhlen Bayerns mit paläolithischen Schichten gehört auch die Höhle 'Steinerner Rosenkranz' bei Altendorf (Bezirksamt Eichstätt), wo Moustiertypen mit Werkzeugen von mehr jungpaläolithischer Form gemischt sich fanden; ob es sich wirklich um wiederholte Besiedlung handelt, läßt sich aus den vorliegenden Beobachtungen nicht mit Sicherheit schließen[1].

Wenn wir die Ergebnisse der seit mehr als 150 Jahren in Deutschland gepflegten Höhlenforschung überblicken, können wir feststellen, daß neben den Freilandstationen des Eiszeitmenschen, die im Moor (Schussenquelle), im diluvialen Schotter (zum Beispiel Hundisburg, Markkleeberg), im Kalktuff (Weimar, Ehringsdorf, Taubach), im diluvialen Ton (Rabutz) und vor allem im Löß (Andernach, Metternich, Rhens, Linsenberg bei Mainz, Munzingen, Thiede, Westeregeln, Taubenberg bei Sangerhausen usw.) zutage treten, fast in allen Höhlengebieten Deutschlands, besonders in den Höhlen, aber auch am Fuße überhängender Felsen, sich die Spuren des eiszeitlichen Menschen fanden. Seit der Acheulstufe hat der Mensch der Eiszeit die Höhlen wiederholt als Wohnstätten aufgesucht. Es läßt dies den Schluß zu, daß seit dem Eintreten kalten Klimas während der Acheulstufe bis zum Ende der Eiszeit keine wesentliche Änderung des Klimas eingetreten ist, wenn auch dasselbe gelegentlich dem Menschen gestattete im freien Gelände sich aufzuhalten. Die Tierreste in den Höhlen gehören der glazialen Tierwelt an, ein Wechsel von Primigenius- und Antiquusfauna läßt sich in den Höhlen nicht feststellen. Ein Vergleich der deutschen paläolithischen Funde mit den westeuropäischen zeigt an den meisten Fundplätzen Deutschlands eine ziemlich weitgehende Übereinstimmung mit letzteren. Wenn die schön bearbeiteten Stücke fehlen oder spärlich vorhanden sind, so hängt das in erster Linie wohl von dem wenig guten Rohmaterial ab. In Westeuropa wurde vor allem der Kreidefeuerstein verarbeitet, in Mitteleuropa mußte sich der Eiszeitmensch mit anderen weniger guten Kieselsäuregesteinen (Hornstein, Jaspis, Quarzite usw.) behelfen. Außerdem werden auch die zwischen den beiden Eismassen schlechteren Lebensbedingungen einen Einfluß gehabt haben. Es erscheint gerechtfertigt, die allgemein bekannten Bezeichnungen der westeuropäischen Stufen

[1] A. Mayr, Paläolithvorkommnisse im mittleren Altmühltale, in: Nachrichten der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 2, 1927, S. 30—33.

Digitized by Google

auch auf die mitteleuropäischen anzuwenden, soweit eine Formenähnlichkeit vorhanden ist. Neue Bezeichnungen bedeuten nur dort einen Fortschritt und tragen zur Klärung der Verhältnisse bei, wo deutliche Unterschiede zu den westeuropäischen Funden vorliegen, wie zum Beispiel in den Kalktuffen von Ehringsdorf. Hier findet sich mit den Resten der Tierwelt der westeuropäischen Chellesstufe eine Industrie, welcher der Faustkeil fehlt. Es ist deshalb von Obermaier dafür die Bezeichnung Praemousterien eingeführt worden.

Die ältesten Höhlenfunde Deutschlands stammen aus dem Ende der Acheulstufe (Klausennische bei Neuessing, Kartstein in der Eifel) zusammen mit Resten glazialer Tierwelt; die Steinindustrie erinnert an die Funde von La Micoque in der Dordogne. Dann folgen in verhältnismäßig zahlreichen Höhlen Wohnschichten mit Moustierindustrie. In einigen fehlen die typischen schön bearbeiteten Schaber- und Handspitzenformen, was aber wohl kaum dazu berechtigt, eine Primitiv- und Vollmoustierstufe scharf zu unterscheiden.

Während des Jungpaläolithikums treten die Fundplätze der Aurignac- und Solutréstufe an Zahl stark zurück; dagegen sind die Madeleinefunde zahlreicher. Da die Anschauung, daß sowohl die Aurignackultur als auch die Solutrékultur vom Osten nach dem Westen vorgedrungen ist, immer mehr zur Geltung kommt, gewinnt die Annahme an Wahrscheinlichkeit, daß der Aurignacmensch in Mitteleuropa auf seiner Wanderung nach dem klimatisch günstigen Westen gelegentlich Halt gemacht hat, wenn auch die Möglichkeit, daß wenigstens ein Teil der Aurignacfunde auf eine Rückwanderung von West nach Ost deutet, nicht ausgeschlossen ist. Die einfachen Solutréspitzen Deutschlands zeigen mehr Verwandtschaft mit denen der Primitivsolutréstufe Ungarns als mit den schönen Lorbeerblattspitzen Westeuropas. Die gelegentlich gefundenen diesen Lorbeerblattspitzen vergleichbaren Stücke gehören, wie es scheint, ausnahmslos der jüngeren Steinzeit und zwar dem Ende derselben an. Die große Übereinstimmung der Kultur der Madeleinestufe Deutschlands mit derjenigen Westeuropas, die nicht nur in den Steinwerkzeugen, sondern auch in den künstlerischen Tierdarstellungen auf Knochen und Stein zum Ausdruck kommt, zeigt, daß am Ende der Steinzeit der Madeleinemensch von Westeuropa nach Deutschland gekommen sein wird.

Digitized by Google

In den Höhlen finden sich zum Teil die Wohnschichten einer einmaligen Besiedlung, zum Teil aber liegen mehrere Schichten übereinander. Es ist wiederholt versucht worden, aus der Dicke der Wohnschichten und der diese trennenden Schichten ohne Funde das absolute Alter der einzelnen Schicht zu errechnen. Die Beobachtungen in bayrischen Höhlen beweisen die Unzuverlässigkeit dieser Methode. In den Klausen bei Neuessing fanden sich Moustierwerkzeuge in den jungpaläolithischen Schichten; offenbar war bei der Wiederbesiedlung der Höhlen die fundleere Schicht so dünn, daß durch die neuen Siedler die älteren Funde herausgewühlt wurden und sich mit den neu entstehenden Schichten mischten. In der Fischleitenhöhle fanden sich die Aurignacformen unmittelbar auf der Oberfläche der Moustierschicht. Im Schulerloch lagerte eine bronzezeitliche Schicht aus dem 2. Jahrtausend unmittelbar auf der Moustierschicht und seit der Bronzezeit hat sich keine Verwitterungsschicht mehr gebildet.

Die Höhlenforschung in Deutschland hat wesentlich zur Kenntnis der paläolithischen Kulturen beigetragen. Sie hat eine gewisse Übereinstimmung der mitteleuropäischen mit den westeuropäischen Verhältnissen erkennen lassen. Es wird die Aufgabe der deutschen Höhlenforschung sein, in Verbindung mit dem Studium der Freilandstationen festzustellen, wie weit in Mitteleuropa eine mehr oder minder selbständige Entwicklung der paläolithischen Kulturverhältnisse vor sich gegangen ist. Archäologische Forschung und Diluvialgeologie müssen Hand in Hand, vor allem auf Grund der Funde auf Gebieten, die mit der Gletscherbewegung in Beziehung standen, das Verhältnis der archäologischen Stufen zur geologischen Diluvialchronologie festzulegen suchen.

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Bestattungsweisen

dargelegt an den Arbeiten der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg

von Kustos Konrad Hörmann, Nürnberg

Mit Tafel 26

In der Umgebung von Nürnberg sind in den Metallzeiten die gleichen Bestattungsformen erhalten wie im übrigen Gebiet Südwestdeutschlands. Hügelgräber, Flachgräber, Leichenbestattung, Leichenbrand mit ihren Eigenheiten in der Anlage des Begräbnisses finden sich und dazu gibt es Übergänge zwischen den verschiedenen Arten. Es herrscht also Mannigfaltigkeit und keine Einheit.

Die Äußerlichkeiten des Aufbaues können unter Umständen als das Wesentliche am Gräberbau erscheinen, sie sind aber oft nur eine Folge der örtlichen Verhältnisse oder der Zeitumstände. Anders ist es mit der Beisetzung der Leichen oder der Aschen innerhalb der Grabmäler. Jede festgefügte Religionsgemeinschaft übergibt ihre abgeschiedenen Angehörigen der Erde mit einem bestimmten Zeremoniell. Auch darin können sich Ungleichheiten widerspiegeln. Man spricht dann von Gräbern der 'Armen' und Gräbern der 'Reichen'. Natürlich hat man hervorragenden Personen, Männern wie Frauen, die letzte Ehre immer möglichst ausgiebig erwiesen; einmal deshalb, weil sie ihrer sozialen Stellung gemäß auch im Leben mehr persönliches Eigentum besaßen, das dem Abgeschiedenen nicht vorenthalten werden durfte, ohne seine Seele zu kränken; dann aber auch deshalb, weil seine hervorragende Stellung im Leben ihm auch in der Geisterwelt einen hervorragenden Rang sicherte, von dem er zum Nutzen für die Zurückgebliebenen, wenn er sich genügend geehrt glauben konnte, oder zu ihrem Schaden, wenn er sich als zurückgesetzt fühlen mußte, Gebrauch machen konnte. Im allgemeinen waren aber die Abgeschiedenen während des Lebens guten und bösen Tagen ausgeliefert und zu verschiedenen Zeiten verschieden begütert. Eine Folge von Mißernten, feindliche Überfälle und Plünderun-

Digitized by Google

gen konten ein und dieselbe Sippe zu gewissen Zeiten arm und, wenn ihre eigenen Unternehmungen geglückt waren, auch wieder wohlhabend machen. Das spricht sich auch in den Gräbern aus.

Von diesen Zufälligkeiten abgesehen herrscht aber in der inneren Ausstattung der Gräber Gleichheit und wir können bei gewissenhafter Ausgrabungstechnik noch heute kontrollieren, ob der Tote nachlässig oder sorgfältig dem Ritus gemäß beigesetzt worden war; ob man nicht übersehen hatte, ihm die Wegzehrung bequem zur rechten Hand zu legen; ob man zu den Kesseln mit den Getränken die richtige Zahl der Schöpftassen beigegeben hatte; ob man Beigaben und Gefäße nachlässig oder dem Herkommen gemäß gruppiert hatte.

Bei den Toten der alten Bronzezeit herrscht die Beerdigung vor. Es hat aber den Anschein, als seien einzelne Knochenteile einem Feuer ausgesetzt gewesen, die Füße namentlich fehlen öfter ganz und an ihrer Stelle sind kalzinierte Knochen gestreut, als wären diese Leichenteile vor der Beerdigung von einem Feuer zerstört worden. Das scheint einer Bekräftigung der von W. Dörpfeld zuerst aufgestellten Hypothese vom Rösten der Leichen vor der Beerdigung bei den alten Griechen gleichzukommen, und wenn es sich bewahrheitet, so dürfte damit ein neues und sehr beweiskräftiges Argument für die Einwanderung der ältesten Hellenen aus dem Norden gefunden sein. Die chemischen Analysen sind allerdings schwierig an den Knochen vorzunehmen, weil sie mit einer ganzen Zahl von Voraussetzungen beschwert sind, die auf die mineralische Beschaffenheit des umgebenden Bodens und seine Schicksale im Wandel der Zeit zurückzuführen sind. In letzter Zeit ist aber in der analytischen Hanauer Quarzlampe ein Hilfsmittel aufgetaucht, das leichter zum Ziele führen dürfte. Doch sind die Versuche noch nicht abgeschlossen. Die Quarzlampe bietet den Vorteil, eiweißhaltige Knochen selbst der ältesten paläolithischen Zeiten zum Fluoreszieren zu bringen. Wo aber das Eiweiß durch Hitze zerstört ist, bleibt die Fluoreszenz aus. Ob nicht vielleicht auch noch andere eiweißzerstörende Bestandteile des Bodens in Frage kommen, das wird sich erst noch klären müssen. Wichtig ist jedenfalls, daß Frobenius in seiner Atlantischen Götterlehre die Prozedur der Dörrbestattung im Jorubaland, Westafrika, noch heute in Übung schildert. »Die Leiche wird über einem Leichenfeuer gedörrt. Manchmal tagelang, öfter

Digitized by Google

wochen- und sehr oft (Könige) jahrelang«[1]. Das wirft Licht in uralte Ritualzustände und nimmt Dörpfelds und unserer Hypothese den Schein des Unmöglichen. Bekanntlich hat Frobenius in jenen Gebieten überhaupt viele Anklänge an das homerische Zeitalter entdeckt.

Das Rösten der Leichen an sich macht die Annahme einer Doppelbestattung nicht zur unbedingten Notwendigkeit. Die Ausgrabungen unserer Sektion an Hügelgräbern der jüngeren Hallstattzeit lassen aber kaum eine andere Annahme zu, und für mich besteht noch der Verdacht, daß auch das Rösten, Halb- oder Ganzverbrennen damit irgendwie in Zusammenhang steht. Die größeren Gräber der Hallstattstufe 3 enthalten meist neben einer Anzahl beerdigter Leichen eine oder mehrere verbrannte. Häufig finden sich von den Beerdigten nur einzelne Glieder. Ist es nun schon ganz untunlich, daran zu denken, daß in jedem solchen Fall irgendein Unglück oder ein Kampf die Ursache des Zusammenbestattens war, so beweist ein Vorkommen im Weidenschlag bei Hersbruck, daß es sich bei der Errichtung dieses Hügels um die gleichzeitige Bestattung von mindestens drei Toten handelte; die Errichtung anderer Hügel, die nur aus einem Guß erstellt sein können, aber mehrere Leichen enthalten, wird damit ins rechte Licht gerückt.

Ein Hügel der jüngeren Hallstattzeit H_3, erbaut aus großen und kleinen Weißjurafindlingen und mit Erde überdeckt, war in seinen oberen Teilen ganz ohne Funde. Die freigelegte Grabessohle zeigte die übliche typische Bestattungsweise der Illyrer unseres Gebietes: flache Schalen und Teller in der Westhälfte einzeln gestellt; in der Osthälfte das ausgedehnte Scherbenlager der großen Krüge und Schöpftassen, die immer gedrängt beisammen einen Haufen bilden, auf der Photographie Taf. 26 mit Punkten umrandet; der große Sonnenteller mit dem eingeritzten Sonnenbild in der Mitte zwischen beiden Hälften. 20—25 cm über den Scherben lagen nebeneinander in einer Reihe Knochen von unteren Extremitäten, fünf menschliche Oberschenkel, ein Oberarmknochen und ein Unterschenkel, ein Fersenbein und kleinere Fragmente. Die Photographie gibt die Lage der Leichenreste unverändert wieder. Zwischen den Knochen eine zerbrochene Pauken- und eine Kniefibel; in einem der Gefäße eine Handvoll

[1] Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas, Band 10, Jena 1926, S. VI.

Digitized by Google

weißgebrannter menschlicher Knochen. Das war der ganze Inhalt, kein Kopf, kein sonstiger Skeletteil.

Es waren somit Teile von drei Leichen vorhanden, die miteinander zur gleichen Stunde beerdigt worden waren, jedoch nicht unmittelbar nach dem Tod. Sie mußten lange Zeit irgendwo anders aufbewahrt worden sein, ehe man sie in den gemeinsamen Hügel schickte, und es war schon damals nicht viel mehr von ihnen übrig als wir vorfanden. Denn daß alle anderen Teile der drei Leichname an Ort und Stelle im gleichen Hügel der Verwesung anheimgefallen und nur die paar Extremitätenknochen übriggeblieben wären, ist schon um deswillen nicht möglich, weil der Hügel in allen seinen Teilen aus gleichem Material errichtet war. Ob auch bei Begräbnissen der Hallstattzeit ein etwaiges Rösten der Toten in Frage kommt, läßt sich zur Zeit nicht sagen.

Der große Sonnenteller dieses Grabes im Weidenschlag ist oben erwähnt worden. Er fehlt in keinem Grab der jüngeren Hallstattzeit (H_3). Wenn er oft auch primitiv ausgestattet ist, so war er doch ein sehr wichtiges, ja unentbehrliches Kultgerät für den Hallstattmenschen, denn, wie an anderer Stelle ausgeführt wurde[1], hatte er als Sonnenbarke im Hallstattgrab den Zweck, die Seele hinüberzuführen ins Totenreich. Er berührt sich hier mit der zur Bronze- und ersten Eisenzeit im Norden bei Germanen üblichen 'Bootfahrt ins Jenseits'; auch in der griechischen Mythologie des Südens haben sich die Beweise für einen gleichen Glauben der Hellenen erhalten. Dieser Glaube war leitend für die Grabausstattung der Illyrer unserer Heimat; sie erweisen sich damit als vollwertiges Glied der europäischen Indogermanen.

In der Regel sucht man in den Gräbern nach typologischen Anhaltspunkten für die Zuweisung an ein bestimmtes Volksgebiet. Was sich darüber hinaus beobachten läßt, wird zwar registriert, findet aber zunächst keine zusammenfassende Würdigung. Der Prähistoriker und namentlich unsere Kollegen im Norden haben noch auf Jahre hinaus alle Hände voll zu tun, um die Verteilung der Stämme und Völker klar herauszuarbeiten. Da bleibt kaum Zeit übrig, um auch die Beobachtungen zu würdigen, welche über das Typologische hinaus in den Gräbern gemacht werden. Kein Geringerer als unser um die Festigung der süddeutschen Prä-

[1] Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Nürnberg Band 21, Heft 5.

Digitized by Google

historie so hoch verdienter Dr. Reinecke hat noch ganz kürzlich vor Versuchen in dieser Richtung geradezu gewarnt. »Gelegentlich wird auch von Teilbestattungen, von teilweiser Verbrennung (ein Teil der Leiche verbrannt, ein Teil unverbrannt beigesetzt) gesprochen . . . Wirkliche Teilbestattungen, das heißt Beisetzungen nur eines Teiles der Leiche, erscheinen äußerst selten. Aber auf Grund mangelhafter älterer oder neuerer Beobachtungen bei uns vom Üblichen abweichende Bestattungsweisen anzunehmen, selbst wenn derartige Bräuche aus außereuropäischen Gebieten ethnographisch belegt sind, sollte besser unterbleiben«[1].

Das erweckt den Anschein, als wären die bei uns üblichen Bestattungsweisen schon genau bekannt. Ich habe aber den Eindruck, als wäre dies Ziel noch nicht ganz erreicht. Wir dürfen in dieser Hinsicht die Flinte nicht zu früh ins Korn werfen, und wenn auch manchmal über das Ziel hinausgeschossen wird, der Most wird schon noch zu Wein. Die Erkenntnisse lassen sich nur mühsam Schritt für Schritt erkämpfen. Dem Prähistoriker liegt es überhaupt seiner Schulung nach nicht, über Dinge zu reden, die an seinen Gegenständen nicht direkt zu sehen sind. Darum ist aber auch unsere Literatur nüchtern, sachlich, kalt und deshalb für Fernerstehende wenig einnehmend. Wie dürfte sich ein Prähistoriker erlauben, von heiligen Blumen, heiligen Tauben, vom heiligen Lebensbaum, vom heiligen Feuer, vom heiligen Beil und dergleichen zu reden, alles Dinge, die ihm verbotene Früchte sind, wenn sie auch in den vorgeschichtlichen Kulturen sicherlich ähnliche Bedeutung hatten. Es sind aber gang und gäbe Bestandteile der klassischen Archäologie, welche von der sicheren Warte ihrer schriftlichen Beweismittel herab auf die ärmliche, hart arbeitende Schwester schauen kann. Die ist aber nichtsdestoweniger des Glaubens, daß ihre rastlose Arbeit, nicht zuletzt an den Grabhügeln, ihr dereinst eine ebenso angesehene Stellung schaffen wird, wie sie die alteingesessenen Wissenszweige besitzen. Nur Zeit, nur Zeit.

[1] Der Bayerische Vorgeschichtsfreund Heft 7, 1927/28, S. 3.

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Siedelungen auf dem Goldberg bei Nördlingen

von Dr. Gerhard Bersu

Zweitem Direktor der Römisch-Germanischen Kommission des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches, Frankfurt a. M.

Lange Zeit hindurch hat sich unser Wissen von der Vorzeit Deutschlands im wesentlichen auf den Funden aus Gräbern aufgebaut. Die Bestattungen lieferten mit den reichen Beigaben, welche die Toten zu allen Zeiten mitbekommen haben, ein unerschöpfliches Material, das mit verhältnismäßig einfachen Mitteln dem Boden zu entnehmen war und das in den Augen der Öffentlichkeit eine Ausgrabung lohnte. Die Gliederung der seit der jüngeren Steinzeit in Deutschland einheimischen Kulturen, die Einsicht in ihre Verbreitung und in ihre Abfolge ist auf die Erkenntnisse gegründet, die diese Grabbeigaben gewinnen ließen. Aber es kann nicht verkannt werden, daß bei dem Mangel jeglicher schriftlichen Überlieferung aus den einzelnen Gegenständen doch nur verhältnismäßig wenig für die Kulturgeschichte der Vorzeit herausgelesen werden kann. In dem Maße nun, in dem die Vorgeschichtsforschung immer mehr den Anschluß an die Geschichte suchte, ergab sich steigend die Notwendigkeit, das bisher gewonnene Bild durch Kenntnis vom Leben der Vorzeitmenschen zu erweitern und auch die bisher im wesentlichen aus Geräten und Waffen erschlossenen Ergebnisse auf ihre Zuverlässigkeit hin zu überprüfen. Es zeigte sich, daß die Ausgrabung der Siedelungsreste, die an vielen Orten und aus den verschiedensten Zeiten bekannt sind, noch neue und wesentliche Aufschlüsse für die Kenntnis der Vorzeit erbringen kann. Lange hatten auch diese Ausgrabungen nur neue Einzelfunde geliefert. Diese hatten zwar die aus den Grabbeigaben gewonnenen Ansichten nach mancher Richtung modifiziert, aber das gesuchte neue Material zur Vervollständigung unserer Kenntnisse wurde erst gewonnen, nachdem die Ausgrabungsmethode so weit durchgebildet worden war, daß es ge-

Digitized by Google

lang, bei günstigen Bodenverhältnissen die Grundrisse von längst vergangenen Holzbauten dem Boden abzugewinnen. Es ist das große Verdienst von Carl Schuchhardt, die hierfür notwendige Methode entwickelt zu haben. Zwar bietet der Grundriß eines Baues zunächst auch nur wenig, da die aufrecht stehenden Teile der Holzbauten sämtlich zerstört sind. Aber die Standspuren der Wände und der tragenden Teile der Holzkonstruktion gestatten doch, vielerlei Schlüsse über den Aufbau des Hauses ziehen. Kennt man aber Wohninventar und Bauten einer Bevölkerung, so weiß man natürlich viel mehr über sie zu sagen, als wenn man nur ihre Gräber, Grabbeigaben und Begräbnisriten kennt. So wurden hier und dort dem Boden Grundrisse von Häusern abgewonnen, die zeigten, daß die romantisch primitiven Ansichten über die Kultur der vorgeschichtlichen Bewohner Deutschlands nicht zutreffen. Wenn heute die Öffentlichkeit sich das Leben während der Vorzeit immer noch außerordentlich primitiv vorstellt, so liegt das im wesentlichen daran, daß eben viel zu wenig in den Siedelungen gegraben und viel zu wenig über die Bauten der Vorzeit bekannt geworden ist. Die Schuld hieran liegt weniger bei den Vorgeschichtsforschern als in den unglücklichen Zeitverhältnissen; das Ausgraben von Siedelungen ist außerordentlich mühsam und verhältnismäßig recht teuer, wenngleich die Summen, die hierfür benötigt werden, immer noch sehr bescheiden sind im Vergleich zu denen, welche andere wissenschaftliche Unternehmungen erfordern. Eine weitere Schwierigkeit, Siedelungen auszugraben, besteht darin, daß wir bei gewissen Bodenverhältnissen aus der Kulturschicht, die sich an jedem besiedelten Platz gebildet hat, wohl Reste der Hinterlassenschaft der Bewohner zu finden vermögen, nicht aber mit unserer jetzigen Ausgrabungstechnik auch die Wohnbauten ihren Formen und Umrissen nach festlegen können. So scheitern heute noch derartige Versuche häufig an der Ungunst des Bodens, und es bedarf erst einer Probegrabung an jedem dieser Siedelungsplätze, um festzustellen, ob eine Ausgrabung, die Hausgrundrisse bringen soll, überhaupt lohnend ist. So kommt es, daß wir aus einer ganzen Reihe von Perioden der Vorzeit und von vielen Kulturen überhaupt noch keine Kenntnis vom Wohnbau haben, daß wir also gar nicht wissen, wie diese Leute gelebt haben. Ist es wirklich einmal gelungen, an einem Platze einen einzelnen Grundriß

Digitized by Google

festzustellen, so ist es aus Mangel an Mitteln meist dabei geblieben. Die so gewonnenen Ergebnisse sind für die Wissenschaft noch nicht recht verwertbar, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß viel Material dazu gehört, um das wirklich Charakteristische des Wohnbaus einer bestimmten Kultur erkennen zu können.

Verhältnismäßig lange bekannt sind jene Wohnbauten, die im Moor errichtet waren (die sogenannten Pfahlbauten), weil sich im feuchten Sumpfboden das Holz erhalten hat und die Hausreste mit einfachen Mitteln, durch Abräumen von überdeckenden Moorschichten, freizulegen sind. Aber auch dieses Material hat für die Wissenschaft nur bedingten Wert, da die besonderen Verhältnisse, welche die Errichtung von Häusern im Sumpfboden veranlaßten, zu bestimmter Konstruktion der Gebäude und zur Entwicklung von Grundrissen geführt haben, die eben nur unter diesen besonderen Verhältnissen angewendet worden sind.

Aus Süddeutschland besitzen wir bisher nur eine einzige Grabung, bei der planmäßig der Versuch gemacht worden ist, nicht nur einzelne Häuser, sondern den Umriß einer ganzen Landsiedelung festzustellen. Diese Unternehmung ist seit 1911 im Gange, und im Laufe vieler Grabungskampagnen sind bis heute drei Fünftel der ganzen Anlage aufgedeckt worden. Es handelt sich um die Siedelung auf dem Goldberge bei Nördlingen im württembergischen Oberamt Neresheim[1]. Die Grabungen sind nur möglich geworden durch die Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, da die zuständige Landesbehörde, das Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart, bei den bescheidenen hierfür in Deutschland zur Verfügung stehenden Geldmitteln allein nicht in der Lage ist, das Unternehmen durchzuführen. Gerade der Goldberg wurde zur Untersuchung deswegen gewählt, weil hier außerordentlich günstige Bodenverhältnisse vorliegen, die das Erkennen der Holzspuren im Boden sehr gut gestatten, ferner weil hier mit verhältnismäßig billigen Arbeitskräften gearbeitet werden kann und weil die Kulturschicht, die den gewachsenen Boden überdeckt, nirgends stärker als 80 cm ist. Zur Ausgrabung einer solchen Siedelung

[1] Abb. 1 gibt einen Plan des Goldberges; die bisher untersuchten Teile sind schraffiert.

Digitized by Google

ist es nämlich notwendig, überall bis zum gewachsenen Boden hinabzugraben, da nur im gewachsenen Boden die Standspuren der Pfosten und Balken noch festzustellen sind, welche die tragenden Teile der Häuser bildeten. Es muß also die ganze Fläche der Anlage freigelegt werden. Bei einer Überdeckung aber, die stärker ist als 1 m, steigen die Kosten ins Unerschwingliche. Bestimmend für die Auswahl des Goldbergs war weiter aber auch der Umstand, daß es sich hier um eine an drei Seiten von Steilhängen begrenzte Wohnfläche handelt, die auf der vierten Seite durch eine künstliche Befestigung geschützt war. Infolgedessen ist der für die Besiedelung zur Verfügung stehende Raum beschränkt, und die Aufdeckung der ganzen Anlage erfordert nicht so viel Mittel wie etwa die Aufdeckung einer in der Ebene liegenden Siedelung, wo die einzelnen Häuser weit auseinander zu liegen pflegen; bei begrenztem Raum läßt sich auch am ehesten erwarten, in der Verteilung der Bauten eine etwa vorliegende bewußte Planung (zum Beispiel der Straßen) zu erkennen. Ein letzter Grund zur Entscheidung für den Goldberg war endlich dadurch gegeben, daß der Berg in den verschiedensten Zeiten der Vorgeschichte besiedelt worden ist und die Besiedelungsreste aus den einzelnen Perioden sich gegenseitig nicht so gestört haben, daß es unmöglich geworden wäre, sie, wenn auch in sehr mühsamer Arbeit, voneinander zu unterscheiden. Wir erfüllen also bei einer Grabung an dieser Stelle die Aufgabe, den Grundriß geschlossener Siedelungen und einzelner Bauten dem Boden abzugewinnen, nicht nur für eine, sondern gleichzeitig für mehrere Kulturen. Dabei können wir die zeitliche Abfolge der einzelnen Siedelungen an den überall vorkommenden Überschneidungen feststellen.

Auf dem beigegebenen Plane (Abb. 1) hebt sich die ebene Oberfläche des Berges, die den alten Siedelungen Raum gab, gegen die Steilhänge im Norden, Osten und Süden deutlich ab, und auch der flache Hang, der auf die Hochfläche von Westen her heraufführt und der, wie die Ausgrabungen zeigten, in alter Zeit immer durch Gräben und dahinter aufgebaute Mauern verteidigt gewesen ist, ist gut zu erkennen. Es sind hier bis jetzt mehr als 16000 qm der Oberfläche des Berges durchforscht worden. Das Ergebnis der durch Versuchsgrabungen sorgfältig vorbereiteten Ausgrabung ist bisher kurz folgendes:

Digitized by Google

Bald nach 3000 vor Christus siedelte auf dem Berg zuerst ein wohl der indogermanischen Völkerfamilie zugehöriges Volk, das aus Mitteldeutschland eingewandert war und das nach einem großen Begräbnisplatze dieser Kultur, der vor längerer Zeit bei Rössen im Kreise Merseburg aufgedeckt worden ist, 'Volk der Rössener Kultur' genannt wird. Soweit sich jetzt übersehen läßt, war diese Siedelung verhältnismäßig klein; nur im mittleren Teil der Bergfläche standen etwa zwanzig Häuser. Es handelt sich hierbei um große Holzhäuser mit rechteckigem Grundriß von etwa 12 m Seitenlänge und bis zu 6 m Breite. Wie die Verteilung der Pfosten im Boden und eine stets sich findende Mittelreihe von Pfosten zeigt, waren es Giebelhäuser, die alle in gleicher Orientierung mit ihrer Schmalseite gegen die Hauptwindrichtung, gegen Nordwesten, gestellt waren. Die Häuser hatten Wände aus Spaltholz mit dickem Lehmverputz, der häufig von einem weißen Kalkanstrich bedeckt war. Auch Reste plastischer Verzierungen, die an diesem Verputz angebracht waren, haben sich gefunden. Wahrscheinlich trugen die Häuser auch einen hörnerartigen Giebelschmuck. Der Innenraum war durch weitere Pfostenstellungen in verschiedene Räume aufgeteilt. Es handelt sich hier also nicht um einräumige Bauten, sondern um die differenzierte Form des mehrräumigen Hauses, die bereits eine lange Entwicklung hinter sich hat und deren frühere Stadien noch zu suchen sind. Der Herd liegt nicht in der Mitte, sondern im hinteren Teil des Hauses gegen eine Seitenwand zu. Über die Verteilung der Häuser innerhalb der Siedelung läßt sich nach dem bisher vorliegenden Plan noch nichts Genaues sagen. Allem Anschein nach sind sie ziemlich regelmäßig in Reihen angeordnet. Aus der Anordnung und den Größenverhältnissen ergeben sich noch keine weiteren Schlüsse auf die soziale Struktur der offenbar dorfartigen Siedelung. Funde von Getreideresten stellen die Tatsache sicher, daß diese ersten Bewohner des Goldberges einem ackerbautreibenden Volke angehörten. Die in Siedelungen sich stets findenden Tierknochen werden uns nach ihrer Untersuchung auch Kenntnis über die Haustierrassen der Bewohner geben. Die Siedelung ist durch Feuer zugrunde gegangen. Ob dies durch einen Unglücksfall oder durch kriegerische Ereignisse geschah, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls ist sicher, daß sie nach dem Brande nicht wieder aufgebaut worden

Digitized by Google

ist und daß bald nach ihrem Untergang ein neues Volk mit anderer Kultur den Goldberg besiedelte.

Die Bewohner der zweiten Siedelung gehören ebenfalls einer steinzeitlichen Bevölkerung an, deren Kultur nach dem besonders typischen Fundplatz, der Höhenfestung auf dem Michelsberg bei

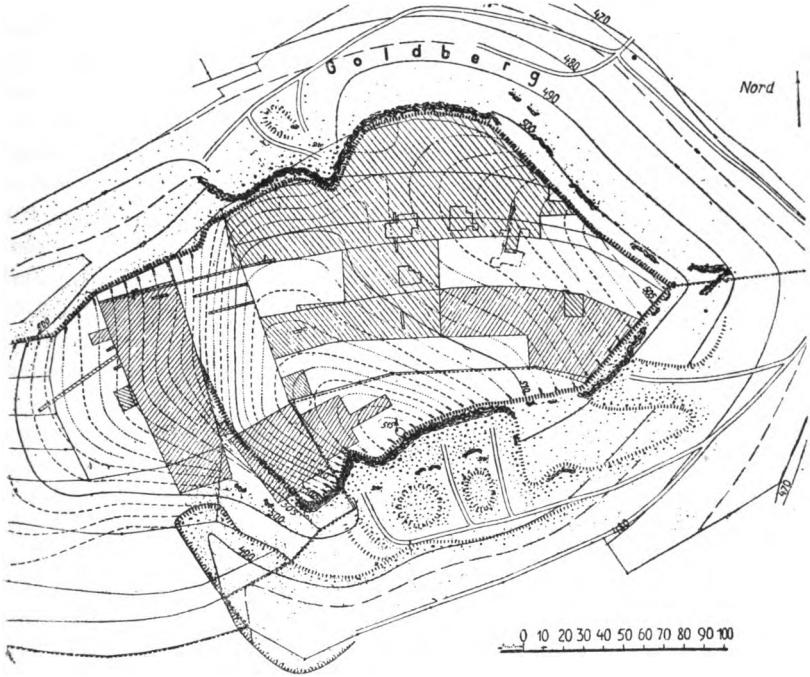


Abb. 1. Der Goldberg bei Nördlingen

Untergrombach in Nordbaden, 'Michelsberger Kultur' genannt wird. Die frühere Bezeichnung 'Pfahlbauten-Kulturkreis' ist abzulehnen, da Pfahlbauten zu allen Zeiten errichtet worden sind und es keine Besonderheit darstellt, wenn die Michelsberger am Bodensee und Rhein in Pfahlbauten wohnten. Diese Bevölkerung hat ihre Wurzeln in Westeuropa. Die Häuser der zweiten Siedelung sind ebenfalls rechteckige Pfostenhäuser, doch sind sie ein-

Digitized by Google

räumig und wesentlich kleiner als die vorigen. Sie sind anders orientiert als die Rössener Bauten und folgen in ihrer Hauptachse den Himmelsrichtungen Nord-Süd. Auch hier muß noch der weitere Verlauf der Grabungen und die vollständige Freilegung der Hochfläche abgewartet werden, ehe sich in bezug auf die soziale Ordnung der Siedelung und die Verteilung der Bauten im einzelnen Genaueres sagen läßt. Auch diese Siedelung fand ihren Untergang durch Feuer, und der Berg scheint darauf einige Zeit unbewohnt gewesen zu sein. Erst gegen das Ende der Steinzeit wurde er wieder besiedelt und zwar von einem Volk, das dem 'Altheimer Kulturkreis' angehörte, der nach dem Fundplatz bei Altheim im Bezirksamt Landshut in Bayern seinen Namen trägt. Auf Grund von importierten Kupfergeräten, die aus dem Süden stammen und dort genau datiert werden können, läßt sich für diese Siedelung ein festerer Zeitansatz als für die vorhergehenden geben. Wir gehen nicht fehl, wenn wir ihren Beginn in die Zeit um 2200 vor Christus setzen. Von der Altheimer Siedelung gibt uns die Grabung schon ein recht klares Bild [1]. Ihre Häuser waren recht primitiv. Sie haben einen Fußboden, der in den gewachsenen Boden eingesenkt ist, sind durchweg einräumig und stellen entwicklungsgeschichtlich einen erheblichen Rückschritt gegenüber den großen Rössener Häusern dar. Die größten der bisher aufgedeckten Häuser, die meist einen quadratischen Grundriß haben, messen 5×6 m. Im Aufbau zeigen sie im einzelnen vielerlei Unterschiede, und gerade bei diesen Häusern wird deutlich, wieviel Material dazu gehört, um das Charakteristische des Wohnbaus einer bestimmten Kultur zu erkennen. Wände und Dach werden von dünnen Pfosten getragen. Eine besonders betonte Hauptachse fehlt; wir schließen daraus, daß die Stangen, die den leichten Wänden nach oben den Halt gaben, kuppelförmig zusammengebunden waren. Einige der Häuser hatten dick mit Lehm verschmierte Wände. Sonst scheint das leichte Holzgerüst, welches das Haus aufbaut, zumeist mit Fellen bespannt gewesen zu sein. In der Mitte der größeren Häuser liegt oft eine flache Mulde, bisweilen auch ein kreisrunder bis 3,50 m tiefer Keller. Nicht in der Mitte, sondern stets etwas seitlich liegt

[1] Siehe hierzu in Abb. 2 den Plan der bis 1927 freigelegten Fläche, die in Abb. 1 mit von Nordwesten nach Südosten verlaufender Schraffierung gekennzeichnet ist.

Digitized by Google

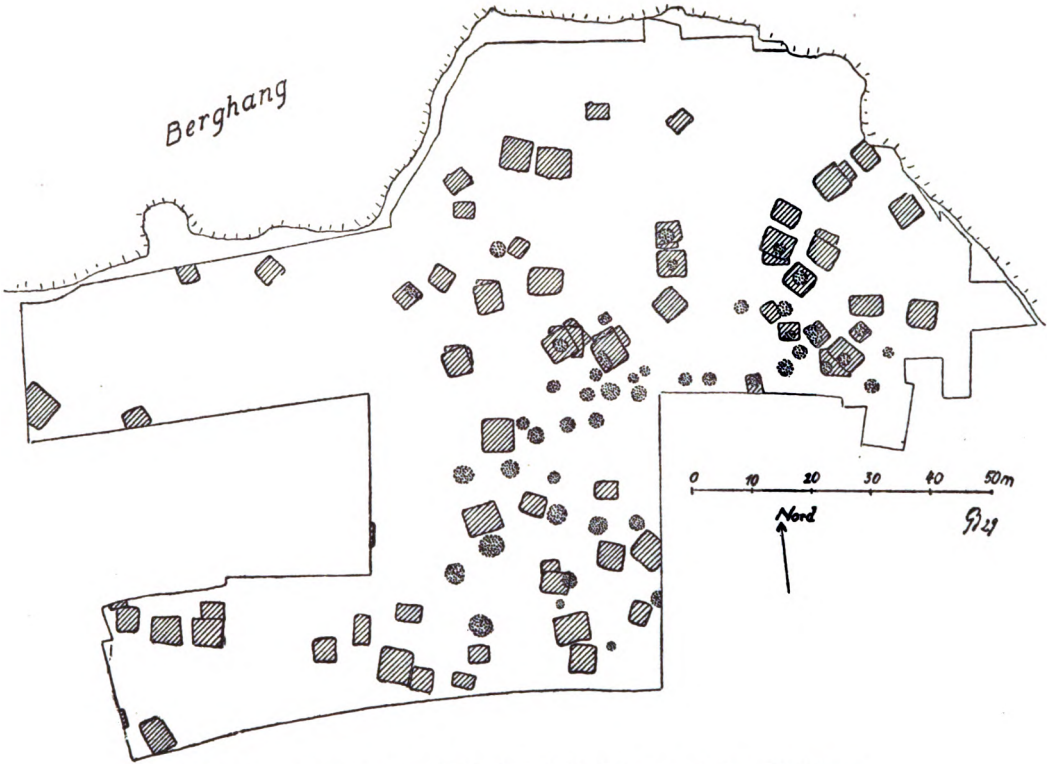


Abb. 2. Ausschnitt aus der 'Altheimer' Siedelung auf dem **Goldberge**

Digitized by Google

die Herdstelle. Der geringe Größenunterschied der Häuser läßt deutlich erkennen, daß wir es hier mit einer Siedelung sozial Gleichstehender zu tun haben. Irgendein durch besondere Größe hervorgehobenes Häuptlingshaus fehlt bisher. Die aufmerksame Betrachtung des Planes Abb. 2 zeigt ferner, daß die Häuser in kreisartigen Gruppen angeordnet sind. Die Wohnverhältnisse heute noch lebender primitiver Völker berechtigen uns zu der Annahme, daß jede dieser Gruppen von einer Sippe bewohnt gewesen ist. Hätten wir nur eine solche kreisförmige Anlage, so könnten wir von einem Dorf sprechen, da wir aber mehrere haben, so ist für diese Siedelung der Begriff 'Stadt' anwendbar. Wir haben damit hier auf dem Goldberg zum ersten Mal in der Vorgeschichte eine stadtartige Siedelung freilegen können. Das Fundmaterial, das vielerlei Beimengungen aus anderen als dem 'Altheimer' Kulturkreise zeigt, macht deutlich, daß wir offenbar ein Handelszentrum vor uns haben, und diese Erkenntnis eröffnet wieder weitgehende Perspektiven in die Kulturgeschichte der Vorzeit. Außer den Häusern wurden merkwürdige tiefe kreisrunde Gruben gefunden, die auf dem Plan punktiert gezeichnet sind. Allem Anscheine nach handelt es sich um Keller, in denen Vorräte aufbewahrt wurden. Einige dieser Gruben sind aber sicher auch Wasserlöcher oder Zisternen gewesen, aus denen sich die Bewohner mit Wasser versorgten, wenn ihnen der Zutritt zu dem in der Nähe des Goldberges vorbeifließenden Goldbache versagt war. Höchst seltsamerweise finden sich in den Gruben auch häufig Reste menschlicher Skelette und zwar meist Schädelstücke von Kindern, doch auch zerschlagene Röhrenknochen; manchmal zeigen die Knochen auch Brandspuren. Ob es sich hierbei um Reste kannibalischer Mahlzeiten oder um Überbleibsel von Kulthandlungen und Zaubereien handelt, ist heute nicht mehr sicher zu unterscheiden. Sicher ist nur, daß nicht alle Gruben gleichzeitig geöffnet waren, sondern zum Teil während der Besiedelung absichtlich zugefüllt worden sind. Diese Siedelung ist nicht durch Feuer zugrunde gegangen, sondern verlassen worden, und der Goldberg lag dann bis um die Zeit zwischen 800 und 500 vor Christus unbesiedelt da.

In der Zeit, in der die Besiedelung Südwestdeutschlands die größte Zunahme erfuhr, wurden sowohl die Ebenen des Voralpenlandes als auch die Höhen der Alb und das Neckarland von einer Bevölkerung bewohnt, die zur Gruppe der 'Illyrer' gehörte, inner-

Digitized by Google

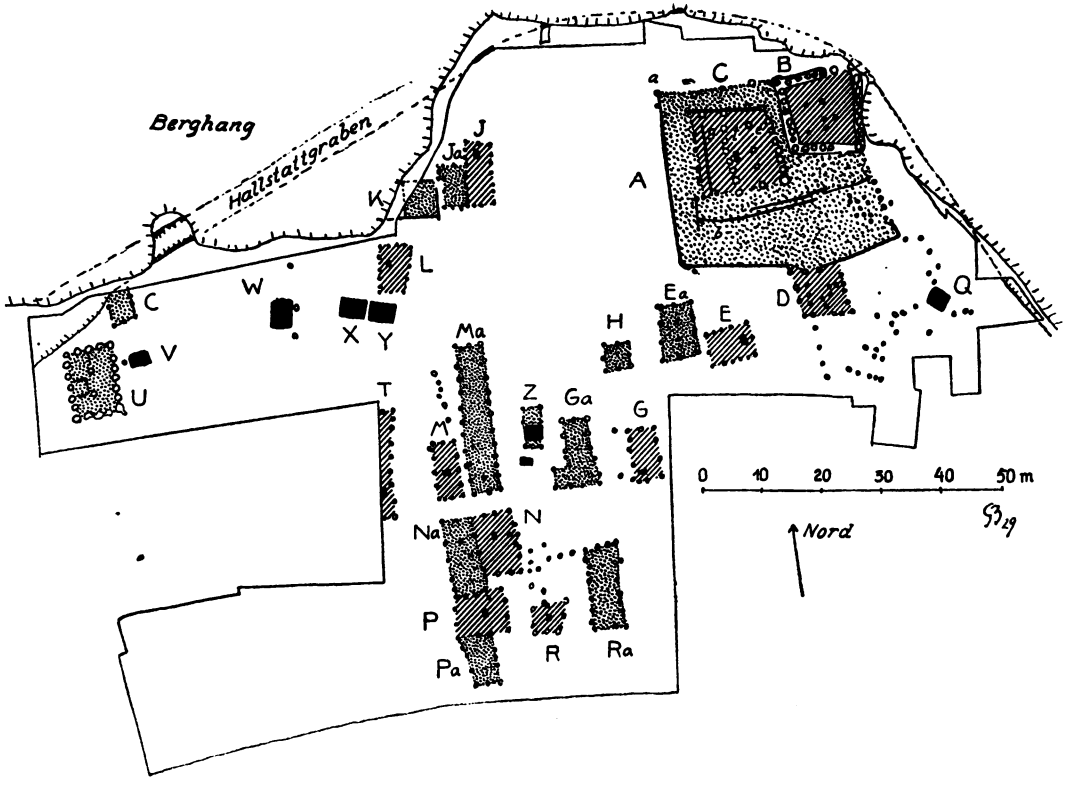


Abb. 3. Ausschnitt aus der 'Hallstatt'-Siedelung auf dem Goldberge

Digitized by Google

halb dieser aber mit einem Stammnamen nicht näher identifiziert werden kann. Es ist üblich, diesen Kulturkreis nach dem Fundort Hallstatt am Hallstatter See in Oberösterreich farblos als den der 'Hallstattkultur' zu bezeichnen. In die Blütezeit dieser Kultur (Hallstatt C und D) gehört die nächste Siedelung auf dem Goldberg. Sie hat, wie ein Blick auf den Plan Abb. 3 zeigt, einen völlig anderen Charakter[1]. Der Umriß der Bauten, die im wesentlichen in Pfostentechnik aufgeführt waren, ist durch die Pfostenlöcher gegeben. Wir können hier zwischen Wohnbauten und unbewohnten Bauten unterscheiden; nur die Wohnbauten bergen Herdstellen in ihrem Innern. Außer dem Pfostenbau kommt auch Blockbautechnik vor, bei der die Balken in Fundamentrinnen gelegt wurden. Neben den Pfosten- und Blockhäusern finden sich ferner kleine rechteckige Grubenhäuser. Im Plan sind die in alter Zeit sicher überdachten Teile der Bauten mit Strichelung oder Punktierung bedeckt, so daß der Umriß der Bauten deutlich erkennbar wird. Die Verteilung der Bauten sowie ihre verschiedene Größe lassen sofort die Eigenart der Siedelung erkennen; besonders auffallend hebt sich am Nordostrand des Berges, der durch die hohen Steilabstürze der Felsen am meisten gesichert ist, ein großer Gebäudekomplex heraus. Er wurde gegen die übrige Siedelung durch eine Umzäunung a abgegrenzt, die einen Umfang von 38 × 30 m hat. In die Umzäunung führt ein monumental angelegtes quadratisches Torgebäude D von 9 × 9 m mit wohl dreischiffiger Innenteilung. An diese schließt eine weitere Einzäunung b an. In der Hauptumzäunung liegen zwei große Gebäude C und B. Der Ostbau B ist ungefähr quadratisch und hat 14 m Seitenlänge. Die Wände waren in eine zum Teil in den Fels gehauene Rinne in Blocktechnik verlegt; das Dach trugen mächtige aneinandergestellte Pfosten, die an der Innenseite der Blockwand aufragten. Dieser Ostbau enthielt keine Herdstelle. Der westlich neben ihm stehende Bau C ist ebenfalls in der Idee quadratisch und hat 15 m Seitenlänge. Zwei Pfostenreihen teilen den Raum in zwei gleich breite Schiffe f und e, und eine in einer Fundamentrinne verlegte Blockwand schließt nach Westen hin ein drittes Schiff g ab. In der Mitte des Hauses liegt die aus großen Steinen aufgebaute Herdstelle. Vor der Westwand hat offenbar noch eine

[1] Der Plan gibt die gleiche Teilfläche wie Abb. 2.

Digitized by Google

Pfeilerhalle gelegen. Daß es sich um hochragende und überaus feste Bauten gehandelt hat, zeigen die Pfostenlöcher, die als 1,50 m tiefe Gruben zum Teil mühsam in den Fels eingearbeitet sind. Ihre Größe ist für normale konstruktive Notwendigkeiten im Verhältnis zu den Ausmaßen des Baues durchaus ungewöhnlich. Die Gebäude sind entweder besonders hoch oder aus unbekannten Gründen ganz besonders fest gebaut gewesen. Während dieser Bau C sicher ein Wohngebäude gewesen ist, ist die Deutung für den Bau B schwer zu geben. Mangels jeglicher Parallelen muß die Frage noch offen bleiben, ob es sich hier etwa um ein Kultgebäude oder ein Versammlungshaus gehandelt hat. Gegen die sonst naheliegende Deutung als Vorratsgebäude spricht die sorgfältige, überaus feste Bauweise und die bevorzugte Lage. Dieser ganze durch Punktierung hervorgehobene Gebäudekomplex A fällt durch seine Größe, Lage und besondere Einschließung gegenüber den anderen Hallstattbauten auf. Seine Maße berechtigen uns dazu, in ihm die Wohnung des Herrschers der Burg zu sehen und ihn als Fürstenpalast zu bezeichnen.

Ein anderes ähnlich festes Gebäude U wurde 1927 am Nordwestrand des Berges gefunden. Es scheint mit der Befestigung der Siedelung zusammenzugehören, denn es steht auf der Innenseite eines Hallstattgrabens an der Stelle, wo der Graben vom westlichen Flachhang in den nördlichen Steilhang übergeht und eine für die Verteidigung der Hochfläche besonders wichtige Stelle sich befindet. Möglicherweise handelt es sich um ein turmartiges Gebäude, das den Nordwestzugang zur Hochfläche deckte.

Die übrigen Hallstattbauten sind nach Ausweis der Pfostenlöcher wesentlich leichter gebaut. Als Vorratsgebäude sind H und K zu deuten. Die übrigbleibenden größeren Bauten gliedern sich in solche, die eine Herdstelle haben, also Wohnhäuser sind, und solche, denen die Herdstelle fehlt. Bei E, G, J, M, N, P und R gehört zu jedem Wohnhaus ein solches großes Nebengebäude Ea, Ga, Ja, Ma, Na, Pa und Ra. Sie sind sämtlich einräumig ohne Mittelteilung (mit Ausnahme von Ea). Die charakteristische Färbung des Bodens läßt den Schluß zu, daß es sich bei den Nebengebäuden um Ställe handelt. Diese Bauten sind demnach als Gehöfte zu deuten. Die Achsen des Palastes und der Häuser sind gleich orientiert. Daraus ergibt sich die Zugehörigkeit zu einer großen, bewußt geplanten Anlage. Ferner noch vor-

Digitized by Google

kommende einräumige kleine Grubenhäuser Q, V, W, X, Y und Z haben in ihrer Füllung stets Webgewichte geliefert. Einmal fand sich sogar zu den Webgewichten das Schiffchen aus Knochen für den Schußfaden des Webstuhles. Sie sind als Webhäuser zu deuten. Sie sind in den Boden eingesenkt, um dem Hausinnern jene feuchte Luft zu liefern, die zum Weben notwendig ist.

Wir haben also auf der Hochfläche des Goldberges eine besonders hervorgehobene Dynastenwohnung, einzelne Vorratshäuser, Webhäuser und bisher sieben Gehöfte. Zum ersten Mal erhalten wir dort einen Einblick in die Wohnverhältnisse der Menschen dieser Zeit und in die soziale Struktur der Bevölkerung. Der Goldberg war die Burg eines kleinen Fürsten, der mit selbständigen, in Gehöften wohnenden Gefolgsleuten auf der Hochfläche siedelte. Wenn wir nun bedenken, daß uns in der Ebene des Rieses in der Umgegend des Goldberges eine ganze Anzahl unbefestigter offener Hallstattsiedelungen der gleichen Zeit bekannt sind und daß andererseits auf dem nahegelegenen alles überragenden mächtigen Bergkegel des Ipf mit seinen großen Befestigungsanlagen nach Ausweis der Funde ebenfalls Hallstatt C-Leute gesessen haben, so bekommen wir damit auch zum ersten Mal einen Begriff von der politischen Gliederung der Hallstattbevölkerung Südwestdeutschlands. Die großen Anlagen auf hohen Bergen wie dem Ipf sind offenbar die Königsburgen gewesen, zu denen eine Reihe kleinerer Fürstenburgen wie die auf dem Goldberg gehören, von denen wieder Gehöfte und vielleicht auch offene Einzelsiedelungen abhängen. Die durch mächtige Gräben und Holzerdemauern befestigte Siedelung auf dem Goldberg ist durch Feuer zugrunde gegangen. Es bleibt noch ungeklärt, ob es sich hierbei um Feindseligkeiten der einzelnen, wohl als Stammesorganisation zu bezeichnenden Gruppen und Gaue untereinander oder um Kämpfe mit den gegen das Ende der Epoche in diese Gegenden eindringenden Kelten handelt.

Ein günstiges Geschick läßt uns nun auf dem Goldberg noch einen weiteren Siedelungstyp erkennen. In der keltischen Zeit nämlich, im 3. Jahrhundert vor Christus, ist der Berg wieder besiedelt und sein Rand befestigt worden. Aus dieser Zeit haben wir bisher nur ganz wenige Häuser gefunden, in der bis 1927 aufgedeckten Fläche nur zwei, die offenbar zu einem Gehöft gehörten. Es sind auch wieder rechteckige Häuser in Pfostentechnik, aber klein und ärmlich im Verhältnis zu den Halbstatt-

Digitized by Google

bauten. Dagegen finden sich verstreut auf der ganzen Hochfläche keltische Scherben. Es haben sich also in der keltischen Zeit viele Bewohner auf dem Berg aufgehalten, aber keine festen Bauten aufgeführt. 1928 haben wir nun auch einen tiefen Graben mit dazugehöriger Holzerdemauer gefunden. Die Mühe und der Aufwand, welche die Herstellung dieser starken Befestigung machte, ist im Verhältnis zur Zahl der ständig in festen Bauten auf dem Berg wohnenden Leute viel zu groß. Die wenigen Siedler, die wir als dauernde Bewohner des Goldberges aus den wenigen Häusern der keltischen Zeit erschließen müssen, hätten auch in jahrelanger Arbeit nie eine solche Befestigung ausführen können. Es ergibt sich hieraus zwingend der Schluß, daß der Goldberg in keltischer Zeit eine Fluchtburg gewesen ist, in der ständig nur wenige Leute lebten, um das Befestigungswerk instand zu halten, und in die in Fällen der Not die Bewohner der umliegenden offenen Dörfer zusammenströmten.

In römischer und nachrömischer Zeit wie im Mittelalter ist der Berg unbesiedelt geblieben. Der fruchtbare Kulturboden gibt heute reichen Feldertrag. Die Ackerbestellung hat die Schutthaufen der Bauten völlig eingeebnet, und nichts außer den Funden verrät äußerlich die lange Geschichte seiner Besiedelung. Auf viele für die Vorgeschichte Südwestdeutschlands wichtige Einzelheiten, die das reiche Fundmaterial erbracht hat, kann hier nicht eingegangen werden. Es kam lediglich darauf an, zu zeigen, wieviel Material uns der Boden bei Ausgrabungen noch liefern kann und welche großen Aufgaben die Vorgeschichtsforschung noch vor sich hat, ehe wir ein klares Bild von der Vergangenheit des deutschen Bodens gewinnen können. Jedenfalls zeigen solche Siedelungsgrabungen und insbesondere die Ausgrabung des Goldbergs mit den geschilderten ganz neuartigen Ergebnissen schon in ihrem jetzigen unvollendeten Zustand, daß mit ihrer Hilfe ein wesentlich lebensvolleres Bild der Kultur aus Zeiten ohne schriftliche Überlieferung zu gewinnen ist, als es die Grabfunde gestatten. Nicht nur im klassischen Süden, sondern auch in der bisher vernachlässigten Heimat findet die Bodenforschung dankbare Aufgaben, und wesentliche Fortschritte der Urgeschichtsforschung sind beim heutigen Stande der Prähistorie durch Ausgrabungen von Siedelungen möglich.

Digitized by Google

Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch

von Dr. Albert Kiekebusch
Direktor der Vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums in Berlin

Mit Tafel 27 und 28

Die Ausgrabungen bei Buch (1910/14) ist eine der umfangreichsten Untersuchungen, die auf dem Boden unseres deutschen Landes jemals vorgenommen wurde und ganz ohne Frage die bei weitem umfangreichste Ausgrabung eines vorgeschichtlichen Wohnplatzes auf norddeutschem Gebiete. In Süddeutschland lassen sich nur die Ausgrabung des Steinzeitdorfes Groß-Gartach, die Arbeiten des Tübinger Instituts im Federseemoor und die Untersuchungen auf dem Goldberge mit ihr vergleichen. Die Vorbedingungen für die Durchführung so ausgedehnter Forschungen waren teils günstig teils aber auch recht ungünstig. Das Gelände gehörte der Stadt Berlin, die auch das Märkische Museum unterhält. Das brachte viele Vorteile mit sich. Dem standen aber auch schwer ins Gewicht fallende Nachteile gegenüber. In kürzester Zeit sollten die zahlreichen Baugruben für die neue städtische Irrenanstalt ausgehoben werden. Ganze Arbeiterkolonnen waren mit Schaufeln und Kippwagen tätig. Die Bauarbeiten durften weder gestört noch aufgehalten werden. Fast noch schwerer aber wog die Tatsache, daß dem Museum für Ausgrabungen zunächst überhaupt keine nennenswerten Mittel zur Verfügung standen. Sie mußten durch besondere Bewilligungen erst herbeigeschafft werden.

Im Gegensatz zu den mir vielfach in Wort und Schrift entgegengehaltenen Äußerungen muß ich aber noch besonders feststellen, daß Buch zwar in mancher Hinsicht ein dankbarer Arbeitsplatz war, aus dem Rahmen aller anderen vorgeschichtlichen Siedlungen aber durchaus nicht etwa auffallend herausfällt. Vorher und nachher sind ganz ähnliche Wohnplätze aus der Urzeit, die zu ganz ähnlichen Beobachtungen geführt hätten, zerstört worden oder unbeachtet geblieben. Bei Buch wurde ein großer

Digitized by Google

Teil der vorgeschichtlichen Anlage gründlich untersucht, was bei vielen anderen nicht geschehen ist oder noch nicht möglich war.

Daß die Untersuchung zahlreich vorhandener ähnlicher Wohnplätze entweder überhaupt oder wenigstens bisher nicht ausführbar gewesen ist, liegt teils an der mangelhaften Beobachtung solcher Fundplätze teils aber auch an der Schwierigkeit der Arbeit, die nur von gut ausgebildeten Fachleuten vorgenommen werden kann, nur selten Paradefunde liefert und dazu auf jeden Fall sehr kostspielig ist.

Das Märkische Museum hat im Anschluß an Buch schon eine stattliche Reihe vorgeschichtlicher Siedlungen untersucht, und auch andere Museen haben die Arbeit in größerem Maßstabe aufgenommen. Ganz neue Aufgaben aber hat das systematische Aufsuchen und Erforschen der vorzeitlichen Wohnplätze der Vorgeschichtswissenschaft gestellt, das an die bei Buch gesammelten Erfahrungen anknüpft. Welche Fülle von Anregungen und neuer Erkenntnis von der Lösung dieser Aufgaben ausgeht, wird am besten ein Vergleich der bisherigen, auch der besten Inventarverzeichnisse mit den Ergebnissen der ganz neuerdings ins Werk gesetzten Landesaufnahme lehren, vorausgesetzt natürlich, daß diese Landesaufnahme nach Möglichkeit die bisher fast unbekannt gebliebenen vorgeschichtlichen Wohnstätten mit zu erfassen sucht. Geschieht das, dann werden wir auch für die sich an die höchsten Aufgaben der Vorgeschichtswissenschaft heranwagende Siedlungsarchäologie ganz andere Grundlagen gewinnen, als es bisher möglich gewesen ist. Dann erst können auch ethnologische Fragen mit mehr Aussicht auf Erfolg bearbeitet werden.

Wenn die Ausgrabungen bei Buch weit über den Platz und auch über die Provinz hinaus Bedeutung erlangt haben, so liegt das daran, daß sie sich die neuesten Errungenschaften der Ausgrabungstechnik, wie sie damals gerade am römischen Limes und dann besonders auch bei Haltern entwickelt worden war, zunutze machten, darüber hinaus aber eine Fülle neuer Beobachtungen ergaben, die für die Wohnstättenforschung von grundlegender Bedeutung werden mußten. Das Pfostenloch und die Methode, mit einem möglichst ausgedehnten, sorgfältig aufgedeckten Planum zu arbeiten, stammten aus der Römerforschung.

Digitized by Google

Die Herausarbeitung eines ganzen Grundrisses nach den untersten Balkenspuren, also in einem Zustande, in dem die Pfostenlöcher überhaupt noch nicht zu sehen sind, den Aufbau der Wände eines bronzezeitlichen Hauses, das Haus in seiner Eigenschaft als ein Gemisch von Block- und Pfostenbau, die Überkreuzung der Rundhölzer an den Ecken, die Festhalle im Verein mit einer Reihe von Einzelhütten, die Anlage des ganzen Dorfes, die großen Vorratsgefäße im Hauptraum, die Webstühle mit ihren in eine Grube herabhängenden Gewichten — das alles verdanken wir Buch selber, und auch das zahlreiche Auftreten von Knochengeräten in dieser Wohnstätte ist bezeichnend. Ersehen wir doch daraus, daß nicht nur die Wenden-[1] und die Steinzeit reich sind an Horn- und Knochengeräten. In Gräbern findet man diese wenig wertvollen Gegenstände selten; auch aus der Bronzezeit kannten wir sie in diesem Umfange allenfalls aus Pfahlbauten. Wir dürfen erwarten, daß wir sie in Wohnstätten überhaupt häufiger antreffen, als wir es früher geahnt haben, auch sogar in germanischen[2]. Überhaupt hat Buch das Kulturbild der Bronzezeit in erfreulichem Maße ergänzt, und das ist vielleicht sein schönster Erfolg.

Als ich bei Buch die Grundrisse von vier Häusern aufgedeckt hatte, hielt man mir von maßgebender Stelle aus entgegen, daß man nun doch wisse, an dieser Stelle habe ein bronzezeitliches Dorf gestanden, und so könne man sich zufrieden geben. Damit war zugleich ein von der Forschung bisher oft begangener Fehler gekennzeichnet: das bloße Betasten vorgeschichtlicher Fundstätten. Mir war aber vom ersten Augenblick an klar, daß sich am zwanzigsten oder dreißigsten Grundriß Beobachtungen ergeben könnten, die beim vierten und fünften noch nicht zu machen waren, und daß wir selber vielleicht beim fünfzigsten Grundriß Dinge sehen und herausschälen würden, an die wir beim zehnten bei der geringen Erfahrung in der Wohnstättenuntersuchung noch gar nicht denken konnten. So kam es denn auch.

[1] Vgl. R. Beltz ganz neuerdings in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Artikel Slawen.

[2] Bezeichnenderweise sind die einzigen Funde aus der nur noch in geringen Resten mitten in Großberlin erhaltenen germanischen Siedlung bei Neukölln neben zahlreichen Mäanderscherben ein halber Spinnwirtel und zwei Knochenpfrieme, von denen einer durchbohrt ist. Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 44, 1913, S. 92 ff.

Digitized by Google

Pfostenlöcher und Pfostenreihen, Herd- und Abfallgruben waren schon beim Grundriß 1 deutlich zu erkennen. Lehmbewurf wurde zum ersten Male bei den Grundrissen 4 und 5 beobachtet. Das erste Vorratsgefäß erschien im Hause beim Grundriß 30. Die dunklen Streifen als letzte Spuren der Wände wurden beim Grundriß 87 zum ersten Male herausgearbeitet und dann gleich wieder bei 88, 89 und 93. Bei 88 lagen zum ersten Male auch die Reste dreier Wände fast noch im Zusammenhange nebeneinander; hier erst konnten die ersten Schlüsse auf die Form des Daches gezogen werden. Seitdem ist das Satteldach zur Gewißheit geworden. Die Kreuzung der Rundhölzer an den Ecken lag erst beim Grundriß 93 klar vor aller Augen, und die große Halle mit acht dazu gehörigen Hütten umfaßt die Grundrisse 23 bis 34. Alle die Beobachtungen wären nicht gemacht worden, hätte man sich mit der Aufdeckung von wenigen Hausgrundrissen begnügt.

Nach dieser Fülle der Beobachtungen konnte mit Fug und Recht eine Rekonstruktion des Bucher Hauses gewagt werden[1], eine Rekonstruktion, die bisher noch von keiner Seite angefochten oder auch nur in Zweifel gezogen worden ist. Im Gegenteil gehen viele Rekonstruktionen, soweit sie auf wirklicher Beobachtung beruhen, auf die Bucher Rekonstruktion zurück[2].

Der Fundplatz und seine Umgebung. Schon heute (1929) wird man kaum noch auf einen Fundbericht stoßen, der nicht auch die Natur des Fundplatzes und seiner Umgebung berücksichtigt, und selbst Forscher, die von einer engen Verknüpfung der Archäologie mit der Geologie nicht viel wissen wollen und sich in der Erdgeschichte nicht gerade heimisch fühlen, geben sich größte Mühe, die erdgeschichtlichen Grundlagen ihres Fundortes mit mehr oder weniger Glück zu erörtern. Vor zwanzig Jahren haben die allermeisten an derartige Dinge kaum gedacht. Nur in Süddeutschland war man auf die Bedeutung des Lösses für die vorzeitliche Besiedlung schon früh-

[1] Vgl. A. Kiekebusch, Versuch einer Rekonstruktion des Bucher Hauses, Zeitschrift für Ethnologie 45, 1913, S. 400 ff.

[2] Bestes Beispiel dafür die Wiederherstellung eines Hauses von Mertschütz in Schlesien (Modelle in den Museen in Breslau und Ratibor. Abgebildet bei Fr. Geschwendt, Wandern und Zeichnen I [Breslau, Ferd. Hirt, 1924] Taf. 10).

Digitized by Google

zeitig aufmerksam geworden[1]. Die Feststellung, daß Burgwälle häufig von Sumpf umgeben waren, darf man wohl kaum als besonders fruchtbare Erkenntnis buchen. Bei der Anlage von Gräberfeldern oder einzelnen Grabhügeln spielt der Untergrund ja auch eine ganz untergeordnete Rolle. Wie heute hat man schon im Mittelalter und in der Urzeit darauf gesehen, daß die Gräber in trockenem und leicht zu bearbeitendem Boden angelegt werden. Schwerer Lehmboden ist — wie zum Beispiel bei Breddin[2] — geradezu umgangen worden und wäre zumeist auch wohl damals wie heute zu kostbar gewesen. Sandboden war trocken, leicht zu bearbeiten und wenig wertvoll. Er entsprach also allen Anforderungen, und so finden wir die vorgeschichtlichen Gräberfelder fast ausschließlich auf Sandboden. Weithin sichtbare Höhen wurden vielfach bevorzugt, wie bekanntlich die Einzelgräber der Steinzeit (Dolmen, Hünenbetten und Ganggräber) sowie die Grabhügel der Bronzezeit (Königsgrab von Seddin, Dubberworth auf Rügen) und die Wikingerhügel oftmals die ganze Umgebung beherrschten.

Erst bei Wohnstätten treten für die Wahl des Platzes zwei Beweggründe hinzu, die geradezu von entscheidender Bedeutung sind: das Schutzbedürfnis und die Wasserversorgung, Motive, die für Grabanlagen, also für die Wohnstätten der Toten, selbstverständlich überhaupt nicht in Frage kommen. Ich betone das gegenüber einigen Darstellungen der letzten Zeit, die solche grundlegenden Unterschiede nicht zu bemerken scheinen. Die Notwendigkeit der Wasserversorgung und das Schutzbedürfnis schlossen für Wohnstätten eine ganze Reihe von Plätzen aus, an denen man nach vorgeschichtlichen Siedlungen gar nicht erst zu suchen braucht. Sie erleichterten so aber auch das Aufsuchen der vorgeschichtlichen Siedlungen und ließen uns geradezu gewisse Gesetzmäßigkeiten erkennen, die für die Wahl der Wohnplätze bestimmend gewesen sind. Die Erkenntnis der 'Siedlungsgesetze', wie ich sie nennen möchte, sind für die zukünftige Forschung und namentlich für die Landesaufnahme von einer Bedeutung, die gar nicht überschätzt werden kann. Welche

[1] A. Schliz, Siedlungswesen und Kulturentwicklung des Neckarlandes in vorgeschichtlicher Zeit (Heilbronner Festschrift 1911). K. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I (1921). Vgl. auch Rob. Beltz, Archäologische Karten von Mecklenburg (1899).

[2] Zeitschrift für Ethnologie 14, 1912, S. 413 ff.

Digitized by Google

Rolle Inseln, Halbinseln, Talränder mit ihren Vorsprüngen und Nasen, Werder und Horste dabei spielen, das habe ich oft genug auseinandergesetzt[1]. Bei Buch lagen die Verhältnisse nicht gerade einfach. Hier handelte es sich um eine schildförmige Erhebung schwach lehmhaltigen diluvialen Sandes, die von alluvialen, zumeist mit Buschwerk bewachsenen Niederungen umgeben ist. Schutz und Wasserversorgung gehen hier wie an den meisten Wohnplätzen Hand in Hand. Die trockne Erhebung des leicht zu bearbeitenden Bodens eignet sich ganz besonders für Anlage der Häuser, und der in stärkerem Maße lehmhaltige Boden der Umgebung lieferte Baustoff für die Wandbekleidung und zugleich fruchtbaren Boden für den Ackerbau. Alle diese Fragen sind in der ersten Veröffentlichung[2] schon berührt und in der Monographie über Buch habe ich ihnen ein ausführliches Kapitel gewidmet.

Die Beobachtung des trockenen Baugrundes führte an anderen Stellen (Wutzetz-Nackel[3] und im Spreetal[4]) zur Erkenntnis der Bedeutung der Dünenhügel auf Inseln und Halbinseln und damit zur Entdeckung ungezählter Wohnstätten von der mittleren Steinzeit bis hinein in die frühgeschichtliche Periode.

Bemerkenswert ist, daß bei Buch die Spuren der vorgeschichtlichen Siedlung schon immer beobachtet worden sind. Jedem Ackerknecht müssen ja auch alljährlich beim Pflügen die zahllosen schwarzen Stellen aufgefallen sein, aus denen der Pflug immer wieder tiefschwarze Branderde nach oben riß. Kein Wunder, daß die Landwirte diese sonderbaren schwarzen Stellen in ihrer Weise deuteten. An 'Manöverfeuer' zu denken, lag recht nahe, während andere wenigstens schon auf ein 'Napoleonisches Lager' zurückgingen. Immerhin ein Beweis dafür, daß außer den 'schwarzen Stellen' nichts beobachtet worden war. Von dem Inhalt der Gruben muß im Laufe der Zeit allerlei an Geräten, Knochen und Scherben an die Oberfläche gekommen sein. Alles das konnte übersehen werden — was heute kaum noch zu verstehen ist.

[1] Zeitschrift für Ethnologie 47, 1915, S. 100 ff. Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 43, 1912, S. 65; 46, 1915, S. 37 ff.

[2] Prähistorische Zeitschrift 2, 1910.

[3] Brandenburgia 23, 1914, S. 33 ff.

[4] Zeitschrift für Ethnologie 48, 1916, S. 100.

Digitized by Google

Das Bucher Profil ist für zahllose Wohnplatzentdeckungen der Schlüssel geworden und wird in der Folgezeit noch eine immer bedeutsamere Rolle spielen. An ihm kann nicht nur jeder Fachmann, sondern auch jeder Laie auf den ersten Blick erkennen, wo ein vorgeschichtlicher Siedlungsplatz liegt. Erleichtert wird das Aufsuchen und Erkennen solcher Plätze dadurch, daß ein solches Profil häufig genug schon durch Erdarbeiten, durch Abgraben des Bodens in Sand- oder Kiesgruben, also unabsichtlich freigelegt wird. Das erste derartige Profil habe ich am ersten Tage bei Buch sorgfältig herausgearbeitet und dann schon in der Brandenburgia 19, 1910, Taf. 7 u. 8, weiter in der Prähistorischen Zeitschrift 2, 1910, S. 379 und in der Monographie »Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch«[1] veröffentlicht.

Es zeigt unmittelbar unter der Grasnarbe eine etwa 25 cm starke Ackerschicht, die wie überall auf dem heimischen Boden durch jahre-, vielleicht jahrhundertelange Beackerung entstanden ist und jährlich durch Pflügen, Eggen und Düngen, also durch mechanische und chemische Einwirkung verändert wurde. Was sich an alten Kulturresten in dieser Schicht befand und noch befindet und bei der Beackerung aus unteren Schichten hineingerät, das wird zermalmt und zersetzt, und diese Zersetzung geht durch den Einfluß der atmosphärischen Niederschläge zumeist ungemein schnell vonstatten. Große Schwierigkeiten bereitete in der ersten Zeit die Deutung der unter der Humusschicht liegenden, ungefähr ebenso starken, tief dunklen oder gar schwarzen Schicht, die viel Brandreste enthielt. Sie erinnerte mich zunächst an die bekannte Brandschicht in römischen Lagern am Rhein aus der Zeit des Bataverkrieges, und ich glaubte schon, ein ebenso untrügliches Mittel für chronologische Unterscheidungen gefunden zu haben. Weiter kam ich auf den Gedanken, daß es sich um einen über den ganzen Platz ausgedehnten Waldbrand handeln könnte. Beides waren Irrtümer. Schon die zahlreichen Kultureinschlüsse ließen erkennen, daß wir nicht nur Reste eines Waldbrandes vor uns hätten. Heute wissen wir längst, daß diese dicke Brandschicht auch schon in alter Zeit den Boden bedeckte und sich im Laufe der Besiedlung anhäufte, sei es durch Häuserbrand, sei es durch Zer-

[1] Deutsche Urzeit I. Berlin, Dietrich Reimer, 1923.

Digitized by Google

streuung der Brandreste von zahlreichen Herdstellen. Die Brandschicht legt Zeugnis ab von lang anhaltender Besiedlung. Schon sie enthielt wertvolle Funde, die sich, geschützt durch die stark kohlehaltige Umgebung, vielfach ausgezeichnet erhalten haben.

Von dieser Brandschicht gehen, wie das Profil zeigt, mehr oder weniger dicht gestellte Einsenkungen in die Tiefe bis 0,50 oder 1,00 oder gar 1,50 m. Das sind Herdgruben, Abfallgruben oder Pfostenlöcher. Sie schneiden mit scharfer Begrenzung in den weißen oder geblichen 'gewachsenen Boden' ein, von dem sie sich erstaunlich deutlich abheben. Gewiß sind solche Einsenkungen zum Beispiel in der Schwarzerde der Magdeburger Börde weniger gut zu erkennen. Der Einwand aber, der mir oft begegnete, daß diese Gruben in manchen Gegenden überhaupt nicht zu finden wären, weil sie sich nicht so deutlich wie in der Mark von der Umgebung abheben, ist größtenteils sicher hinfällig. Nach und nach werden diese 'Pfostenlöcher' schon überall zutage treten.

Das 'Pfostenloch' ist bekanntlich bei der Untersuchung des römischen Limes entdeckt worden. Mit Hilfe dieses Elementarmittels deckte Schuchhardt auf der Römerschanze den ersten Grundriß eines vorgeschichtlichen Hauses auf (Herbst 1909). Seit Januar 1910 wurde bei Buch ein Grundriß nach dem anderen freigelegt. Damit war das erste vorgeschichtliche Dorf in Norddeutschland bekannt geworden und zwar gleich von einem Umfange, wie ihn kaum jemand erwarten konnte. Um die Anerkennung des Pfostenloches bei mittel- und ostdeutschen Forschern mußte bei Buch noch ernstlich gerungen werden. Gerade dieser Kampf führte aber zur sorgfältigsten Durcharbeit jeder Einzelbeobachtung. Hellere oder dunklere Färbung im Pfostenloche kennzeichnete die einstige Stellung des Pfostens. Bei Buch wurden endlich die von allen Seiten geforderten Holzspuren im Pfostenloch nachgewiesen, von mikroskopisch feinen Holzteilchen bis zu deutlichen Spuren an der Peripherie[1]. In zwei Fällen waren die Reste von Kiefernpfosten in der Brandschicht ausgezeichnet erhalten; die des einen werden, mit Damarraharz getränkt, im Märkischen Museum aufbewahrt. Für Steinverkeilung und Steinunterlage fanden sich unter der ungeheuren Zahl

[1] Vgl. die Monographie über Buch, Taf. 4 oben.

Digitized by Google

von Pfostenlöchern (es handelt sich um mehrere Tausende) lehrreiche Beispiele. Nach der Veröffentlichung der Bucher Beobachtungen ist meines Wissens kein Zweifel an der Deutung und Bedeutung der Pfostenlöcher mehr aufgetaucht.

Haben die Beobachtungen an den Pfostenlöchern alle früheren Beobachtungen bestätigt, erhärtet und ergänzt, so waren die Ermittlungen über die Herstellung der Wände bronzezeitlicher Häuser vollkommen neu. Wohl ganz allgemein wurde bis dahin Flechtwerk angenommen. Von ihm haben sich bei Buch nur ganz geringe Spuren vorgefunden[1]. Ohne Frage waren bei Buch die Wände aus übereinandergelegten, horizontal gelagerten, wenig bearbeiteten Rundhölzern hergestellt, die mit Hilfe von Ruten an den Pfosten festgebunden wurden. Dreikantige Lehmbewurfstücke mit eingezogenen Seiten sind in solcher Menge und guter Erhaltung beobachtet worden, daß auf Grund dieser Beobachtungen eine Wand wieder aufgebaut werden konnte. Die von dieser neuen Wand gewonnenen, durch Feuer gehärteten Lehmbrocken zeigen derartige Übereinstimmung mit den alten, daß ein Nichtkenner beide sicher miteinander verwechseln würde.

Das Festbinden der Rundhölzer mit Ruten konnte am besten an den Bewurfstücken der etwa 30 cm starken Pfosten festgestellt werden. Bei Buch wurden die Wände aber nicht nur an den Pfostenreihen erkannt, sondern auch durch deutliche Spuren der untersten Balken, die sich (wie auf Grundriß 89[2]) beiderseits vom gewachsenen Boden scharf abhoben. Grundriß 93 ließ dann noch mit Hilfe dieser Balkenspuren die Überkreuzung der Rundhölzer an den Ecken beobachten[3]. Eine solche Überkreuzung der Hölzer hatte ich schon an anderer Stelle gefunden; dort waren die Hölzer gut erhalten, aber der ganze Grundriß ließ sich nicht mehr ermitteln.

Das Haus. In mehr als hundert Einzelfällen wurde bei Buch festgestellt, daß der Grundriß der Häuser — ohne jede Ausnahme — viereckig war; viereckig, aber nicht rechtwinklig. Auch nach dieser Richtung hin konnte die Beobachtung an dem Schuchhardtschen Grundriß auf der Römerschanze bestätigt und zu-

[1] Wandbewurf mit flechtwerkartigen Abdrücken a. a. O. S. 40 Abb. 7.
[2] A. a. O. S. 46 Abb. 10.
[3] A. a. O. S. 41 Abb. 9.

Digitized by Google

gleich verallgemeinert werden. Da in den meisten Fällen Haupt- und Vorraum deutlich zu unterscheiden waren, darf der von Rudolf Henning[1] geforderte und von Schuchhardt in seinem Aufsatz über die Römerschanze eingehend behandelte Megarontypus als typisch angesehen werden, namentlich da er nachträglich auch an zahlreichen anderen Fundorten verschiedener Perioden aufgefunden worden ist.

Damit kommen wir zu den Beziehungen des Bucher — oder sagen wir jetzt umfassender des osteuropäischen — Hauses zum griechischen Urhause und schließlich zu dem vollendetsten Bauwerke klassischer Baukunst, zum griechischen Tempel. Die Übereinstimmung beschränkt sich da nicht nur auf den Grundriß, wie am Schlusse gezeigt werden soll.

Die Kreuzung der Rundhölzer an den Ecken ergab in Verbindung mit einer die Wände in mäßigem Abstande begleitenden zweiten Pfostenreihe Nebenräume, die zur Aufbewahrung von Wirtschaftsgeräten, vielleicht auch zur Unterbringung von Kleinvieh sehr nützlich werden konnten. Diese Begleitpfosten sind bei Buch zum ersten Male beobachtet worden, haben aber — wie ich in einem Vortrage in der Berliner Archäologischen Gesellschaft[2] nachgewiesen habe — ihre Parallelen vor allem noch in den Holzhäusern Kurlands und Livlands. Die Nebenräume geben wirksamen Wärmeschutz, was ja in unserem rauhen Norden ganz gewiß von großer Bedeutung gewesen ist. Auch an Festigkeit hat der Bau dadurch wesentlich gewonnen, und der geschützte Raum unter dem notwendigerweise tief herabgezogenen Dach war geschickt ausgenutzt. In Wohnhäusern lag — ausnahmslos im Hauptraum — der zumeist aus Steinen, seltener aus Lehm oder aus Steinen und Lehm gebaute Herd, von dem bei Buch hunderte bekannt geworden sind. Neben dem Herde fand sich oftmals eine Herdgrube, in die Abfälle der Feuerstelle, also Kohle, Asche, Knochen und Scherben geschüttet wurden. Sie muß wohl von Zeit zu Zeit ausgeräumt worden sein. Zuweilen war auch unter dem Herd noch eine Grube zu beobachten, wohl eine Erinnerung an frühere Zeiten, in denen das Feuer in einer Grube angefacht wurde, was namentlich im Freien vor ganz primitiven, zugigen Häusern und Zelten not-

[1] Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung (1882).
[2] Archäologischer Anzeiger 1918, Sp. 89 ff.

Digitized by Google

wendig war und bekanntlich von unseren Wandervögeln heute noch geübt wird. In einem Falle fand sich neben dem Steinherd, etwa 0,50 m von ihm entfernt, ein Steinsitz, der mit seiner glatten Oberfläche geradezu zum Sitzen einlud. Ganz neu war auch die Auffindung großer pithoiähnlicher Vorratsgefäße, die innerhalb der Häuser (30, 42, 52, 75 und 77) in den Boden eingelassen waren. Delbrück, von der Berliner Versuchsbrauerei, sah in ihnen Bierfässer, was aber nicht unbedingt nötig sein dürfte. In einem Falle lag neben der Herdgrube, die zu einem Steinherde gehörte, eine gleich tiefe, mit gerösteten Eicheln völlig angefüllte Vorratsgrube[1]. Von ganz besonderem Interesse und bei Buch auch zum ersten Male beobachtet waren die Webstuhlgruben. Die Gewichte des Webstuhles müssen in eine Bodenvertiefung hineingereicht haben. Beim Brande rissen die Kettenfäden, an denen sie hingen, und alle fielen auf den Boden der Vertiefung. So lagen sämtliche Gewichte in gleicher Höhe und wurden von den im Brande zusammengebrochenen Resten des Webstuhles und des Hauses, in dem er stand, bedeckt. In zwei Fällen, Grundriß 4 und 7, ließen sich auch die Pfostenlöcher eines Zaunes feststellen, was später übrigens auch noch bei einer großen bronzezeitlichen Festhalle auf dem Müggelberge möglich war.

Das Dorf. Bei der großen Zahl der Hausgrundrisse, deren Zahl mit Leichtigkeit noch hätte vermehrt werden können, unterliegt es keinem Zweifel, daß wir es bei Buch mit einem umfangreichen Dorfe zu tun haben. Natürlich standen nicht alle Häuser gleichzeitig auf dem Platze. An der Überschneidung der Grundrisse oder wenigstens einzelner Wände und Pfostenlöcher konnte man sogar ältere und jüngere Häuser unterscheiden, was zuweilen auch mit Hilfe der Tiefenlage der Steinherde möglich war. In der Mitte haben sicher mehrmals hintéreinander Häuser an demselben Platze gestanden. Die Pfostenlöcher liegen darum an dieser Stelle so dicht, daß die einzelnen Grundrisse nicht mehr auseinandergehalten werden konnten. Auf jeden Fall muß der Umfang des Dorfes dem eines heutigen Dorfes mittlerer Größe entsprochen haben.

Die Art der Dorfanlage ist schwer festzustellen. Nach Regeln wurde nicht gebaut. Jeder wählte sich den Platz nach seinem Geschmack. Wir haben es weder mit einem Straßendorf noch

[1] Die Ausgrabung des bronzezeitl. Dorfes Buch S. 58/59 Abb. links.

Digitized by Google

mit einem Angerdorf noch mit einem Rundling zu tun. Am nächsten kommt die Anlage Buchs dem Begriff des 'Haufendorfes'. Wenn von einigen Buch als Straßendorf betrachtet wird, so ist das ein Irrtum, der sich aus der großen Halle mit den acht Hütten erklärt, die in gerader Reihe nebeneinander liegen. Und wenn dann in Darstellungen wie der des großen Bildes im Mainzer Zentralmuseum auch auf die andere Seite der Straße ein Haus gesetzt wird, so kann leicht ein solcher Eindruck erweckt werden (Behn). Die Halle mit acht Hütten (vgl. Taf. 28, 1) ist aber die einzige Straßenanlage im alten Dorfe Buch, die wir kennen. Von einem Straßendorf kann gar nicht die Rede sein[1].

Bedeutung der Funde. Über das Megaron wurde schon gesprochen. Ehe die noch immer klaffende Lücke zwischen Deutschland und Nordgriechenland nicht durch neue Funde, namentlich in Böhmen, Mähren, Ungarn und Siebenbürgen, geschlossen wird, läßt sich die Frage nach der Herkunft des Megarons nicht entscheiden. Über diese Frage sowie über die 'Begleitpfosten' des Bucher Hauses und ihre Bedeutung für das Verständnis der Entstehung des griechischen Tempels, namentlich des Peripteros, über das Vorspringen der Anten vor die Basensteine der Säulen und die Erklärung dieser Erscheinung durch die Kreuzung der Rundhölzer, über das Verhältnis von 'Pfosten' und 'Säule', über die Halbsäule und den Pseudoperipteros habe ich eingehend in der Monographie[2] gehandelt. Ebenda auch über das Bucher Haus und sein Verhältnis zu den osteuropäischen 'Badstuben', 'Kleten' und 'Riegenscheunen'.

Daß die Bronze unter den Einzelfunden nicht allzu stark vertreten ist, erscheint nicht weiter sonderbar. Da der Wohnplatz nicht durch Katastrophe zugrunde gegangen, sondern von den Bewohnern nach und nach verlassen worden ist, konnte das kostbare Metall möglichst in Sicherheit gebracht werden. Trotzdem sind interessante und zum Teil zeitbestimmende Funde geborgen worden, wie zum Beispiel ein Bronzemesser mit aufge-

[1] Über die Bedeutung einer solchen Festhalle mit den dazugehörigen Einzelhütten in späterer germanischer Zeit hat sich Professor Neckel, Mitteilungen der Islandfreunde 12, in ausführlicher Weise geäußert. Vgl. dazu auch den Priesterhof Hals in Nordisland (Felix Niedner, Islands Kultur zur Wikingerzeit. Sammlung Thule, Einleitungsband Abb. S. 40), der eine geradezu überraschende Übereinstimmung mit der Bauweise der Bucher Anlage zeigt.

[2] S. 91—95.

Digitized by Google

wippter Spitze, eine mit einfacher Strichverzierung versehene Fibelnadel, ein kleiner Bronzemeißel, mit dem die Verzierungen auf Bronzen eingeschlagen wurden, ein großer Angelhaken mit prächtiger Patina, zwei Knopfsicheln, eine ganze Reihe von Nadeln, darunter vor allem solche mit zusammengerolltem Kopfende, zwei Armringe und Bronzedrahtreste von verschiedener Länge. Auffällig ist, daß bei Buch noch Steinwerkzeuge in verhältnismäßig großer Zahl zutage traten. Nicht weniger als dreizehn Steinbeile wurden gefunden, von denen vier gut erhalten sind, während neun als Bruchstücke beweisen, daß sie nicht etwa als 'Donnerkeile' oder sonstige Symbole oder Amulette aufbewahrt sondern lange nach Ablauf der Steinzeit noch benutzt worden sind.

Völlig rätselhaft sind vier doppelgewölbte Steinscheiben mit Mittelrille und zwei Dellen (je eine oben und unten). Zwei dieser Steinscheiben sind sogar noch mit facettenartig angeordneten Hohlkehlen verziert. Das Gewicht dieser Steingeräte schwankt zwischen 110 und 2700 g. Ähnliche Stücke sind auch sonst aus der jüngeren Bronzezeit bekannt[1]. Alle bisherigen Deutungen sind noch unsicher ('Türangeln', 'Schleudersteine', 'Schleifsteine'). Am wahrscheinlichsten erscheinen die Erklärungen, daß es sich um Geräte zum Feueranfachen oder um solche für das Seilerhandwerk handeln könnte. Sicher ist wohl, daß die Steine in drehende Bewegung versetzt wurden.

Überraschend war — wie schon erwähnt — das Auftreten zahlreicher Knochengeräte. Angespitzte Knochensplitter, Pfrieme, Hirschgeweihhaken, Knochenperlen treten am häufigsten auf. Wertvoll sind namentlich ein Vorstecker aus Hirschgeweih, wie er heute noch, allerdings aus Holz gefertigt, zum Verschließen von Stalltüren verwendet wird, ein mit Punktkreisen verzierter Hammer, eine in Holz gefaßte, griffelartige Knochenspitze und die Backenstange vom Pferdegebiß, wie sie mehrfach auf Hallstattbronzegefäßen dargestellt sind.

Unter den keramischen Funden, die in fast unübersehbarer Fülle den Lausitzer Typus vertreten, heben sich eine Reihe von Tonfiguren heraus. Ein wohl als Idol zu deutendes Figürchen mit Augen und Nase, eine Vogelfigur, die wohl als Lampe gedient hat, ebenso wie ein Vierfüßler mit langem Halse (Salamander?),

[1] Literatur in der Monographie S. 104 ff.

Digitized by Google

ein Elchkopf und zwei Hundeköpfe stellten primitive Versuche plastischer Kunst dar. Auch sie lassen uns aber einen selten gegönnten Blick in das Geistesleben so alter Zeiten tun.

Die Bedeutung der Bucher Ausgrabungen beruht sowohl auf den Ergebnissen der Untersuchungen, den Funden, als auch auf den bei dieser Gelegenheit möglich gewordenen neuen Beobachtungen. Höher noch als beides ist wohl aber der Fortschritt zu bewerten, den die Methode zu verzeichnen hat. Und nicht nur die Methode der Ausgrabung selbst. Auch bezüglich der Aufstellung und der Auswertung der Bucher Ausgrabungsergebnisse für den Museumsbesuch und die Einfügung der heimischen Vorgeschichte in den Unterricht aller Schulen hat Buch die Bahn gebrochen[1]. Wer heute durch die vorgeschichtlichen Sammlungen größerer und kleinerer Museen geht und die Art der Aufstellung mit Aufmerksamkeit betrachtet, wird erkennen, daß auch die Ausstellung der Bucher Funde[2] nicht ganz ohne Nachwirkung bleiben konnte. Um so erfreulicher ist es, daß wir in allernächster Zeit auch in der Lage sein werden, diesen Ausgrabungsergebnissen endlich die dauernde Aufstellung zu geben, die ihrer würdig ist.

[1] Vgl. »Vorgeschichte im öffentlichen Unterricht« in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte.

[2] April bis Oktober 1914; Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 45, 1914, S. 61 ff., und Museumskunde 12, 1916, S. 1 ff.

Digitized by Google

Neue Ausgrabungen an vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen in Nord- und Ostdeutschland

von Dr. Wilhelm Unverzagt
Direktor bei den Staatlichen Museen zu Berlin

Mit Tafel 29

Kaum ein Teil Deutschlands dürfte so zahlreiche vor- und frühgeschichtliche Wehranlagen aufweisen, wie das große, trotz seines einheitlichen Gesamteindruckes im einzelnen vielgestaltige Tiefland östlich der Elbe. Eine erste Zählung, die vor kurzem stattfand, hat hier das Vorhandensein von rund 3600 Burgen in dem heutigen Gebiet des Deutschen Reiches ergeben. Dieser Bestand ist durch den modernen landwirtschaftlichen Betrieb mit seiner intensiven Bodenbearbeitung, die immer größere Inanspruchnahme von Bodenflächen seitens der Industrie und die vermehrte Bautätigkeit auf dem Gebiete des Verkehrswesens dauernd gefährdet. Ein durchaus lückenhafter gesetzlicher Schutz erleichtert die Zerstörung dieser ehrwürdigen Denkmäler der nationalen Frühgeschichte. Vielfach geht hier gerade die öffentliche Hand mit schlechtem Beispiel voran. Die Zerstörungen am Schloßberg bei Burg im Spreewald, dem größten der märkischen Burgwälle, durch den Bau der Spreewaldbahn und die fast restlose Vernichtung der Hildagesburg unweit Wolmirstedt bei der Anlage des Mittellandkanals hätten leicht vermieden werden können. Angesichts dieser Tatsachen ist im April 1927 auf Anregung der Baltischen Kommission in Kiel, der beteiligten Fachkreise und der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft eine Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der nord- und ostdeutschen vor- und frühgeschichtlichen Wall- und Wehranlagen gegründet worden. Ihr Ziel ist, die vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen vom Stromgebiet der Elbe bis zur Weichsel und Memel nach einheitlichen Grundsätzen und Methoden zu erforschen und damit die Aufgaben der Siedlungsforschung in diesen Gebieten planmäßig zu fördern. Sie setzt sich aus den zuständigen berufsmäßigen Trägern der Forschung zusammen. Es ist zunächst eine

Digitized by Google

allgemeine Bestandsaufnahme der in Frage kommenden Bodendenkmäler in Aussicht genommen. Wenn dieser Überblick über den Bestand gewonnen ist, soll an die Aufklärung der Forschungsprobleme durch Grabungen in den einzelnen Anlagen herangegangen werden. Neben dieser systematischen Tätigkeit hat die Arbeitsgemeinschaft aber bereits an einer Reihe von besonders gefährdeten Punkten den Spaten angesetzt. Unterstützungen seitens der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, des Reichsministeriums des Innern, des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und der unmittelbar beteiligten lokalen Stellen haben hier die Rettung wertvollen wissenschaftlichen Materials für die deutsche Vor- und Frühgeschichte sozusagen in letzter Minute ermöglicht. Über die wichtigsten dieser Ausgrabungen sei nachstehend kurz berichtet.

1. Der Burgwall von Lossow bei Frankfurt (Oder)

von Dr. Wilhelm Unverzagt, Berlin

Das Odertal ist nördlich und südlich von Frankfurt durch zwei Hochufer begrenzt, die unmittelbar oberhalb von Frankfurt nahe an den Fluß herantreten und auf diese Weise einen sicheren Flußübergang in der Richtung von Osten nach Westen ermöglichen. Seit der jüngeren Steinzeit, dem 3. Jahrtausend vor Christus, hat man hier den Fluß überquert. Noch heute vermittelt diese Stelle den großen Ost-West-Verkehr zwischen Warschau und Berlin. In unruhigen Zeiten hat man sie immer wieder durch Befestigungen gesichert. Das westliche Hochufer der Oder ist mit uralten Befestigungen gekrönt, in denen die Vorläufer von Küstrin und Frankfurt, den Festungen des Mittelalters und der Neuzeit, erblickt werden können. Die Prähistorische Abteilung des Staatlichen Museums für Völkerkunde hat mit der Erforschung der südlichsten dieser Anlagen, des Burgwalls von Lossow begonnen, der durch Überackerung und intensive Bodenbearbeitung besonders stark gefährdet ist. Er darf mit Recht als der eigentliche Vorläufer von Frankfurt als Festung bezeichnet werden, der in vorgeschichtlicher und wendischer Zeit den Flußübergang unmittelbar deckte. Im Osten und Süden durch Steilabfälle des Geländes von Natur aus gegen Angriffe geschützt, hat er nur im Westen und Norden eine künstliche

Digitized by Google

Befestigung durch einen mächtigen noch heute bis zu 6 m aufragenden Wall erhalten. Bei der Untersuchung galt es zunächst einen Einblick in die Bodenverhältnisse und den Aufbau des Geländes zu gewinnen. Zu diesem Zweck wurden in den Jahren 1926 und 1927 zwei aufeinander senkrecht stehende 1 m breite Versuchsgräben in der Richtung von Osten nach Westen und von Norden nach Süden durch das gesamte Gelände der Burg gezogen. Durch genaue Beobachtung der verschieden gefärbten übereinander liegenden Erdschichten an den Wänden dieser Gräben sowie der darin eingeschlossenen zahlreichen Funde wurde bald eine sichere Aufklärung der baulichen Anlagen und ihrer Geschichte erzielt. Es zeigte sich, daß der Wall, der die Anlage umschließt, nicht, wie die meisten der bis jetzt entdeckten Wälle dieser Art, aus den Resten einer ursprünglich senkrechten, dann zusammengestürzten Holzerdemauer bestand, sondern von vorneherein als breiter Wall mit steiler Böschung gedacht war. Durch Gewinnung der zu seiner Aufschüttung erforderlichen Erdmassen entstanden innen und außen zwei tiefe Mulden, von denen die äußere ein grabenartiges Annäherungshindernis bildete. Das für den Bau des Wallkörpers zur Verfügung stehende Material, durchweg Sand, Mergel und Lehm, ist zur Aufschüttung wenig geeignet, da es immer wieder nachgibt und nach außen und innen abrutscht. Um diesem Übelstande abzuhelfen, haben sich die Erbauer eine sehr sinnreiche Konstruktion ausgedacht. Sie setzten dicke Bohlen in Form von Rahmen neben- und übereinander, so daß große rechteckige Kästen von 3 m Länge und 1,20 m Breite und Höhe entstanden. In diese Kästen stampfte man dann die Erde ein. Dieses Verfahren macht einen ganz modernen Eindruck, es gleicht im Prinzip der heutigen Betontechnik, nur mit dem Unterschied, daß damals die Holzverschalung in dem Bau stehenblieb. Die in der Mitte des Walles befindliche Kastenreihe diente als Rückgrat der ganzen Anlage und war durch eingelegte Steinblöcke noch besonders verstärkt. Sie wird die Wallkrone noch um einige Meter als Holzerdemauer überragt haben (Taf. 29, 1).

Im Innenraum der Burg ergab sich, daß hier das Gelände mit einer 0,50—1,20 m starken dunkel gefärbten sogenannten Kulturschicht bedeckt ist, die durch das lange Wohnen an derselben Stelle allmählich entstand. Sie enthielt zahlreiche Reste

Digitized by Google

von Häusern und Hausrat, Gewichte von Webstühlen, Spinnwirtel, Bruchstücke von großen Vorratsgefäßen und von feinem Tafelgeschirr. Tiefer noch als die Kulturschicht reichten die Pfostenlöcher, in denen einst die Eckpfosten der Häuser standen, und die Kellergruben der Häuser in den Boden hinab. Sie hoben sich von dem weißen Sande ganz prachtvoll und klar ab (Taf. 29, 2). Die in den einzelnen Schichten enthaltenen Funde ermöglichten eine sichere Zeitbestimmung der verschiedenen Anlagen. Danach erfolgte die Erbauung der Burg in der spätesten Bronzezeit um das Jahr 1000 vor Christus. Die Tatsache ihrer Errichtung zeigt, daß unruhige Zeiten eingetreten waren. Man sah sich gezwungen, die bisherige offene Siedlungsweise aufzugeben und Burgen zur Zuflucht und Verteidigung des Landes zu bauen. Die Ursache dieser Unsicherheit dürfte in großen Völkerbewegungen zu suchen sein, die sich über ausgedehnte Teile von Europa erstreckten und überall zur Errichtung von Befestigungen zwangen. Allmählich trat wieder Ruhe ein, man konnte die schützenden Wälle verlassen, die dann langsam zerfielen. Um 600 vor Christus etwa geht der erste Besiedlungsabschnitt des Lossower Burgwalls zu Ende. Die Häuser zerfielen und aus ihren Resten bildete sich die dunkle Kulturschicht.

Trotzdem verödete das Gelände nicht ganz, denn unmittelbar nach Aufgabe der Besiedlung erfolgte die Anlage tiefer Schächte, die überall die Reste der Häuser durchschneiden, also mit der Zeit der dauernden Besiedlung nichts zu tun haben. Bis jetzt wurden auf kleinstem untersuchten Raume etwa vierzig solcher Schächte angeschnitten, die sich um die erhöhte Südostecke der Burg in großem Bogen herumziehen. Sie liegen äußerst dicht beieinander. Man wird eine große Anzahl, mindestens vierhundert solcher Anlagen erwarten dürfen. Von den bisher ermittelten konnten einstweilen nur vier eingehend untersucht werden, da solche Untersuchungen sehr kostspielig sind und ganz besondere technische Vorkehrungen erfordern. Die Tiefe der Schächte schwankt zwischen 4 und 7½ m. Die Einfüllung ist bei allen im Prinzip völlig gleichartig. Aus der Tatsache, daß die bei Anlage der Schächte ausgehobene Erde in fast unverändertem Zustand wieder eingefüllt worden ist, ergibt sich, daß man die Schächte bald nach ihrer Anlage wieder zuschüttete. Den nach der Einfüllung noch verbleibenden Rest der ausge-

Digitized by Google

hobenen Erde hat man dann noch eingestampft, so daß alle Schächte wie mit einem Erdpfropfen absichtlich verschlossen erscheinen. In diese Füllung waren wagerechte Lagen aus Tier- und Menschenknochen eingebettet. Die Lage der einzelnen Knochen zueinander ließ einwandfrei erkennen, daß sie mit dem umgebenden Fleisch in die Schächte hineingelangt sind. So fanden sich ganze Rinder- und Pferdeschädel, bei denen noch das Zungenbein in seiner ursprünglichen Lage zwischen den Unterkiefern saß und an denen noch die ersten Halswirbel vorhanden waren, ferner große zusammenhängende Stücke des Brustkorbs, ganze Beine und anderes mehr. Der Art nach stammen etwa 75 % der Knochen von Rindern, etwa 15 % von Pferden und der Rest von Menschen. Die menschlichen Reste sind am meisten zerstückelt, besonders die Schädel, die durchweg schwere Verstümmelungen aufweisen (Taf. 29, 3). Sofort erhob sich die Frage nach dem Zweck dieser Anlagen. Leider stehen wir hier vor etwas ganz Neuem. Irgendeine Parallele dazu konnte bisher nicht ermittelt werden. Eine Deutung als Brunnen kann wegen der Art der Schachtfüllungen und vor allem der Knochenlagen wohl kaum in Frage kommen. Wir nehmen als Arbeitshypothese einstweilen an, daß die Schächte mit einem allerdings recht grausamen und blutigen Kult in Zusammenhang standen und zur Aufnahme der Reste von Rinder-, Pferde- und Menschenopfern bestimmt waren. Man hätte bei den Opferfesten jedesmal solche Schächte angelegt, darin die Opfer beigesetzt und sie dann wieder sorgfältig zugemacht. Weitere Schächte müssen noch untersucht werden, um diese Arbeitshypothese zur Gewißheit zu erheben. Wie lange dieser Kult bestanden hat, läßt sich ungefähr noch ermitteln. Man kann nach den Funden annehmen, daß die letzten Schächte um 500 vor Christus angelegt sind. Dann wurde das Lossower Burgwallgelände vollkommen verlassen. Aus der Zeit von rund 500 vor Christus bis 700 nach Christus fehlen jegliche Funde.

Erst die Slawen, die nach Abzug der Germanen in der großen Völkerwanderung das Land besetzt hatten, richteten nach Ausweis der Funde den Lossower Burgwall erneut zur Verteidigung ein. Er bildete nun den südlichen Eckpfeiler einer starken Befestigungslinie auf dem Westufer der Oder, die im Norden in der Befestigung von Reitwein bei Küstrin ihr Ende erreichte.

Digitized by Google

Diese slawischen Burgen sind anscheinend von Slawen westlich der Oder, die das Land Lebus innehatten, zum Schutz gegen Angriffe von anderen auf dem Ostufer der Oder nach Westen vordrängenden Slawen errichtet worden. Es gelang aber nicht, dem Druck von Osten standzuhalten. Wie der Befund im Lossower Burgwall zeigt, ist die große Slawenburg einer gewaltsamen Zerstörung durch Feuer und Schwert zum Opfer gefallen. Die Katastrophe, deren Spuren in den verbrannten Häusern deutlich zu erkennen waren, muß von vernichtender Wirkung gewesen sein.

Die Eroberer sind, wie die Funde zeigen, ebenfalls slawischen Stammes gewesen. Sie haben die von ihnen eroberte Burg nicht wieder aufgebaut, sondern in der hochgelegenen Südostecke des Burginnern eine neue kleine, aber sehr starke Befestigung errichtet, die im Sommer 1928 genau untersucht worden ist. Sie stellt ein Vieleck von etwa 60 m Durchmesser dar. Als Annäherungshindernis besaß sie einen 25 m breiten und bis zu 4 m tiefen Graben. Die Böschung, die den Unterbau der Umfassungsmauer gegen den Graben zu begrenzte, war dicht mit großen Feldsteinen belegt, die ein Abrutschen in den Graben und ein Unterwühlen der Mauer durch Angreifer verhindern sollten. Im Innern waren Häuser mit tiefen Kellern errichtet. Leider hat der Bahnbau in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts etwa zwei Drittel dieser Anlage bereits zerstört, so daß ihr Gesamtplan nicht mehr festgestellt werden konnte.

Die Träger dieser Kämpfe können wir an Hand der spärlichen schriftlichen Überlieferung vielleicht noch ermitteln. Als das Land Lebus im Jahre 1109 nach Christus zum ersten Mal in der schriftlichen Überlieferung erscheint, finden wir es in polnischer Hand. Es bildet mit seinen Befestigungen, deren stärkste die Stadt Lebus mit ihrer zur Verteidigung hervorragend geeigneten Lage ist, die Nordwestflanke des polnischen Reiches. Westlich davon sitzen die Liutizen, die als erbitterte Feinde der Polen geschildert werden. Vielleicht rührt diese Feindschaft von dem Umstand her, daß die Liutizen ursprünglich Herren des Landes Lebus waren und ihr Besitz bis zur Oder reichte. In ihnen würden wir dann die Erbauer der ersten Slawenburg in Lossow sehen dürfen. Die beobachtete Brandkatastrophe und Zerstörung dieser Burg würde bei der Eroberung des Landes

Digitized by Google

durch die Polen erfolgt sein, die dann die erwähnte zweite kleine Befestigung in der Südostecke des Burgwallgeländes errichtet hätten.

Allzulange konnten sich die Polen des eroberten Besitzes nicht erfreuen. In immer stärkerem Maße setzte die Wiedereindeutschung dieser Gebiete ein. In den Kämpfen zwischen den von Westen vordringenden Deutschen mit den Polen spielten die Befestigungen auf dem westlichen Hochufer der Oder mit ihrem Mittelpunkt Lebus eine besondere Rolle. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts ist das Land Lebus fest in deutscher Hand. Die erste große deutsche Tat ist die Gründung der Stadt Frankfurt als befestigte Brückenstadt, die nun die Rolle der Verteidigung des Oderübergangs übernimmt, die bisher vom Lossower Burgwall ausgeführt wurde. Dieser wird aufgelassen und gerät allmählich in Verfall.

Übersieht man die bisherigen Forschungsergebnisse, so zeigen sie uns das Odertal nördlich und südlich von Frankfurt als eine historische Landschaft großen Stils, eine Landschaft, in der an bestimmte unveränderliche natürliche Voraussetzungen gebunden die historischen Ereignisse sich in der gleichen Weise abrollen. An Stelle der ersten Befestigung aus der Zeit um 1000 vor Christus treten die slawischen Anlagen und sie werden abgelöst von der mittelalterlichen deutschen Festung Frankfurt.

2. Der Burgwall von Köllmichen, Amtshauptmannschaft Grimma (Sachsen)

von Dr. Georg Bierbaum, Dresden

Der slawische Ringwall Köllmichen liegt auf einer auf drei Seiten von einem Bach umflossenen, steilgeböschten Felszunge von Pyroxenquarzporphyr, die mit Lößlehm überdeckt ist. Das Gestein ist seit Jahrzehnten im Westen und im Norden in erheblichem Ausmaße abgebaut worden. Die aus wirtschaftlichen Gründen namentlich in den letzten Jahren ganz wesentlich gesteigerte Intensität des Steinbruchsbetriebes hat den Wall beim Fehlen jeglicher gesetzlicher Schutzmaßnahmen für die Altertümer der Vorzeit Sachsens bedauerlicherweise bis auf geringe Reste zerstört. Nur im Osten — auf der Angriffsseite — steht ein etwa 20 m langes Wallstück, dessen Aufschüttung über dem gewachsenen Boden im Maximum heute noch 7,20 m beträgt.

Digitized by Google

Von Oktober bis Dezember 1927 konnten vom Archiv urgeschichtlicher Funde in Dresden systematische Ausgrabungen vorgenommen werden. Das Ergebnis der Untersuchungen ist etwa folgendes:

Die Anlage ist in mittelslawischer Zeit errichtet und in spätslawischer Zeit dem Verfall überlassen worden. Auf der Südseite ist oberflächlich keine Spur mehr von dem Wallverlauf zu erkennen. Von einem Tor ist ebenfalls nichts mehr zu sehen. Im östlichen Vorgelände befand sich ein flacher, breiter, muldenförmiger Graben. Er war durch die Entnahme von Erdmassen für die Aufschüttung bis in den Verwitterungsgrus des Felsens eingetieft. An diesen Graben schloß sich die steile Böschung, welche vermutlich mit Gebüsch bewachsen war. Zur Aufschüttung dieser Böschung waren Pfostenreihen bis in den Verwitterungsgrus des Felsens getrieben worden, die offenbar mit Faschinen verbunden waren. Dann folgte eine leicht von vorn-unten nach hinten-oben geböschte Trockenmauer. Im unteren Drittel war diese Mauer im angeschütteten Erdreich verborgen, das als Strebepfeiler vor ihr lag; im oberen Abschnitt bildete sie eine Verblendung der hinter ihr aufgeschütteten Erdmassen. Den oberen Abschluß bildete ein hölzerner Wehrgang, dessen Basis mindestens 12 m über der Sohle des Vorgrabens lag.

Der Wallkörper besteht aus Stampflehm, Balken und darüber aufgeschütteten Erdmassen. Die Balken bilden zum Teil die Unterkonstruktion der Mauer, zum Teil sind sie Zuganker zum Festhalten der Verblendmauer nach rückwärts. Die Mauer erinnert also an den murus gallicus. Der eingestürzte Mauerteil ist deutlich von der Umbruchstelle aus grabeneinwärts nachweisbar.

Von der Siedlung am inneren Wallfuße sind Abfallgruben, Herdstellen, auch eine Ofenanlage festgestellt worden. Vollständige Hütten- oder Hausgrundrisse ließen sich bisher nicht nachweisen, da zwei zeitlich nur wenig voneinander abweichende Siedlungen übereinander liegen. Zwei rechtwinklig aufeinander stehende Wände von erheblichen Ausmaßen, von denen die eine aus einer Reihe von über fünfzig Plankenspitzen bestand, könnten zu einem Haus gehören. Die Entscheidung wird durch weitere Grabungen erbracht werden.

Digitized by Google

3. Der Pennigsberg bei Mittenwalde (Kreis Teltow)

von Dr. Albert Kiekebusch, Berlin

Die vom Märkischen Museum der Stadt Berlin unternommenen Ausgrabungen auf dem Pennigsberge haben bewiesen, wie notwendig für die Frühgeschichte unseres Landes die Zusammenarbeit des Historikers mit dem Prähistoriker ist. Solange sich die Geschichtsforscher ernstlich mit dem Problem des Pennigsberges beschäftigten, nahmen sie an, daß es sich um den Standort einer deutschen Burg handle, die gegenüber dem Wendensitz in Mittenwalde angelegt sei. Die Ausgrabungen haben unzweifelhaft sicher erwiesen, daß das ein Irrtum gewesen ist. Der Pennigsberg war ein wendischer Burgwall. Das ließ sich noch feststellen, trotzdem man weder von einem Wall noch von einem Graben an der Oberfläche irgend etwas erkennen konnte. Ackerbau und Abfahren von Erde zu Meliorationszwecken hatten alles bis fast auf die letzten Spuren verwischt.

Es zeigte sich, daß der ganze Holzunterbau der Wallmauer so gut erhalten ist, daß an manchen Stellen vom Rost noch sechs Schichten übereinanderliegen. Wo aber in den höheren Lagen über dem Grundwasser das Holz vergangen ist, da fanden sich wenigstens noch die Reste in allen nur irgend möglichen Zuständen der Inkohlung, so daß sich die Balkenschnitte der Wallkrone teilweise bis fast an die Ackerschicht heran feststellen ließen. Wall und Graben, ja sogar das Tor sind auf diese Weise gefunden worden. Derartige Mengen gut erhaltener Hölzer sind bisher noch aus keinem wendischen Burgwall, auch aus dem von 'Altlübeck' nicht, gehoben worden. Besonders zahlreich und noch von großer Festigkeit sind die Birkenstämme, deren weiße Rinde sogar die eigentümlichen schwarzen oder braunen Striche aufweist.

Auch ein gutes Stück des Burgwallinnern ist untersucht worden und zwar so, daß zunächst ein 12 m breiter Ackerstreifen in Vierecke zerlegt und dann horizontal und vertikal die Bodenmasse in Arbeit genommen wurde. Auf diese Weise sind eine große Zahl von Horizontal- und Vertikalprofilen freigelegt worden, die auch jedem, der den Ausgrabungsplatz nicht besuchen konnte, ein klares Bild vom Aufbau des Wallinnern geben können. Bemerkenswert ist dabei, daß zu einer gewissen Zeit ein großer Teil der Siedlung im Burgwall mit einer dicken Schicht weißen Sandes überdeckt worden ist, so daß eine ältere Siedlungs-

Digitized by Google

schicht von einer jüngeren leicht unterschieden werden kann. Wohl gleichzeitig mit dieser Bedeckung der unteren Schicht hat man den Siedlungsplatz, der mindestens zu einem Teile am Abhange eines Dünenhügels lag, bis in den Sumpf hinein vergrößert, indem man die Sumpflöcher zunächst mit Baumstämmen ausfüllte und über diese dann denselben Dünensand schüttete. Die Wallmauer gehört augenscheinlich erst der jüngeren Periode, wohl einem älteren Abschnitt der späten Wendenzeit an. Die noch zwischen den Balkenlagen gefundenen Gefäßreste mit Gurtfurchen sprechen dafür. Ganz späte Ware ist beinahe überhaupt nicht vorhanden.

Ungemein reich sind die Einzelfunde. Die Zahl der Knochenpfriemen, der bearbeiteten Gehörnspitzen und der beschnittenen Knochen- und Geweihstücke ist außerordentlich groß. Schlittknochen, Spinnwirtel, Schleifsteine kommen sehr häufig vor. Aber auch Eisengeräte (Ahlen, Messer und anderes) sind nicht selten. Zu ihnen gesellen sich zwei Stachelsporen. Eigenartig sind Knochenröhren, deren Oberfläche teils unverziert, teils aber auch mit Stichen, Rautenmustern und Leiterornamenten geschmückt ist.

4. Die Hildagesburg bei Wolmirstedt

von Dr. Christoph Albrecht, Berlin

Wenige Kilometer südlich von Wolmirstedt (Provinz Sachsen) befinden sich zwei bedeutende, vor mehreren Jahrzehnten durch die Anlage der Eisenbahnlinie Magdeburg—Stendal durchschnittene künstliche Wallaufschüttungen. Die beiden gewaltigen exzentrisch laufenden Erdwälle heben sich noch jetzt deutlich aus dem Gelände hervor. Der innere Wall reicht an beiden Enden bis zum Sülzebach, der äußere beginnt im Norden am Sülzebach und verläuft im Süden bis zum alten Elbebett hin. Seit alters her ist dieser Winkel zwischen alter Elbe und Sülzebach bei der Bevölkerung unter dem Namen Hildagesburg bekannt.

Daß heute 'die Burg' das Interesse wieder wachruft, verdankt sie dem Bau des deutschen Mittellandkanales. Führt doch der Lauf des Kanales — vom Osten im hohen Bogen über die Elbe kommend — genau über die Stelle der Hildagesburg. Hier kreuzen sich Kanalüberführung und Eisenbahn; daher müssen die aufgeschütteten Erdwälle bis auf wenige Reste verschwinden.

Digitized by Google

Es ergab sich so die selbstverständliche Aufgabe, die Burg vor ihrer nunmehr endgültigen Zerstörung möglichst eingehend zu untersuchen. Diese Untersuchung wurde durch die Landesanstalt für Vorgeschichte der Provinz Sachsen in Halle vorgenommen.

Um einen Einblick in den Aufbau der Burg zu gewinnen, wurden zwei Gräben von Norden nach Süden und von Osten nach Westen durch die Gesamtwallanlage gezogen.

Die Profile der Grabenwände, verbunden mit stratigraphisch sicheren Funden (das heißt Funden, die aus einwandfrei getrennten Kulturschichten stammen), ergaben folgendes Bild: Eine aus dem Elbhochwasser hervorragende natürliche Kuppe war hier schon in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten besiedelt. Teile mehrerer Pfostenhäuser und einige Gruben aus dieser Zeit sind freigelegt worden. Gefunden sind in den Häusern und Gruben Gefäßreste, die uns die zeitliche Bestimmung ermöglichen und viele Knochen von Haus- und Jagdtieren. Es handelt sich danach um eine germanische Siedlung, die bis ins 1. Jahrhundert nach Christus bestanden hat. Irgendwelche Befestigungsspuren für sie haben sich nicht feststellen lassen.

Im 8. Jahrhundert ist beim Vorstoß der Slawen über die Elbe auf dieser natürlichen Geländekuppe eine Burganlage von slawischen Stämmen errichtet worden. Wie die Schnitte erkennen ließen, bestand diese Befestigung aus einem Graben mit dahinterstehender Mauer. Über die Konstruktion der Mauer war nichts Näheres mehr festzustellen. Die an dem Grabenprofil erkennbaren Abstürze lassen auf Grund anderer Burgwallgrabungen vermuten, daß es sich um eine Holzerdemauer handelte, das heißt um eine Mauer, die aus zwei starken Holzwänden mit dazwischenliegender Erdfüllung aufgeführt war. Sie war etwa 4 m hoch, was sich aus den Absturzmassen der zerstörten Anlage errechnen läßt. Der Graben ist 1,70 m tief eingegraben gewesen; er stand mit der Elbe in offener Verbindung, wird also wohl dauernd Wasser enthalten haben.

Die in einem großen Oval errichtete Holzerdemauer umfaßte einen Flächenraum von etwa 20 000 qm. Im Norden war die Burg durch die damals an der Burg vorbeifließende Elbe geschützt. An der Ostseite war die Mauer auf eine Strecke von etwa 2 m offen. Eine Art Landungsbrücke führte durch die geöffnete Mauer in den vorbeifließenden Strom, wie bearbeitete

Digitized by Google

Pfähle zeigen, die in dem Flußschlick unmittelbar an der Burg gefunden worden sind. Auch Hausreste aus dieser Burganlage sind dicht hinter der Innenseite der Mauer festgestellt worden; es handelt sich um Schwellenhäuser, die auf einem flachen Steinfundament errichtet waren. Große Mengen altslawischer Scherben des 8. und 9. Jahrhunderts und viele Tierknochen sind in den angeschnittenen Hausgrundrissen und in der damaligen Kulturoberfläche gefunden worden.

Diese slawische Anlage ist unter Anwendung von Feuer zerstört worden. Mit der Zerstörung steht wahrscheinlich in unmittelbarem zeitlichen Zusammenhang die Wiederverwendung des Platzes zu einer neuen stärkeren Burganlage, jetzt aufgeführt von den deutschen Wiedereroberern der Gebiete östlich der Elbe im 9. Jahrhundert.

Diese Neuanlage zeigt einen inneren Burgwall an der Stelle des alten slawischen und 110 m davon entfernt einen zweiten Befestigungsring. Die Außenmauer der Innenburg ist über der zusammengebrochenen slawischen Holzerdemauer errichtet. Eine zweite Mauer der Innenburg ist nur im Süden und Westen — an der weniger geschützten Landfront — zur Verstärkung gezogen. An der Südostseite konnte eine komplizierte Toranlage freigelegt werden. In festungstechnisch erfahrener Art war hier durch Einbiegen der Innenmauer und durch einen davor gezogenen Trockengraben ein Zwinger geschaffen, der ein feindliches Eindringen durch das Tor sehr erschweren mußte. An der höchsten Stelle der Burg, an der Westseite, ist 1 m hinter der inneren Umfassungsmauer der Grundriß eines rechteckigen Turmes von $4 \times 4\frac{1}{2}$ m freigelegt worden. Vor der Hauptburg zogen sich noch zwei weitere Verteidigungsgräben um die Burg. Auch sie standen mit der Elbe in Verbindung. Dicht hinter der Innenmauer der Hauptburg standen im Norden und Osten mehrere Gebäude. Auch sie waren als Schwellenbauten auf flachem Steinfundament aufgeführt.

Aus den Funden wie aus der Gesamtsituation geht klar hervor, daß wir in dieser Anlage die im Jahre 1129 durch Albrecht den Bären zerstörte Hildagesburg vor uns haben. Nach dieser Zerstörung ist sie nicht wieder aufgebaut worden.

Digitized by Google

Das römische Kastell in Altrip bei Ludwigshafen am Rhein

von Dr. Gerhard Bersu

Zweitem Direktor der Römisch-Germanischen Kommission
des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches, Frankfurt a. M.

Die Dörfer in der Umgegend von Ludwigshafen haben fast alle Namen, deren deutsche Herkunft ohne weiteres klar ist. Auffallend ist der des 7 km südlich dieser Stadt in einer weit nach Osten ausladenden Rheinschleife liegenden Dorfes Altrip. Hier hat, wie in Südwestdeutschland nicht selten, sich eine Ortsbezeichnung aus römischer Zeit, nämlich Alta Ripa (Hohes Ufer), erhalten. Eine solche Benennung erscheint heute in diesem weithin durch Aufschüttungen und Flußkorrekturen stark veränderten Teil der Rheinebene einigermaßen seltsam. Der Name wird aber verständlich, wenn man dem alten Zustand nachgeht, denn es zeigt sich, daß an der Stelle des heutigen Dorfes Altrip tatsächlich in alter Zeit ein Hochufer vorhanden war. Damals nämlich sprang von dem nordsüdlich ziehenden Rand der Niederterrasse auf der pfälzischen Seite des Rheintals von Rheingönnheim bis Altrip eine 5 km lange Halbinsel in westöstlicher Richtung aus dem gegen die Flußaue erhöhten Diluvialrand bis an den Strom vor. Sie traf in der Gegend des heutigen Dorfes Rheinau auf eine Geländeschwelle des rechten Rheinufers, an einer Stelle, wo der Fluß sich durch eine Enge hindurchzwängen muß. Diese Verhältnisse sind aus alten Karten gut erkennbar. Durch das enge Zusammenrücken der zwei Hochufer entstand hier eine ideale Übergangsmöglichkeit über den Rhein. Im Zusammenhang mit der weiteren Umgebung — der Lücke des Kraichgaues zwischen Odenwald und Schwarzwald gegenüber und der Verbindung Trier-Mainz im Rücken — hatte der Übergang in alter Zeit die gleiche Bedeutung wie der durch Verlegung der Neckarmündung entstandene heutige Rheinübergang bei Mannheim-Ludwigshafen, der diesen Städten zu ihrer großen Bedeutung

Digitized by Google

verholfen hat. Denn in römischer Zeit mündete der Neckar am Nordrand der rechtsrheinischen Schwelle in der Gegend zwischen Rheinau und Mannheim, also wesentlich nördlicher als heute.

Auf Grund dieser Lage hat Altrip in der älteren deutschen Geschichte eine große Bedeutung gehabt und einmal eine ganz entscheidende Rolle gespielt. Wie wir durch den römischen Schriftsteller Ammianus Marcellinus wissen, suchte sich im Jahre 368 nach Christus der Kaiser Valentinian I. diese Stelle aus, um im Zusammenhang mit den anderen von ihm am Rhein geschaffenen Festungsbauten hier einen großen Waffenplatz zu errichten. Zur Anlage gehörte auch ein Hafen für die Rheinflotte. Das ganze Baumaterial für diesen Waffenplatz ist zu Schiff herbeigeschafft worden. Es stammte teils aus der damals verlassenen römischen Stadt Ladenburg, teils aus den Tuffbrüchen der Eifel. Die verwendeten Ziegel wurden wohl ebenfalls zu Schiff aus den Zentralziegeleien in Rheinzabern herantransportiert. Die mit dem Namen der Truppenkommandos gestempelten Ziegel zeigen uns, welche Truppenverbände dort tätig waren. Altrip sollte das Aufmarschzentrum für ein offensives Kriegsunternehmen mit großem Ziel werden. Man wollte die hundert Jahre vorher durch den Fall des äußeren Limes verlorengegangene unmittelbare Verbindung nach der Donau hinüber, etwa dem Zuge der heutigen Bahnlinie Mannheim-Stuttgart-Ulm entsprechend, wiedergewinnen. Denn es hatte sich als notwendig herausgestellt, den nach dem Fall des Limes einzig noch vorhandenen umständlichen Umweg über Basel-Bodensee-Regensburg für die lebensnotwendige Verbindung der Reichshauptstadt Trier mit den Donauländern zu verkürzen. Aber der Feldzug, der von Altrip seinen Ausgang nahm, mißlang. Der Weg nach der Donau konnte nicht gewonnen werden. Dieses Unternehmen war der letzte Versuch, den die Römer machten, sich dauernd auf dem rechten Rheinufer festzusetzen. Seine Bedeutung liegt darin, daß die Geschichte des Landes zwischen Rhein und Donau von nun an ihre durch die Römer nicht mehr wesentlich gestörte Entwicklung nahm und es in Zukunft die Germanen waren, die ihren Gang bestimmten.

Die reizvolle Aufgabe, dem Boden durch Ausgrabung das Aussehen dieses großen Waffenplatzes wieder abzugewinnen, hat seit langem die heimische Bodenforschung gelockt. Sie war aber

Digitized by Google

erst erfolgreich möglich, seitdem die Entwicklung der Ausgrabungstechnik es gestattete, auch weitgehend zerstörte Anlagen wieder aufzuklären. Denn von den stolzen mächtigen Bauten der Römerzeit steht nichts mehr über der Erde. Ein Teil der Anlagen ist uns für Forschungszwecke sogar für immer entzogen. Im Zusammenhang mit den Rheinkorrekturen seit den sechziger Jahren und den Hafenbauten auf dem rechten Rheinufer bei Rheinau sind ausgedehnte spätrömische Mauerzüge teils gesprengt, teils hoch mit Erde zugeschüttet worden. Soweit sich noch feststellen läßt, hat es sich hierbei um zwei selbständige, aber zum Waffenplatz Alta Ripa gehörige Festungsanlagen gehandelt, die in römischer Zeit auf dem rechten Rheinufer lagen. Sie haben anscheinend rechts und links einer mit den Festungsbauten von den Römern neugeschaffenen Neckarmündung gelegen, die Neckarmündung gesichert, Deckung für den Hafen geschaffen und als Brückenköpfe gedient.

Zugänglich für die heutige Forschung ist nur noch die linksrheinische, unter dem heutigen Dorf Altrip liegende, seit alters bekannte Befestigung, deren Aufklärung durch zwei mehrmonatige Grabungskampagnen, eine im Frühjahr des Jahres 1926 und eine zweite im Winter 1926/27, erfolgte. Sie wurden als gemeinsame Unternehmung der Römisch-Germanischen Kommission des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches in Frankfurt a. M. zusammen mit dem Pfälzischen Museum in Speyer durchgeführt und standen unter der Leitung des Verfassers. Die Finanzierung der Grabung, die außergewöhnlich tiefe Erdbewegungen notwendig machte, wurde durch freundliche Unterstützung seitens des Reichsarbeitsministeriums überhaupt erst möglich. Den Einwohnern von Altrip muß besonders gedankt werden, da die Ausgrabung es vielfach nötig machte, in Gärten und Höfen tiefe Schnitte zu ziehen, und da durch Gräben in den Straßen des Dorfes der Verkehr behindert wurde. Es zeigte sich nämlich bald daß von den Mauern fast gar nichts mehr erhalten ist, und es mußte den Fundamentspuren der herausgerissenen Mauern bis in 4 m Tiefe nachgegangen werden, um wenigstens den Umriß der Festung noch festzustellen. So hat sich ein schematischer Plan der Anlage, der auf Abb. 1 gegeben ist, herausbringen lassen. Die Grabung zeigte, daß auf einer anscheinend ganz frisch gebildeten Anladung des Rheines am äußersten Vorsprung jener

Digitized by Google

obengenannten ostwestlich ziehenden Halbinsel eine Befestigung errichtet worden war, welche die für römische Festungsanlagen bisher einzig dastehende Form eines halben Sechseckes hat. Die Breitseite dieses Trapezes ist dem Rheinlauf bzw. der Neckarmündung zugewendet und eine weitere Seite wird vom Rhein umflossen. Wahrscheinlich lag vor der Breitseite im stillen Wasser ein Anlegeplatz für die Schiffe. Am breiten Sandstrand ist das

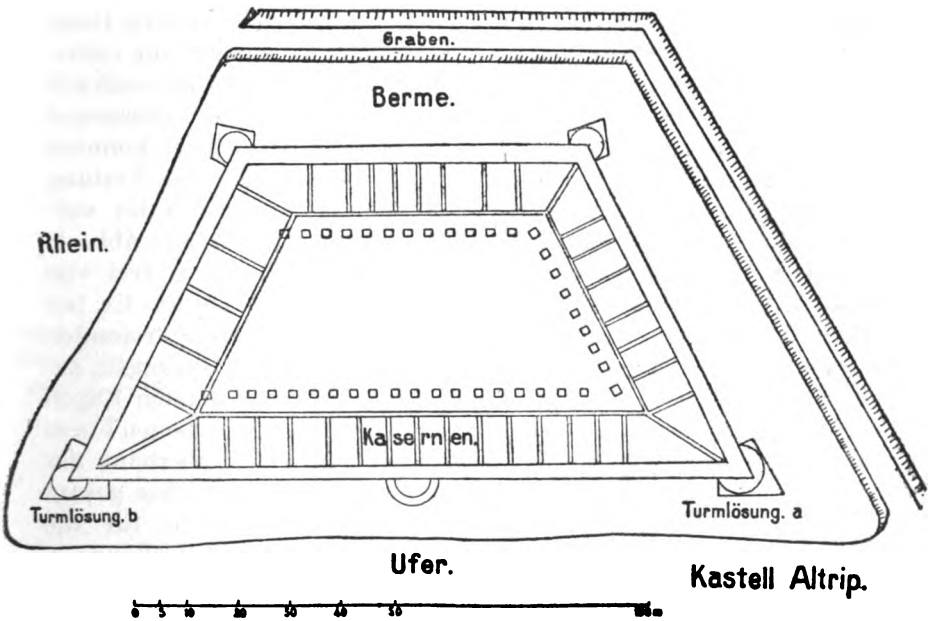


Abb. 1. Grundriß des spätrömischen Kastells unter dem heutigen Dorf Altrip

Baumaterial zugerichtet worden. Holz- und Faschinenwerk, das in 5 m Tiefe gefunden wurde, schützte auf der Rheinseite das Vorgelände vor Abschwemmung und dem Anprall der Fluten. Die Seitenlängen betragen außen 132 bzw. 2 × 72 und 68 m. Mauern von gleicher Länge und 3 m Dicke umschlossen einen Innenraum. An die Umfassungsmauer schlossen senkrecht anstoßende Quermauern von 9 bzw. 12 m Tiefe, die durch eine den Außenmauern parallel gehende Innenmauer abgeschlossen wurden. Die so ge-

Digitized by Google

schaffenen Räume bildeten die Unterkunftsräume für die Mannschaften und gaben Platz für die Vorräte. Die Anbauten an der Mauer waren massiv und mit den üblichen schweren Ziegeln abgedeckt. Auf drei Seiten schloß in 3 m Abstand an diese Innenmauer eine Pfeilerreihe, die auf der vierten Seite, wo die Quermauern 12 m lang sind, fehlte. Die Pfeiler werden einen Umgang getragen haben, so daß der Innenraum ähnlich wie der Hof einer Renaissanceschloßanlage mit Säulenarkaden aussah. Denn nach den Vorbildern der in Afrika heute noch in fast vollständiger Höhe erhaltenen Befestigungsanlagen dieser Zeit haben wir mit mehrstöckigen Bauten zu rechnen. Es ist bewundernswert, mit welcher Kühnheit die schweren Bauten über dem schlechten Untergrund aufgeführt worden sind. Nur sehr geschulte Baumeister konnten das Wagnis übernehmen, an so exponierter Stelle diese Festung zu erbauen. Einen schematischen Schnitt durch den im vorstehenden beschriebenen Teil der Befestigung gibt die Abb. 2.

Der Innenraum von 80 : 50 : 35 : 35 m Größe war frei von Bauten und anscheinend mit einem Steinpflaster belegt. Er bot Platz zum Aufmarsch für die aus den Kasernen antretenden Mannschaften. Aus den Ecken der Außenmauern sprangen gewaltige Türme heraus, von denen nur noch die untersten Lagen der Stückung der Fundamente in der im Plan angegebenen Form erhalten sind. Es kann daher über die Form des Oberbaus der Türme und die Art der Ecklösung im einzelnen nichts gesagt werden. Im Plan sind verschiedene Lösungsversuche für die Form der Türme gegegen, die bei gleichzeitigen Befestigungen als Rundtürme ausgebildet gewesen sind. Keinerlei Anhalt brachte die Grabung für die Stelle der Tore, die nach der Analogie von anderen Befestigungen wohl geschützt gewesen sind. Sie zu suchen hätte bei der Bebauung des Geländes außerordentliche Kosten bereitet. Ihre Auffindung muß späterem Zufall überlassen bleiben; in dem schematischen Grundriß sind sie weggelassen worden. Auf der Süd- und Westseite, wo flaches Gelände die Anlage begrenzte, umzog die Festung ein Graben, der in 16 m Abstand vor der Mauer verlief und als breiter Sohlgraben ausgebildet war. Nach Schlickablagerungen zu schließen, war er zum mindesten bei höherem Wasserstand mit Wasser gefüllt.

Das Ganze gibt ein Bild jenes aufs raffinierteste ausgedachten, unter orientalischen Einflüssen stehenden spätrömischen Be-

Digitized by Google

festigungsbaues, demgegenüber die römischen Kastelle der Limeszeit, wie etwa die Saalburg, schwächliche Bauten sind. Die Hauptidee der spätrömischen Verteidigungskunst ist deutlich erkennbar. Sie richtet sich darauf, ein Untergraben der Festungsmauer durch einen Stollen unmöglich zu machen und den Gegner schon im Vorfeld der Befestigung aufzuhalten. Die Umfassungsmauer ist deshalb bis dicht auf den Fließsand fundamentiert, der den Untergrund bildet und der auch mit Mitteln der heutigen Technik nur schwer zu bewältigen ist. Da die Mauer in den Bereich des Grundwassers zu liegen kam, wurden hier vulkanische Tuffquadern aus der Eifel, die ein wasserfestes Baumaterial sind, verwendet. Der weit vorgelegte Graben hält den Gegner an der

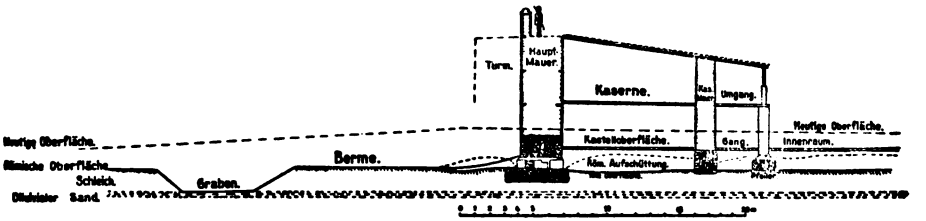


Abb. 2. Schnitt durch die Befestigungsanlagen des Kastells Altrip, Wiederherstellungsversuch

Grenze des Schußbereiches der damaligen Waffen auf. Die mächtigen Türme, die etwa dieselbe Bedeutung wie die Forts der unter Einwirkung der Feuerwaffe größer gewordenen Entfernungen der modernen Befestigungen haben, dienen als Standplatz für die Wurfgeschütze und gestatten, weit aus der Mauer herausspringend, bequeme Schußrichtung nach allen Seiten des Vorfeldes. Die schweren Geschosse der auf den Türmen aufgestellten freibeweglichen Schleudermaschinen machen jede Annäherung des Gegners auch unter dem bedeckenden Schutz von Holzbauten unmöglich, und die in den unteren Stockwerken der Türme placierten Mannschaften können den Raum vor der Mauer, die Berme, ebenfalls flankieren. Der Abstand der Türme entspricht der wirkungsvollen Reichweite der Schußwaffen.

Digitized by Google

Wie das Profil zeigt, ist der gesamte Innenraum etwa 1,50 bis 2 m gegen das Außengelände aufgeschüttet worden, so daß ein Miniergang eine so steile Böschung erhalten mußte, daß es auch bei Bewältigung des Fließsandes praktisch unmöglich ist, mit ihm ins Innere zu gelangen. Solche Aufschüttungen des Innenraumes, durch welche die Befestigungen wie ein Block über dem Vorgelände stehen, sind nur bei spätrömischen Anlagen üblich. Die gewaltige Mauer mit ihrem durch Traßzusatz eisenharten Mörtel ist mit Belagerungsmaschinen nicht zu erschüttern, und die dicht an die Mauern angebauten Kasernen liegen unter dem Schutz der Mauer in einem so günstigen Winkel für die Flugbahn der gegen die Befestigung geschleuderten Geschosse, daß die hier untergebrachten Truppen und Vorräte bestmöglich gesichert sind. So sind für die Kampfmittel der Germanen uneinnehmbare Befestigungen geschaffen worden. Es ist reizvoll zu sehen, daß in dem Maße, wie der Kampfwert der Truppen in der Spätzeit schlechter wurde, die materielle Qualität der Festungsanlagen selbst sich ständig verbesserte.

Die Ausgrabung von Altrip hat uns damit ein geradezu klassisches Beispiel der spätrömischen Befestigungstechnik geliefert, das für uns um so wichtiger ist, als es sich nicht um eine beliebige Befestigung, sondern um eine der direkten Initiative des Kaisers und der obersten Heeresleitung entsprungene Anlage handelt. Es ist schmerzlich, daß die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zerstörten Anlagen auf dem rechten Rheinufer nicht untersucht worden sind. So bleibt unser Wissen von diesem bedeutenden Waffenplatz, der uns noch viele Aufschlüsse über die hochstehende Ingenieur- und Festungsbaukunst der spätrömischen Zeit hätte geben können, leider für immer lückenhaft.

Digitized by Google

Die Ausgrabung von Vetera bei Xanten

von Professor Dr. Hans Lehner
Direktor des Provinzialmuseums in Bonn

Mit Tafel 30 und 31

1. Die Aufgabe der Ausgrabung

Als der Kaiser Augustus nach der Niederlage des Lollius im Jahre 16 vor Christus zur Sicherung der gallischen Provinzen den Plan gefaßt hatte, Germanien bis an die Elbe zu erobern, wurde in den Jahren nach 15 vor Christus eine gewaltige Operationsbasis am Rhein angelegt, deren Hauptwaffenplätze Mogontiacum gegenüber der Mündung des Mains und Vetera gegenüber der Mündung der Lippe in den Rhein waren. Die Stelle des Lagers Vetera war nach Tacitus 60 römische Meilen nördlich von Köln, seinen Namen trug es offenbar nach einer einheimischen Ansiedlung, die in der Nähe war (Tacitus, Annalen 1, 45: *loco Vetera nomen est*). Von dort aus gingen die Feldzüge des Drusus nach Germanien, von dort aus auch die unglückliche Expedition des Quinctilius Varus, die mit der Vernichtung der drei Legionen XVII, XVIII und XIX und der zugehörigen Hilfstruppen endete. Im Todesjahr des Augustus 14 nach Christus war Vetera das gemeinsame Winterlager der V. und XXI. Legion. Im Jahre 69 haben nach Tacitus die V. und XV. Legion dort gelegen. Es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit aus den historischen Verhältnissen erschließen, daß der Ersatz der XXI. durch die XV. Legion in den vierziger Jahren des 1. Jahrhunderts stattfand. In den Kriegen 69/70 von den Batavern unter Claudius Civilis erstürmt und eingeäschert, wurde das Lager später jedenfalls durch Traian wieder erneuert und von 119 ab mit der legio XXX Ulpia victrix besetzt, die bis in die späteste Kaiserzeit dort lag. In der Zwischenzeit zwischen 70 und 119 scheinen die Legionen XXII und VI zeitweilig dort gelegen zu haben.

Dieser flüchtige Überblick über die Geschichte von Vetera und seine wechselnden Besatzungen zeigt schon, daß der Gedanke, alle diese Truppen hätten in der mehrere Jahrhunderte

Digitized by Google

langen Zeit immer dasselbe Lager innegehabt, ausgeschlossen ist, denn auch abgesehen von der literarisch überlieferten Vernichtung des Lagers im Jahre 70 wissen wir, daß sich im Laufe der Jahrhunderte so bedeutende Veränderungen in der Befestigung und Einrichtung römischer Lager vollzogen haben, daß auch Vetera davon nicht unberührt geblieben sein kann. Durchgreifende Umbauten und Erneuerungen mußte man an dem Lager also zum mindesten voraussetzen.

Die Aufgabe der Ausgrabung von Vetera war also von vornherein folgende. Die verschiedenen Bauperioden des Lagers von der Zeit des Augustus bis zum Ende der Römerherrschaft im Rheinland müssen aufgesucht und möglichst gründlich und vollständig untersucht werden sowohl bezüglich ihrer Lage, ihrer Ausdehnung und Befestigungsart als auch ihrer inneren Einrichtung, ihrer Zeitdauer und Aufeinanderfolge. Es müssen ferner die bürgerlichen Ansiedlungen, Gräberfelder und Straßen, die durch das Lager und im engsten Anschluß an dasselbe entstanden sind, mit gleicher Gründlichkeit erforscht werden. Dieser Riesenaufgabe hat sich das Bonner Provinzialmuseum von 1905 an unterzogen im vollen Bewußtsein, daß Jahrzehnte angestrengter und entsagungsvoller Arbeit darüber vergehen würden.

2. Die vorhandenen Reste und die Ausgrabungstechnik

Wenn man gesehen hat, wie in Pompeji einfach die lockeren und reinlichen Bimssandschichten abgehoben zu werden brauchen, um Gebäude bis zu zwei Stockwerken Höhe dem Boden wieder abzugewinnen, oder wenn man gehört oder gelesen hat, wie in Ägypten und Tripolitanien, in Arabien und Syrien die hochstehenden Bauten buchstäblich nur vom Wüstensande befreit und gereinigt zu werden brauchen, um fast unversehrt wiederzuerstehen, so möchte man fast ein Gefühl des Neides verspüren angesichts des Erhaltungszustandes unserer rheinischen Baureste aus dem Altertum. Bietet doch, abgesehen von einigen bescheidenen Resten in anderen Städten, eigentlich nur die Kaiserresidenz Trier oberirdisch erhaltene römische Baureste von erheblichem Ausmaß, die nur in ihren untersten Teilen von Anschwemmung und Schutt der späteren Jahrhunderte verschüttet sind und sich daher auch bezüglich der anzuwendenden

Digitized by Google

Ausgrabungstechnik mit jenen südlichen Bauten vergleichen lassen. Was sonst von römischen Bauresten im Rheinland erhalten ist, beschränkt sich größtenteils auf unterirdisches Fundamentmauerwerk; der Oberbau ist längst dem Einsturz oder dem Abbruch für Neubauten zum Opfer gefallen; bestenfalls zeichnen sich noch im schützenden Walde die Mauerzüge als begrünte Wälle ab, die im Innern Mauerschutt und die untersten Reste des Aufgehenden enthalten.

Aber nicht einmal diese bescheidenen Leitspuren für den Beginn der Ausgrabung sind uns bei Vetera vergönnt gewesen. Daß der Hügel, auf dem nach Tacitus' Beschreibung das Lager Vetera lag, der Fürstenberg südlich von Xanten ist, ist wohl niemals ernstlich bezweifelt worden. Nicht nur stimmen die geographischen Angaben gut mit der Lage des Hügels überein, sondern Zufallsfunde verschiedenster Art haben gerade die Anwesenheit der literarisch bezeugten Truppen dort bewiesen: Dachziegel und Stempel der V. und XV. Legion finden sich dort massenhaft, seltener solche der XXX. Legion; Topfscherben, Glasbruchstücke und Münzen des 1. Jahrhunderts liegen in Mengen auf dem Hügel oder kommen bei der Arbeit mit dem Tiefpflug leicht zutage; wegen seiner auffallend vielen geschnittenen Steine (Intaglios) ist der Fürstenberg seit Jahrzehnten berühmt. Und am Südfuß des Hügels im Dorf Birten ist jenes berühmte Kenotaph des M. Caelius aus der XVIII. Legion schon vor mehreren Jahrhunderten gefunden worden, welches als einziges Denkmal des Varianischen Krieges ein historischer Markstein allerersten Ranges, gleichzeitig ein Hauptzeugnis für die Identität des Fürstenbergs mit dem Hügel von Vetera ist. Das sind aber auch alle äußeren Anhaltspunkte dafür, daß dort das Lager gelegen hat. Im Gelände selbst, das als fruchtbares Ackerland seit langem von der Kulturarbeit völlig eingeebnet ist, hat sich auch nicht die leiseste oberirdische sichtbare Spur ehemaliger Bau- und Befestigungsanlagen erhalten. Die einzige Ausnahme bildet das kleine Amphitheater am Südfuß des Fürstenberges, welches frommer Christenglaube als Marterstätte des hl. Viktor von der thebaischen Legion vor der Zerstörung bewahrt hat. Aber es konnte auch nicht viel weiter helfen, denn daß es mit Vetera im engsten Zusammenhang steht, konnte man vor Beginn der Ausgrabungen auch nicht wissen. Die

Digitized by Google

geographischen und topographischen Angaben aus der antiken Literatur erwiesen sich nur als ganz allgemeine Fingerzeige, insbesondere die Schilderung des Tacitus, wie sich das Lager sanft den Hügel hinanzog, konnte auf die Süd-, West- und Nordseite des Fürstenberges gleich gut passen. Die Meinungen der Gelehrten, welche im Laufe der Zeit den Fürstenberg bestiegen hatten, gingen denn auch über die Lage des Lagers sehr auseinander.

So blieb für den Beginn der Ausgrabung keine andere Methode übrig, als zunächst einmal mit langen Suchschnitten durch das Gelände eine Grenze, in diesem Fall also einen Festungsgraben aufzusuchen, von dem aus man sich weitertasten konnte. Die ersten Suchschnitte führten dann auch bald nahe der höchsten Kuppe des Hügels zur Auffindung eines solchen Umfassungsgrabens eines augusteischen Lagers. Aber schon hier zeigte sich, was in vielfach verstärktem Maß der Fortgang der Grabung lehrte, daß es nicht mit einem augusteischen Lager getan ist; wir durchschnitten gleich zwei Bauperioden von Befestigungen augusteischer Zeit, zu denen später noch viele andere kamen. Nach dem Schema, das uns schon aus den Ausgrabungen bei Haltern, Remagen und der Alteburg bei Köln geläufig war, bestanden diese Befestigungen aus breiten und tiefen Spitzgräben, hinter denen der Wall von einer doppelten Holzverschalung in einer Breite von 3 m = 10 römischen Fuß aufgeschichtet war. Die einzigen Reste waren die Pfostenlöcher der Holzverschalung und das in dem gewachsenen Boden durch seine unreine Einfüllung erkennbare Grabenprofil.

In derselben Weise, durch zahlreiche Versuchsschnitte (Taf. 30, 1), wurden nun die Umfassungsgräben und Palisaden weiterer augusteischer Lager und endlich der Graben des neronischen Lagers der V. und XV. Legion festgestellt und nun durch Querschnitte weiterverfolgt, bis der Umfang des letzteren vollständig feststand, während die augusteischen Linien vorläufig nur soweit weiterverfolgt wurden, als es die gerade zu Gebote stehenden Geländeflächen gestatteten. Denn es muß an dieser Stelle eingeschaltet werden, daß wir genötigt sind, jährlich ein bestimmtes Areal für unsere Ausgrabungen nach der Ernte zu pachten und vor der Neubestellung wieder in gebrauchsfähigen Zustand zu versetzen. Ein Offenlassen größerer bereits

Digitized by Google

durchgrabener Flächen während der nächsten Ausgrabungsperiode, welches natürlich oft sehr erwünscht wäre, ist bei der intensiven Feldwirtschaft auf dem Fürstenberg ausgeschlossen[1].

Nachdem also in der angedeuteten Weise der Umfang des Doppellegionslagers der V. und XV. Legion festgestellt war und damit auch die Stellen der vier Tore dieses sehr regelmäßigen Rechtecks und seine Hauptstraßenzüge ermittelt waren, konnte endlich ins Innere vorgedrungen und die Aufdeckung der Lagerbauten begonnen werden. Wir begannen mit der Aufsuchung des Zentralgebäudes, des Praetoriums, dessen Lage am Kreuzungspunkt der beiden durch die Tore gegebenen großen Lagerachsen des cardo und des decumanus am sichersten feststand. Bot also die Auffindung dieses massiven Steinbaues keine Schwierigkeiten, so gestaltete sich seine Untersuchung doch nicht so einfach, wie man annehmen könnte. Denn es zeigte sich alsbald, daß die spätere Zeit mit dem am Niederrhein kostbaren Steinmaterial, welches weither aus der Eifel gebracht worden war, so gründlich aufgeräumt hatte, daß sogar die Fundamentgruben bis auf ganz geringe Reste ihres Steininhaltes beraubt waren. Glücklicherweise war bei dieser Abbruchsarbeit so sparsam verfahren worden, daß die Wände der Fundamentgruben dabei nicht zerstört wurden, so daß ihre Kanten im gewachsenen Boden und in den vielfach durchschnittenen älteren Anlagen deutlich und scharf erhalten waren, während ihr Inhalt in der Regel nur aus dem beim Abbruch liegen gebliebenen Mörtelschutt bestand. Eine photographische Ansicht (Taf. 30, 2) mag diesen Zustand veranschaulichen. Man sieht daraus die langen schnurgeraden Ausgrabungsschnitte, mittelst derer wir den Fundamentgruben nachgingen und die grunsdätzlich so angelegt wurden, daß die Fundamentgrube in die Mitte des Schnittes gefaßt wurde. Die mittlere tiefe Rinne auf dem Bild stellt die ausgeräumte Fundamentgrube dar, daneben sieht man beiderseits den stehen gebliebenen gewachsenen Boden. Die Wände des Ausgrabungsschnittes sind haarscharf nach der Schnur angelegt und genau senkrecht abgestochen, was die Messungen besonders erleichtert. Die Auffindung der Fundament-

[1] Über diese ersten der Aufsuchung der Lager gewidmeten Ausgrabungskampagnen finden sich ausführliche Berichte in den Bonner Jahrbüchern 114/5, 1906, S. 318 ff.; 116, 1907, S. 302 ff. und 119, 1910, S. 230 ff.

Digitized by Google

gruben, die sich durch ihre Schuttfüllung von dem anstehenden gewachsenen Boden unterschieden, erfordert also in jedem Falle dieselbe Aufmerksamkeit, wie die eines wiedereingefüllten Grabens oder eines Pfostenloches. Ähnlich wie bei dem Praetorium lagen nun die Verhältnisse bei allen bisher ausgegrabenen Bauten, nur daß hier bisweilen in der Fundamentgrube noch die unterste Lehm- oder Tonbettung für das Fundament erhalten war. Da aber auch diese nicht überall so deutlich zu erkennen ist wie auf der Abbildung, sondern namentlich bei nassem Wetter sich rasch in einen tonigen Brei auflöst, der sich schwer von der gewachsenen Erde der anstehenden Fundamentgrubenkanten unterscheiden läßt, so erfordern auch diese Fundamentspuren ganz besonders aufmerksame und geübte Arbeiter. Die Schwierigkeit wird, wie hier nachträglich bemerkt sei, noch erhöht durch die fortwährend wechselnde Struktur des gewachsenen Bodens. Der 'Fürstenberg' ist ja kein massives Gebirge, sondern eine Endmoräne eines Eiszeitgletschers und setzt sich daher in buntem Wechsel aus Sand, Tonerde und Kies zusammen, was oft die Unterscheidung des nie bewegten gewachsenen Bodens von den wiederzugefüllten oder zusammengeschwemmten künstlichen Vertiefungen sehr schwierig gestaltet. Diese besonderen Verhältnisse müssen billigerweise in Betracht gezogen werden bei der Beurteilung des bisher Erreichten in seinem Verhältnis zu der dazu verbrauchten Zeit. Wir haben von 1905 bis 1914 regelmäßig nach der Ernte auf den uns zur Verfügung gestellten Feldern gegraben, dann kam die große Kriegs- und Nachkriegspause bis zum Jahre 1925, wo es endlich wieder möglich war, die Ausgrabung fortzusetzen. Es sind also bisher dreizehn Kampagnen erforderlich gewesen, um die nachstehend kurz skizzierten Ergebnisse zu erreichen.

3. Die Ergebnisse der bisherigen Ausgrabung

Wenn ich kurz zusammenfassend die Ergebnisse und die Bedeutung der bisherigen Ausgrabungen skizziere, so darf ich mich für alle Einzelheiten auf das Schriftchen »Das Römerlager Vetera bei Xanten« (Bonn 1926) beziehen, in welchem die Ergebnisse bis 1925 einschließlich übersichtlich dargestellt sind. Zur Ergänzung für 1926 und 1927 liegen vor: ein Bericht über die Aus-

Digitized by Google

grabungen von 1926 in der Germania 11, 1927, S. 17 ff. und über 1927 ebenda 12, 1928, S. 20 ff.

Die bisherigen Ausgrabungen haben sich ausschließlich mit den Lagerperioden beschäftigt, welche mit den Jahren 15 vor Christus bis 70 nach Christus, also von der Gründung bis zur Zerstörung, umschrieben werden können. Für die Lager der flavischen und späteren Zeit sind noch keine Anhaltspunkte vorhanden; es ist aber auch noch nicht nach ihnen gesucht worden, da die vorhergehenden Lagerperioden Arbeit in Hülle und Fülle boten. Innerhalb des Zeitraums bis zur Zerstörung 70 nach Christus haben wir bisher drei Hauptperioden des Lagers Vetera festgestellt.

Die erste ist die Periode der augusteischen Offensive gegen Germanien von 15 vor bis 16 nach Christus, die gekennzeichnet ist durch den ganz provisorischen Charakter der Befestigungen. Erdwall und Graben ebenso wie die Baracken und Zelte im Innern waren nur für die Winterpause der Feldzüge bestimmt, man ließ das Lager jedesmal verfallen, wenn man zum Sommerfeldzug nach Germanien ausrückte, und errichtete es neu, wenn man die Winterquartiere bezog. Die Folge ist, daß wir bereits die Reste von etwa einem Dutzend augusteischer Lager übereinander, die sich nacheinander ablösten, gefunden haben.

Die zweite Periode beginnt mit der Aufgabe der Offensive gegen Germanien 16 nach Christus, und reicht bis in die Regierungszeit des Claudius (41 bis 54). Dieses Lager der V. und XXI. Legion ist zwar auch noch aus Erde und Holz ohne Stein und Ziegel gebaut, aber entsprechend seinem dauernden Charakter bereits solider als die flüchtigen älteren Erdwerke.

Die dritte Periode ist die des Zweilegionenlagers der V. und XV. Legion, welche sich wohl schon von 43 an dort einrichteten, aber im wesentlichen erst unter Nero (54 bis 68) jene monumentale Lagerstadt erbauten, die der Katastrophe des Jahres 70 zum Opfer fiel. Dieses neronische Lager, im Innern in Stein und mit Ziegel erbaut und mit dem ganzen Luxus kaiserzeitlicher Baukunst ausgestattet, ist bisher am genauesten untersucht worden. Genau der Schilderung bei Tacitus entsprechend den Südhang des Fürstenbergs hinansteigend bedeckt das rechteckige Lager eine ungeheure Fläche von 932 m Länge zu 636 m Breite, hat also einen Flächeninhalt von 59,28 ha. Die Be-

Digitized by Google

festigung war nur leicht (Wall mit Holzverschalung und Graben), auch die vier Tore hatten noch hölzerne Tortürme, was den Eroberern, wie Tacitus bestätigt, ihre Arbeit sehr erleichterte. Desto prachtvoller und massiver waren die Hauptgebäude im Innern errichtet und ausgestattet, welchen die bisherigen Ausgrabungen in erster Linie gegolten haben.

In zentraler, beherrschender Lage, genau hinter der Mitte der ost-westlich verlaufenden Prachtstraße, der via principalis, erhob sich das Praetorium, das repräsentative Amtsgebäude, ein gewaltiger Rechteckbau von 120×92,80 m Grundfläche, mit einem großen mit Säulenhalle umgebenen Versammlungshof und einer mächtigen mit Säulen geschmückten basilikalen Halle dahinter (Abb. 1). Um diesen Kern des Gebäudes gruppierten sich die Büros des Stabes, die Legionsarchive und die Waffenkammern für die Aufbewahrung der blanken Waffen. Die Hauptaxe des Praetoriums, die sich nach Norden und Süden durch die beiden Tore an Front und Rückseite (porta praetoria und porta decumana) des Lagers verlängert, scheidet auch, wie die gestempelten Ziegel lehrten, ganz genau den Lagerraum der beiden Legionen, der V. und XV. Legion.

An diesen Zentralbau des Lagers reihen sich zunächst rechts und links (östlich und westlich) zwei große Gebäude an, welche nicht, wie das Praetorium, ihre Haupteingänge zur via principalis, sondern dem Praetorium zuwenden, also deutlich zu diesem in Beziehung stehen. Es sind zwei Paläste, offenbar für die Höchstkommandierenden der beiden Legionen, die beiden Legaten, bestimmt. Während der eine, östliche, 1927 gefunden ist und erst teilweise ausgegraben werden konnte (die Fortsetzung ist für 1928 in Aussicht genommen), ist der westliche vollständig untersucht und stellt mit seiner Fülle von Peristylhöfen, seinem säulenumgebenen langgestreckten hippodromähnlichen Garten und seiner Säulenvorhalle vor der Ostfront einen Baukörper dar, wie er in solcher Vollständigkeit und Großartigkeit bisher noch in keinem römischen Lager festgestellt worden ist (Abb. 2). Sein östliches Gegenbild scheint ihm nach den bisherigen Ausgrabungen an Großartigkeit und Reichtum der Gliederung nichts nachzugeben, verspricht aber noch ungeahnte Überraschungen, da es nicht etwa eine schematische Wiederholung desselben Grundrisses darstellt, sondern ein selb-

Digitized by Google

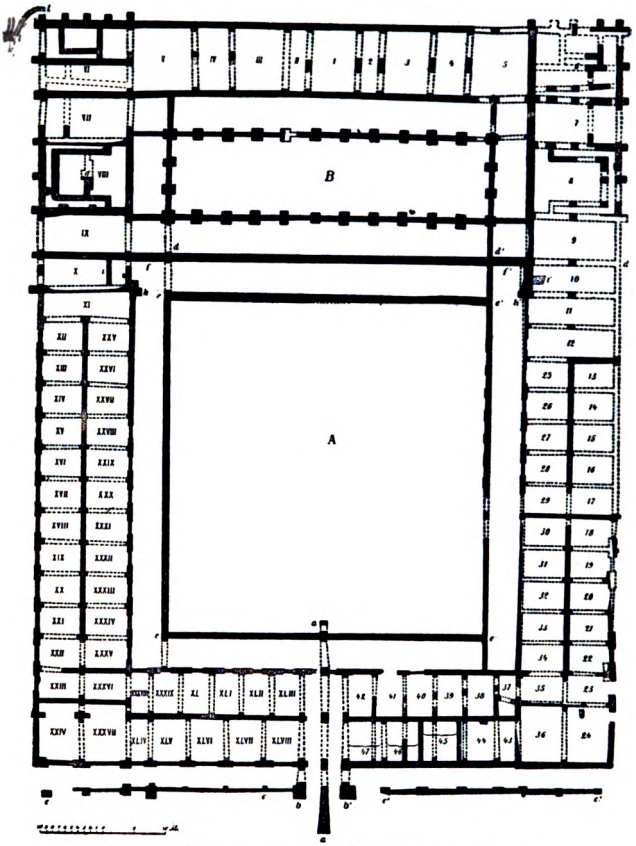


Abb. 1. Vetera, Grundriß des Praetoriums

ständiges, ganz anders disponiertes bauliches Gebilde gewesen ist (Germania 12, 1928, S. 22 Abb. 2).

Der bisher geschilderte Baukomplex des Praetoriums und der beiden Legatenpaläste wird im Norden durch eine Straße begrenzt, die der via principalis im Süden parallel läuft. Auf ihrer nördlichen Seite reihen sich nun weitere wichtige Bauten an. Direkt hinter (nördlich von) dem Praetorium ist wieder ein gewaltiger rechteckiger Bau schon fast ganz ausgegraben, der das Praetorium sogar an Größe noch übertroffen hat (124×95 m). Er besteht wieder aus einer Anzahl Binnenhöfe und größerer

Digitized by Google

Säle, um welche sich eine große Menge von kleinen Zimmern gruppiert. Im Osten und Süden ist er von je einer Porticus begleitet. Da seine Innenfläche noch nicht vollständig ausgegraben werden konnte, so steht seine Bestimmung noch nicht ganz fest; der Lage nach würde man am ehesten an das Amtsgebäude und die Wohnung des Platzkommandanten, des praefectus castrorum, denken, welcher natürlich auch im Zweilegionenlager nur einmal vorkommt und dem ein geräumiges Amtshaus in zentraler Lage des Lagers gebührt.

Westlich und anscheinend auch östlich schließen sich an dieses große Gebäude offenbar wieder symmetrisch zwei Reihen kleinerer Gebäude von deutlich wohnhausartigem Charakter an, von denen die westliche Reihe bereits untersucht, die östliche wenigstens festgstellt ist. Es handelt sich bei der westlichen Reihe um drei ganz gleichartige nebeneinanderliegende annähernd quadratische Wohnbauten, die sich je um einen rechteckigen Peristylhof mit einer Anzahl größerer und kleinerer Zimmer gruppieren und vor welchen wieder Portiken an der Straße im Süden angelegt sind. Man betritt diese Häuser von dieser Straße her in einem großen Empfangssaal, dem gegenüber in der Mitte der Nordseite ein apsidenartig ausspringender größerer Saal, der oecus, entspricht. Der Umstand, daß diese immerhin recht stattlichen Wohnhäuser (sie haben etwa 40 m Seite) offenbar zu je dreien auf jeder Lagerseite erscheinen, daß man es also mindestens mit sechs, vielleicht sogar mit zwölf solchen Bauten zu tun hat, führt zu der Vermutung, daß es die Wohn- und Amtsgebäude der nächsthöheren Offiziere der Legionen, nämlich der Tribunen, welche den Legaten zu vertreten haben, gewesen sind.

Ich beschränke mich der Kürze halber darauf, nur diese wesentlichen und vollständigsten Ergebnisse der bisherigen Ausgrabungen aufzuzählen. Es sind außerdem schon eine Anzahl weiterer Bauten, auch Kasernen, soweit es das jeweils zur Verfügung stehende Gelände gestattete, teilweise untersucht worden. Es ist auch schon die Lage der canabae südöstlich vom Lager und die Zeit und Anlage der kleinen Arena vor seiner Südostecke festgestellt worden. Alle diese Dinge mögen hier nur kurz erwähnt werden und es soll lieber noch etwas über die Bedeutung der bisherigen Ausgrabungen im allgemeinen gesagt werden.

Digitized by Google

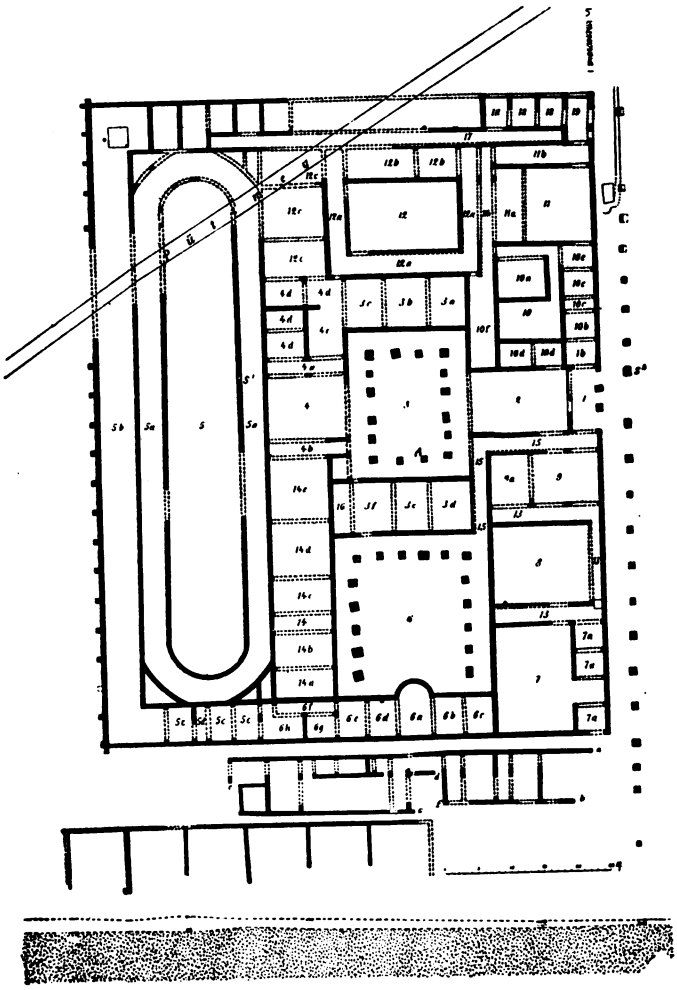


Abb. 2. Vetera, Grundriß des Legatenpalastes

Digitized by Google

Wie es hier zum ersten und wohl einzigen Mal möglich ist, ein römisches Zweilegionenlager auf deutschem Boden zu untersuchen — denn das andere in Mainz kann wegen der modernen Bebauung niemals auch nur annähernd vollständig ausgegraben werden —, so ist es auch ein besonders günstiger Umstand, daß man offenbar im Jahre 70 die Lagerstätte verlassen und alle späteren Lager an anderer Stelle errichtet hat. Denn dies ist der Grund, weshalb die Grundrisse des neronischen Lagers so klar und ungestört durch spätere Veränderungen herausgeschält werden können. Wenn man die Ausgrabungsergebnisse von Vetera etwa mit denen des Lagers Novaesium vergleicht, so springt diese Tatsache besonders ins Auge. In Novaesium sind gerade die Hauptgebäude des Lagers durch mehrfache Umbauten so stark verändert worden, daß keiner ihrer Grundrisse auch nur annähernd klar herausgeschält werden konnte. Ebenso ist es bei allen anderen bisher ausgegrabenen Legionslagern. Wie ein Praetorium des 1. Jahrhunderts, wie die Paläste und Amtslokale der hohen Offiziere eigentlich ausgesehen haben, das lehrt uns erst die Ausgrabung von Vetera. Eine Fülle von lagergeschichtlichen Erkenntnissen über die Größe und Einrichtung des Zweilegionenlagers, über die Lagerordnung der beiden Legionen verdanken wir bereits diesen Ausgrabungen. Daß beispielsweise die beiden Legionslegaten zusammen im Lager wohnten und offenbar abwechselnd das Kommando der ganzen Armee führten, das wissen wir erst jetzt. Und daß es sich um eine Stätte von weltgeschichtlicher Bedeutung allerersten Ranges handelt, die hier erschlossen wird, habe ich ja eingangs erwähnt. Aber nicht nur für die allgemeine Geschichte des Rheinlandes ist die Ausgrabung von so hoher Bedeutung wie wohl kaum eine andere, die gegenwärtig im Rheinlande ausgeführt wird, sondern auch für die allgemeine Kunst-, insbesondere die Architekturgeschichte. Die klaren Grundrisse des Praetoriums und des Legatenpalastes haben bereits zwei archäologisch geschulte Architekten zu Entwürfen des Aufbaues dieser Gebäude veranlaßt und die nach den Rekonstruktionen von Geheimem Baurat Dr. Schultze und Regierungs- und Baurat Dr. Mylius in Bonn hergestellten großen Baumodelle (Taf. 31, 1 u. 2) sind eine besonders lehrreiche Zierde des Bonner Provinzialmuseums. Aber weit darüber hinaus beginnen so eigenartige und dabei so genau

Digitized by Google

zeitlich bestimmbare Baukörper wie der Legatenpalast bereits auch für die klassische Architekturgeschichte fruchtbar zu werden. Es sind Gebilde, welche nicht, wie die bürgerlichen Wohnhäuser und die gallorömischen Tempelbauten, den provinzialen Gewohnheiten und Bedürfnissen der einheimischen Bevölkerung sich anpaßten, sondern, den Erfordernissen der Lagerordnung entsprungen, aus dem Süden ungeändert mitgebracht worden sind, für die es aber im Süden bisher keine Analogien gibt. So werden diese Gebäude für die Erkenntnis klassisch-römischer Architektur der neronischen Zeit, wie Professor Rodenwaldt bereits in einem Aufsatz in der Zeitschrift »Gnomon« gezeigt hat[1], von allergrößter Bedeutung und noch gar nicht abzuschätzendem Wert. Diese bisher noch wenig bekannte Epoche der italisch-römischen Architekturgeschichte erhält so durch die Ausgrabung von Vetera eine ganz ungeahnte Bereicherung und Beleuchtung. Dies im einzelnen auszuführen, würde über den Rahmen dieses gedrängten Überblicks hinausgehen, es muß dafür auf den genannten Aufsatz im Gnomon verwiesen werden.

Die basilikale Halle im Praetorium ihrerseits gewinnt für die Geschichte der heidnisch-römischen Basilika nicht nur, sondern auch für die Geschichte der Entwicklung des Kirchenbaues eine überraschende Bedeutung, wie Geheimer Baurat Dr. R. Schultze in einem soeben erschienenen größeren Werk[2] dargetan hat. Diese Bemerkungen mögen genügen, um zu zeigen, wie fruchtbar die bisherigen Ausgrabungen von Vetera bereits nach den verschiedensten Richtungen geworden sind und noch zu werden versprechen.

Ich schließe meine Ausführungen mit dem Satz, den Professor Rodenwaldt an den Schluß seines oben angeführten Aufsatzes stellt: »So füllen die Xantener Bauten eine wichtige Lücke in der Geschichte der römischen Architektur aus und spiegeln eine ihrer entscheidenden Phasen wider, von der uns in Rom nur dürftige Reste erhalten sind. Wir . . . können nur wünschen, daß die Fortsetzung der Xantener Grabungen in großzügiger Weise ermöglicht wird.«

[1] Gnomon 2, 1926, S. 337 ff.

[2] Basilika, Untersuchungen zur antiken und frühmittelalterlichen Baukunst (Römisch-Germanische Forschungen II. W. de Gruyter 1928).

Digitized by Google

Die römischen Lager bei Haltern in Westfalen

von Dr. August Stieren
Direktorial-Assistent am Landesmuseum der Provinz Westfalen in Münster

Mit Tafel 32

Um 1900 begann die »Altertumskommission für Westfalen« im Verein mit dem Archäologischen Institut planmäßig römischen Spuren an der Lippe nachzugehen. Aus zwei Gründen: Quellen des Altertums ließen im Lippetal, dem Haupteinfallswege der römischen Eroberungszüge von 11 vor bis 16 nach Christus, am ehesten römische Spuren erwarten. Ihre Eigenart mußte ermittelt werden, da eine verhältnismäßig reiche Literatur des 19. Jahrhunderts in Westfalen Römisches, Germanisches und Fränkisches zu einem wirren Knäuel verstrickt hatte.

Rund 40 km von der Mündung in den Rhein (damals gegenüber Vetera) wird die Lippe in ihrem Tal eingeengt durch beiderseits bei Haltern aufsteigende Höhenzüge von 30—50 m Erhebung über Flußhöhe. Der knapp in das Tal vorspringende Annaberg mußte die Aufmerksamkeit der Römer sowohl wie der Altertumskommission zuerst auf sich lenken. Auf der zerwühlten Oberfläche des Berges gelang es insbesondere Schuchhardt, ein römisches Lager festzustellen. Das 7 ha große Kastell, das in die Zeit des Drusus zurückreicht, hat die Gestalt eines Dreiecks mit gerundeten Ecken und besitzt holzversteiften Wall mit Türmen sowie einen Spitzgraben (Abb. 1, I). Beobachtungsmöglichkeiten und Funde waren auf dem Annaberge dürftig. Hoffnungsvoller wurden beide schon bei der Aufdeckung des sogenannten Anlegeplatzes am nördlichen Uferrande des römischen Lippelaufes. Hier war zur Landseite durch Gräben ein Raum von rund 200 m Länge und 35 m Tiefe befestigt. In den Gräben fanden sich große Mengen angekohlter Weizenkörner, so daß die Bestimmung der Anlage als Feldproviantamt gegeben war (Abb. 1, V). Ein wesentlich günstigerer äußerer Befund ließ denn klare Erkenntnisse gewinnen bei dem Uferkastell. Es liegt

Digitized by Google

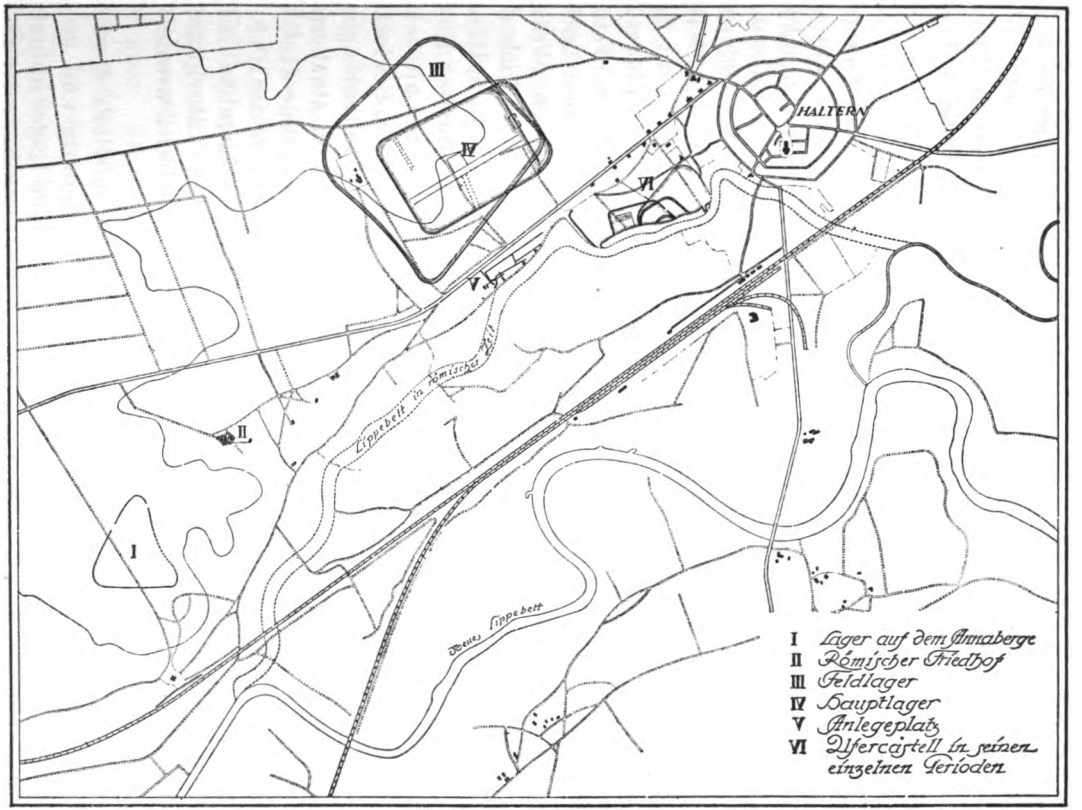


Abb. 1. Übersichtsplan der römischen Anlagen bei Haltern

Digitized by Google

auf einem halbinselförmig ins Lippetal vorspringenden flachen Böschung. Unzweifelhaft ein Brückenkopf, hat es mindestens vier, meist auch zeitlich trennbare Anlagen verschiedener Größe. Allen gemeinsam ist die etwa halbbogenförmige Gestalt und die Befestigung mit Graben und starken holzgebundenen Wällen. Das Lippeufer selbst war an der Kastellseite mit Pfählen befestigt (Abb. 1, VI).

Inzwischen hatten bereits Scherbenfunde die Aufmerksamkeit auf das unmittelbar nördlich der zuletzt besprochenen Anlagen sich erhebende Gelände gelenkt. Die Umrisse eines großen viereckigen Lagers mit doppelten Spitzgräben waren bald ermittelt. Bis Kriegsausbruch waren die Arbeiten in Haltern, deren Hauptlast Koepp trug, so weit gediehen, daß die äußere Konstruktion zweier Lager ermittelt und die beiden wichtigsten Innenbauten des Hauptlagers klargestellt waren.

Das ältere der beiden Lager ist das sogenannte Feldlager. Es bestand wahrscheinlich noch im Jahre 2 vor Christus. Das Feldlager bot zwei Legionen Platz auf einer Fläche von rund 35 ha. Es war befestigt mit einem Spitzgraben und einem Wall aus Erdplaggen. Feste Bauten hat das Lager, nach den bisher zutage getretenen Spuren zu rechnen, nicht gehabt (Abb. 1, III).

Das Hauptlager, so genannt, weil es nach seiner starken Befestigung und seinem Innenausbau als Hauptstützpunkt an der Lippe angesprochen werden muß, bietet Platz für eine Legion. Es hat die Form eines Vierecks von rund 500×340 m Seitenlänge, doppelte Spitzgräben von 3 m Tiefe und Breite, einen starken, holzversteiften Wall und vier Tore, die durch turmartige Holzbauten stark gesichert waren. An Innenbauten waren das Prätorium, ein Bau von 54×45 m, sowie das Haus des Legaten von etwa gleicher Größe und ein Bau hart westlich des Prätoriums, der wahrscheinlich ein Getreidemagazin ist, aufgedeckt worden (Abb. 1, IV).

Die Gewinnung dieser Ergebnisse war nur möglich durch eine besondere Grabungsmethode, die am Anlegeplatz und am Uferkastell entwickelt, bei der Ergrabung der beiden Lager immer mehr verfeinert wurde. Die Halterner Grabungsmethode ist bedingt durch das Gelände und die Eigenart der römischen Spuren. Die beiden Lager liegen auf einer flachen Höhe, die leicht von Nordwest nach Südost abfällt. Der Boden besteht aus leichtem

Digitized by Google

Sand. Die geographische Lage bringt durchgehends Westwind mit sich, der in nachrömischer Zeit erhebliche Mengen Sandes von Westen nach Osten transportiert hat. Die Folge davon ist, daß in der westlichen höher gelegenen Lagerhälfte die römische und die heutige Oberfläche sich fast decken, während im östlichen und südöstlichen Lagerteil die römische Oberfläche ½ bis 1 m tief unter Sand begraben ist.

Die Abhebung dieser Sandschichten bringt die römische Oberfläche und mit ihr Funde, Baugrundrisse und dergleichen zutage. Die Spuren der Bauten, Wallkonstruktionen usw. unterscheiden sich jedoch beträchtlich von dem vielleicht erwarteten Bild: sie sind wesenlos, nicht greifbar-gegenständlich. In Haltern hat sich bisher kein Baustein und kein Steinbau gefunden. Alle Bauten waren aus Holz. Aber auch das Holz ist nicht erhalten. Unsere Kenntnis der Lagereinrichtung beruht — treffender kann es kaum ausgedrückt werden — auf der Unvergänglichkeit des Lochs, des Eingriffes in den gewachsenen Boden.

Der gewachsene Boden besteht in Haltern aus hellgelbbraunem Sand, der Humus (Mutterboden) aus dunkelbraunschwarzem Sand. Jede beabsichtigte oder natürliche Wiederzufüllung von Gräben, Pfostenlöchern, Gruben brachte Teile des dunklen Humus in den hellen gewachsenen Boden. Nach der Abdeckung erscheinen also Gräben, Pfostenlöcher und Gruben als dunkle Spuren auf hellem Grund. Eingriffe, die nicht bis in den gewachsenen Boden gedrungen sind, bleiben für uns im allgemeinen unsichtbar.

Die Baugrundrisse bestehen demnach in der Hauptsache aus Gräbchen (Fundamentgräbchen), in die die Schwellbalken verlegt waren und die dann wieder angeschüttet worden sind, aus Pfostenlöchern, in den Boden getieften Gemächern und ähnlichem. Straßen und Gassen sind kenntlich an ursprünglich holzgedeckten Entwässerungsgräbchen, die durch die Sinkstoffe der Abwässer besonders dunkel verfärbt sind. Nicht immer ist die Färbung der Fundamentsgräbchen so klar, daß sie, selbst mit besonderem für den Halterner Boden abgestimmtem Gelbfilter, für das photographische Objektiv faßbar werden. Voraussetzung für das unbedingt sichere Ansprechen einer Spur ist immer ein gewisser Feuchtigkeitsgehalt der Luft und des Bodens. Auf aus-

Digitized by Google

getrocknetem Boden ist die Bestimmung von Spuren meist aussichtslos. Von einer Grabung im Hochsommer wird deshalb heute grundsätzlich abgesehen. Auch die Beleuchutng der Spuren spielt eine Rolle: zerstreutes Licht ist für die Beobachtung am günstigsten. Selbst die Tageszeit ist nicht ohne Einfluß. Spuren leichter Holzwände, etwa der Trennwände der Kontubernien in den Kasernen, die frühmorgens mit aller Klarheit sichtbar sind, sind unter Umständen um Mittag nicht mehr zu erkennen, um dann gegen Abend wieder klar hervorzutreten. Neu ist vielleicht eine Feststellung, die wir nach dem Kriege gemacht haben. An einer bestimmten Stelle mußte nach dem ganzen Befund eine Wand und damit ein Fundamentgräbchen erwartet werden. Aus der Erdfärbung waren jedoch keine sicheren Schlüsse zu ziehen. Aus der Erwägung, daß etwa doch in den Boden gedrungene Humusteilchen unter Einwirkung des Lichts sich schneller verfärben würden als die Umgebung, haben wir diese Stelle einige Monate offen liegen lassen. Als sie dann wieder planiert wurde, zeigte sich das vermutete Fundamentgräbchen als klarer, dunkler Streifen, und zwar so deutlich, daß es photographisch festgelegt werden konnte. Von dieser natürlichen 'Entwicklung' einer Spur haben wir dann wiederholt mit Erfolg Gebrauch gemacht.

Das ideale Ziel besteht natürlich in der völligen Abdeckung der Lageroberfläche. Sie wird sich bei der wirtschaftlichen Lage von heute nicht verwirklichen lassen. Nachdem die wichtigsten Innenbauten ermittelt sind, und nachdem von den schematischen Bauten (Kasernen und dergleichen) jetzt der Typ ermittelt ist, wird der planmäßig aufrollende Suchgraben meist an Stelle der Abdeckung treten müssen.

Ungleich deutlicher als Fundamentgräbchen und Pfostenlöcher zeichnen sich Brunnen, Kochgruben, Müllgruben ab, die meist die Funde liefern. Trotz der Wesenlosigkeit der Gebäudespuren hat sich in Haltern die Aufeinanderfolge einzelner Bauperioden wiederholt sicher feststellen lassen. Besonders dann, wenn die Zufüllung von Gräben und Gruben in einem Arbeitsgange bereits in römischer Zeit erfolgt ist. Das Auseinanderhalten von Spuren, die dem Feldlager oder dem Hauptlager angehören, ist verhältnismäßig leicht: die Lager, die sich überdecken (vgl. Abb. 1), sind verschieden orientiert.

Die kartographische Aufnahme der aufgedeckten Gebäudeteile wird fast ausschließlich von dem Ausgrabenden selbst vor-

Digitized by Google

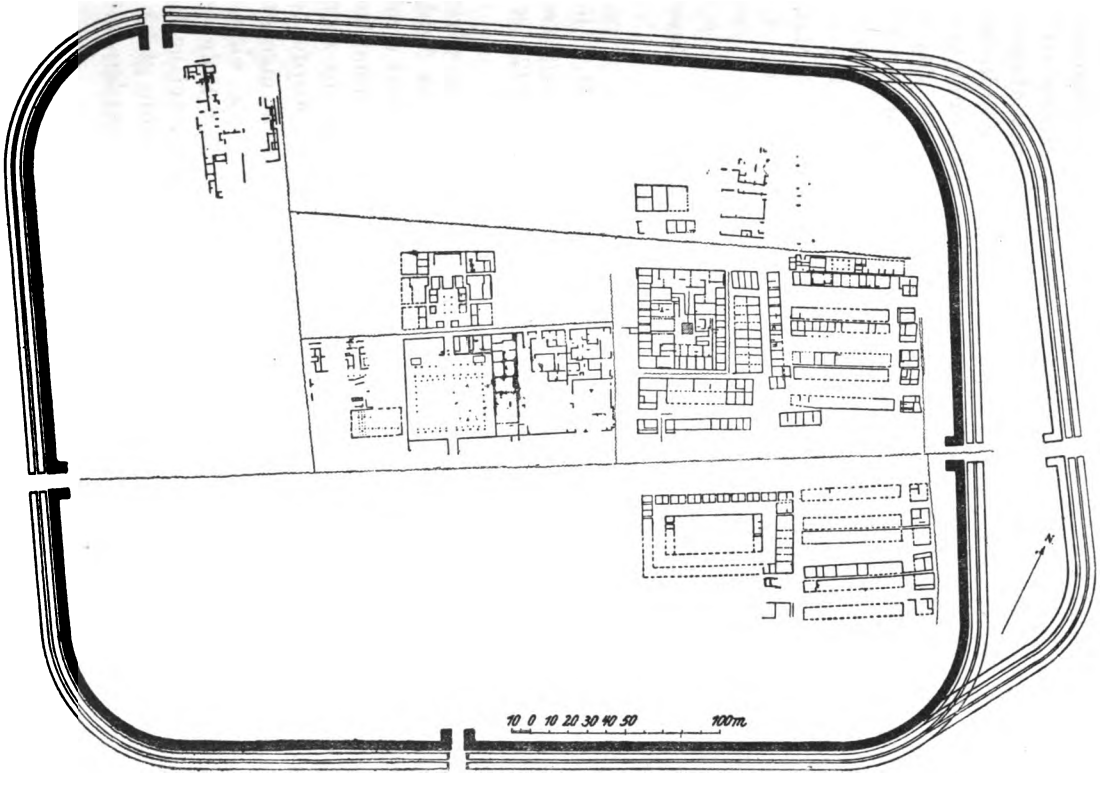


Abb. 2. Das Hauptlager bei Haltern. Übersichtsplan nach dem Stand der Arbeiten Ende 1928

Digitized by Google

genommen. Das ist jetzt um so unerläßlicher, als die Stadt Haltern in das Lagergelände eine moderne Siedelung hineinbaut, dessen Gebäude sich sprungweise der verschiedensten Lagerteile bemächtigen und oft schnelles Handeln vom Ausgrabenden fordern. Scharfe Aufnahmen sind um so selbstverständlicher, als bei der erzwungenen Reihenfolge der zu untersuchenden Stellen Bruchteile von Grundrissen oft in zeitlich weit auseinanderliegenden Abständen zutage kommen. Das gesamte Lagergelände ist deshalb in ein versteintes Netz von festen Punkten aufgeteilt. Alle Aufnahmen im Gelände erfolgen, um Fehlerquellen für die Übertragung möglichst auszuschließen, im Maßstabe 1 : 100. Aus den Geländeaufnahmen entstehen dann die Urkarten im Maßstabe 1 : 250 und daraus die Übersichtspläne im Maßstab 1 : 1000. Die Verwendung möglichst zerrungsfreien Aufnahme- und Übertragungsmaterials ergibt sich bei dieser Sachlage von selbst.

Die wichtigsten Ergebnisse der Grabungen nach dem Kriege sind in dem neuen Lagerplan (Abb. 2) zusammengefaßt. Alle Bauten östlich der beiden Mittelgebäude (Prätorium und Legatenhaus) bis auf das Bruchstück einer Kaserne sind seit 1925 ergraben.

Den größten Platz nehmen die Kasernen ein, die im allgemeinen schon das Schema zeigen, das uns später z. B. in Neuß begegnet. Es handelt sich um die Manipelkaserne. Je zwei etwa 50 m lange und 7 m breite Bauten, durch einen unbebauten Streifen voneinander getrennt, nehmen je eine Zenturie in zehn bis zwölf Kontubernien (Gruppenquartieren) auf. Am Kopfende jeder Zenturie lagert der Zenturio (Zugführer) in einem eigenen Bau von 9×9 m. Je drei Manipelkasernen sind zu einem Kasernenblock zusammengefaßt, der also jedesmal eine Kohorte unterbringt. Von den Kohortenkasernen sind bisher zwei nachzuweisen, nördlich und südlich der via principalis, beide gleich. Da das Hauptlager für eine Legion berechnet ist, werden wir deren acht noch erwarten dürfen.

Als Kasernen, und zwar als Reiterkasernen müssen noch zwei Baugruppen angesprochen werden. Beide liegen nördlich der via principalis, die eine parallel zu ihr, die andere senkrecht, vor den Westenden der Manipelkasernen. Jede Gruppe besteht aus einem etwa 45 m langen und 13 m tiefen Bau, der durch eine

Digitized by Google

längsdurchgehende Wand in eine Doppelreihe von neun bis zehn Räumen von je 4½ m Breite und 6½ m Tiefe gegliedert ist. Vor das westliche bzw. nördliche Kopfende setzt sich ein Bau, der einem Zenturionenquartier der Manipelkasernen in etwa gleicht. Vor der Längsrichtung beider Bauten, von ihnen getrennt durch einen etwa 8 m breiten freien Streifen, liegt jedesmal ein Bau von etwa 45 m Länge und gut 6 m Tiefe, der zehn Räume von etwa 4½×6 m und je einen etwas größeren Raum besitzt, der ebenfalls einem Zenturionenquartier ähnelt.

Die erwähnten beiden Baugruppen umgeben die Süd- und Ostwand eines sehr ansehnlichen weiteren Gebäudes von 52×46 m, nur durch eine schmale Traufgasse von ihm getrennt. Trotz der Veränderungen durch Umbauten läßt sich der Grundplan des Gebäudes, der starke Ähnlichkeit mit dem eines römischen Hauses zeigt, u. E. noch erkennen. Der Bau hat an jeder Seite eine Flucht von Räumen, vor denen zum Hausinneren hin nochmals Fluchten von größeren Räumen angeordnet sind. Den Mittelpunkt des Hauses bildet ein freier Innenhof von 12×16 m; darin befand sich ein 2 m tiefer, holzverschalter Wasserbehälter von 5×5 m Größe. Den Funden nach könnte es sich um die Truppenwerkstatt handeln. Wir hoffen, den Zweck des Gebäudes sicherer bestimmen zu können, wenn der Grundriß des Baues hart östlich des Prätoriums vervollständigt sein wird. Die Außenmaße beider stimmen überein; auch die Innenteilungen scheinen ähnlich zu sein. Um eine fabrica dürfte es sich danach jedoch kaum handeln.

Südlich der via principalis liegt der bisher größte Bau des Hauptlagers, den wir nach dem überraschend ähnlichen Bau im Lager von Neuß als valetudinarium (Lazarett) bezeichnet haben. Er ist 80 m lang, 43 m breit. Lange Reihen von Einzelräumen umgeben einen Binnenhof von 65×33 m, aus dem sich wieder ein Bau von 50×20 m erhebt. Leider konnte wegen moderner Überbauung nur etwa zwei Drittel des Grundrisses wiedergewonnen werden.

Während im allgmeinen Bauten, soweit sie an Hauptstraßen liegen, die Fluchtlinie ziemlich strenge innehalten, setzt sich der jüngst ergrabene Bau in die via quintana (an ihrem Ostende). Die außergewöhnliche Lage scheint auch den Grundriß beeinflußt zu haben, der ein stark in die Länge gezogenes römisches

Digitized by Google

Haus andeutet. Der Bau ist bisher auf 62 m Länge aufgedeckt; die Breite beträgt nur 10½ m. Etwa in der Mitte des Gebäudes liegt ein Hof von 15×10 m, der an allen Seiten offene Hallen hat. Westlich stößt daran ein großer Raum mit Wasserbehälter, sowie eine Anzahl kleinere Räume; östlich eine größere Zahl durch Gänge verbundener Zimmer. Es macht den Eindruck, als ob der Bau nach dem Ausbau des Lagers entstanden sei, wohl als Unterkunft für einen höheren Offizier.

Die Straßen des Lagers zeigen keine Spuren von Befestigungen. Trotzdem dürfen wir Holzbefestigungen annehmen. Die via principalis ist 35 m breit, die via quintana sowie die Wallstraßen halb so breit.

Für die Zukunft bleibt die Aufklärung der Umgebung des Legatenhauses und des Gebiets nördlich der via quintana (östliche Hälfte) anzustreben, sofern die fortschreitende Bebauung planmäßige Arbeiten erlaubt.

Zwischen Annaberglager und den beiden jüngeren Lagern haben wir 1926 dann noch einen römischen Friedhof feststellen können (vgl. Abb. 1, II). Leider war nicht mehr zu entscheiden, welchem Lager er angehört, da jahrelange Steinschürfungen an dieser Stelle gründliche Zerstörungsarbeit geleistet hatten. Der Friedhof muß jedoch sehr dicht belegt gewesen sein. Nach der sicheren Aussage des Grundstückbesitzers sind früher bei starken Regengüssen die Bestattungen frei gespült worden. Bei den Steinschürfungen sind die Gefäße 'karrenweise' zerschlagen oder verhandelt worden. —

Alle Funde aus den bisherigen Grabungen werden in dem eigens erbauten 'Römischen Museum' in Haltern aufbewahrt. —

Digitized by Google

Ein Tempelbezirk im römischen Trier

von Dr. Siegfried Loeschcke
Abteilungsdirektor am Provinzialmuseum in Trier,
Ausgrabungsleiter der Kommission zur Erforschung der römischen Kaiserresidenz und frühchristlichen Bischofsstadt Trier

Mit Tafel 33

Mit vollem Recht ist Trier die berühmteste Römerstadt auf deutschem Boden. War sie doch eine der größten Städte des römischen Weltreiches und diente über hundert Jahre lang römischen Kaisern und Kronprinzen sogar als Residenzstadt. Um 14 vor Christus ließ Kaiser Augustus ihr rechtwinklig sich schneidendes Straßennetz spannen, das noch immer unter großen Teilen der Jetztstadt liegt, ja seine Fluchten haben sich bis heute noch in einer ganzen Reihe von Straßenzügen erhalten. Im Laufe der Jahrhunderte wuchs die Augustusstadt sich weiter aus. Am ausgehenden 3. Jahrhundert, wohl als man die Stadt zur Residenzstadt erhob, wurde sie mit einer rund 285 Hektar umspannenden Stadtmauer umgeben, in deren Flucht heute noch das gewaltige, fast vollständig erhaltene Stadttor steht, das Trier zum Anziehungspunkt für ungezählte Altertumsfreunde des In- und Auslandes macht. Außer dieser Porta Nigra stehen sogar noch drei weitere hochragende Bauten römischer Kaiser in Trier: die sogenannte Basilika, die heute als Kirche dient, ferner der Mittelraum der heutigen Domkirche und die gewaltige Ruine der Kaiserthermen, die kurze Zeit irrtümlich als Kaiserpalast angesprochen wurde. Die ausgedehnten Ruinenstätten der sogenannten Barbarathermen und des Amphitheaters stammen sogar schon aus der vorangehenden Zeit des raschen Aufschwunges der Stadt, aus dem 2. Jahrhundert nach Christus. Mauergrundrisse anderer römischer Großbauten, so diejenigen eines Forums und eines Palastes an der prächtigen Mittelstraße, die vom Amphitheater über die Kaiserthermen zur römischen Moselbrücke lief, konnten in den letzten Jahren zwar festgestellt werden, mußten dann aber unter Neubauten der heutigen Stadt wieder verschwinden. Nachdrücklich weist aber die Auffindung dieser bis vor kurzem noch unbekannten Prachtanlagen darauf

Digitized by Google

hin, was alles sich bei großzügiger systematischer Forschung selbst heute noch unter den Freiflächen der Jetztstadt erschließen lassen würde. Erinnert sei in diesem Zusammenhang daran, daß uns zum Beispiel der Kaiserpalast, vielleicht dürfen wir sagen die Kaiserpaläste des römischen Trier noch fehlen, ferner die Universität sowie sämtliche Tempel der doch nicht geringen römischen Götterzahl. Ausgrabungen könnten Gewißheit bringen, ob der gewaltige Saal der Basilika vielleicht zu einem Kaiserpalaste gehört, ob das gelehrte Mosaik des Monnus vielleicht in der Universität oder Bibliothek lag. Auch für die Lage einiger Tempel glauben wir durch den Fund von Götterbildern und -inschriften gewisse Anhaltspunkte zu besitzen: ein Tempel zu Ehren des Lucius Caesar, des Adoptivsohnes des Kaisers Augustus, könnte, Inschriftblöcken nach zu schließen, beim Bischofshof gestanden haben; das Kapitol, nach Ausweis von Statuenfunden, bei der heutigen Hauptpost; ein Tempel des Aeskulap bei der Moselbrücke. Ergraben würden wir all diese Tempel heute aber nur noch unter den größten Schwierigkeiten können, da die Jetztstadt in dichter Bebauung über ihnen steht.

Auf dem andern, linksseitigen Ufer der Mosel, also außerhalb der Stadtmauer der Römerstadt, sind schon vor Jahrzehnten und noch in den letzten Jahren nicht nur Inschriften und Statuenreste, sondern auch die Mauerstümpfe eines großen Heiligtumes des Lenus-Mars und der Ancamna gefunden worden, in dessen Bering auch Intarabos, Jovantucarus und die Xulsigiae Kult hatten. Gottheiten der Einheimischen sind es, die hier verehrt wurden. Nicht nur ihre Bauten, auch die Götterbilder und die Altäre waren unter römischem Einfluß erstanden, nachdem um Christi Geburt der Römer für etwa ein halbes Jahrtausend auch die Rhein- und Mosellande seinem Weltreich angeschmiedet hatte. Bis dahin waren die Gallier Herren des Landes. Den im Lande der Mosel sich ausbreitenden Stamm der starkgermanischen Treverer, dem Trier den Namen verdankt, hatten sie vor Ankunft der Römer in ihr Reich schon einbezogen. Nähere Kunde zu gewinnen von den einheimischen Elementen, von den Kelten und Germanen, über die wir aus literarischen Überlieferungen so sehr viel weniger wissen als über die sie unterjochenden Römer, muß eine der vornehmsten Aufgaben der Bodenforschung im Rheinlande sein.

Digitized by Google

Etwa fünfzig Jahre sind verflossen, seitdem beim Einschneiden der Bahnlinie nach Saarbrücken und Metz in nächster Nähe der Kaiserthermen eine Anzahl Götterbilder und -inschriften gefunden wurde. Diese in Vergessenheit geratene Tatsache wäre höchst wahrscheinlich noch länger unbeachtet geblieben, wenn nicht feindliche Fliegerbomben kurz vor Kriegsende das Provinzialmuseum getroffen und eine Neuaufstellung sämtlicher Steindenkmäler notwendig gemacht hätten. Als hierbei dem Schreiber dieser Zeilen jene interessante Fundtatsache aufgefallen war, sollte gerade dieses mutmaßliche Tempelgelände von dem gewaltigen Damm einer neugeplanten Straße überschüttet werden. Suchgraben auf Suchgraben wurde nun in Eile gezogen, immer wieder ohne den gewünschten Erfolg. Kaum verließen die Museumsarbeiter das tiefe Ausschachtungsloch, da füllte es sich schon mit dem schmutzigen Inhalt der städtischen Müllabfuhr, der sich als wuchtender Damm immer weiter in das breite Tal vorschob, in dem zwischen Petrisberg und Heiligkreuzer Berg der Altbach ins Weichbild Triers tritt. Endlich glückte es, die erste Mauer eines Heiligtumes zu finden, die kleine Kapelle der Göttin Aveta, und in ihr — wie eine Ermutigung zu weiterem Forschen — den Weihestein an die Göttin und etwa zwei Dutzend anmutige Figürchen aus Ton.

Drei Jahre hindurch konnte nun schon monatelang auf jenem Tempelfeld intensiv geforscht werden, da Reich, Staat, Provinz und die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft für die großen in Trier zu lösenden Aufgaben einer neugegründeten 'Kommission zur Erforschung der spätrömischen Kaiserresidenz und frühchristlichen Bischofstadt Trier' reiche Mittel zur Verfügung stellten. Staunenswertes ist schon festgestellt worden, wie allein schon ein Blick auf den beigegebenen Plan zeigt, und trotzdem darf die Ausgrabungstätigkeit im Tempelgelände noch nicht als abgeschlossen gelten, da ein nicht unbeträchtlicher Teil dieser einzigartigen Fundstätte heute noch unerforscht ist.

Festgestellt wurde ein großer Tempelbezirk der Einheimischen, der größte, der uns überhaupt bekannt ist. An der Peripherie der römischen Zentralstadt im Treverergebiet liegt er, dort wo der Altbach aus den Bergen tritt. Wahrscheinlich ist es, daß dieses Tempelfeld einst außerhalb der Römerstadt lag, ähn-

Digitized by Google

lich demjenigen des Lenus und der Ancamna am Irrbach, am jenseitigen Ufer der Mosel, und daß es erst bei Erweiterung der Augustusstadt in den Mauerring einbezogen wurde. Bei jener Gelegenheit wurde auch — anscheinend wenig rücksichtsvoll — eine der neuen Stadtstraßen mitten durch das Tempelgelände hindurchgeführt, das allerdings bei einem großen Germaneneinfall um 275 nach Christus schon stark gelitten hatte.

Gerade die Treverer verdienen ein ganz besonderes Interesse der deutschen Forschung, weil es wahrscheinlich ist, daß sie einer der ursprünglich germanischen Volksstämme auf dem linken Rheinufer sind und mutmaßlich von der Trave gekommen waren. Noch im 1. Jahrhundert nach Christus rühmen sie sich den römischen Eroberern gegenüber ihrer germanischen Abstammung. Daß sie während ihrer Zugehörigkeit zum gallischen Reich und auch während des halben Jahrtausends, wo sie zum Römerreich gehörten, vielerlei Fremdländisches angenommen haben werden, ist selbstverständlich, andererseits fühlten sie sich aber, wie obige Nachricht des Tacitus beweist, nach wie vor als germanischen Geblütes. Undenkbar ist es, daß ihr germanischer Kern gänzlich verschwunden wäre. Caesar berichtet sogar ausdrücklich, daß sie sich in allerlei Bräuchen und in ihrer Wildheit (*cultu et feritate*) nicht viel von den reinen Germanen unterschieden.

Durch enge Berührung mit dem römischen Kulturkreis sind nun nicht nur die literarischen, sondern auch die Bodenurkunden über die Rheingermanen zahlreicher als diejenigen über die Bewohner des freien Germaniens auf uns gekommen. Solch eine Urkunde ist auch der neugefundene Tempelbezirk und zwar eine kultliche Urkunde von einer Größe, wie wir noch keine kannten. Diese wertvollen Überlieferungen aus der Frühgeschichte unseres Volkes gilt es selbstverständlich so vollständig wie möglich kennenzulernen, da sie uns wenigstens eine gewisse Entschädigung für das unendlich Viele bieten, was aus der Frühzeit der rechtsrheinischen Germanen unrettbar verlorengegangen ist.

Wären die Treverer nicht unter römische Herrschaft gekommen, so hätten sie gewiß noch nicht im 1. Jahrhundert nach Christus steinerne Tempel und steinerne Götterbilder besessen, wie sie jetzt im Altbachtale ausgegraben werden. Holz wäre ihr Baumaterial und ihr Schnitzmaterial noch auf lange Zeit ge-

Digitized by Google

blieben. Aber auch dieses Holz wäre vergangen, wie fast all die hölzernen Kultbilder des Altertums vergangen sind. Als etwa seit Christi Geburt römische Steinmetzen und Steinbildhauer dazu beitrugen, daß auch die unterworfenen Einheimischen steinerne Tempel und steinerne Götterbilder erhielten, ahmten sie jene alteinheimischen hölzernen Bauten und Bildwerke natürlich nicht kopistenhaft getreu in Stein nach, sondern suchten nur, ihnen Ähnliches, den Einheimischen Genehmes in Stein zu fertigen. Das höhere römische Können trug aber ganz selbstverständlich mancherlei dem Einheimischen Fremdes in diese Steinbauten und Steinbilder hinein, indem sie Römischem ganz unbewußt angeähnelt wurden. Durch diese 'Versteinerung des Einheimischen' blieb uns aber ungewöhnlich wertvolles, wenn auch nicht stilgetreues urkundliches Material im Erdboden erhalten, von dem wir sonst kaum etwas wüßten.

Mit römischen Augen sah aber nicht nur Bildhauer und Architekt das Einheimische an, sondern auch der Schriftsteller; daran müssen wir stets denken bei der Überlieferung, die alle drei uns hinterlassen haben. Wenn Caesar berichtet, daß die Gallier am meisten den Mercurius, Apollo, Mars, Juppiter und die Minerva verehrten, und wenn Tacitus erzählt, daß die Germanen am höchsten Merkur, Mars, Herkules und die Isis verehrten, so setzen beide Schriftsteller römische Gottheiten ohne weiteres an die Stelle von einheimischen Gottheiten, die entweder ähnliche Funktionen hatten wie die römischen, ihnen also wesensähnlich waren, oder aber den römischen Götterbildern vielleicht auch nur durch ein ähnliches Attribut ähnelten. Durch dieses starke Betonen des Verwandten und Verbindenden war es bei der Toleranz der Römer in religiösen Dingen etwas ganz Natürliches, daß Doppelnamen für Götter entstanden, wie der oben genannte Lenus-Mars oder wie der noch zu nennende Apollo-Grannus und andere mehr. Ein weiteres lehrreiches Beispiel für diese Gleichsetzung von Römischem (Mars, Apollo) und Einheimischem (Lenus, Grannus) bietet ein im Altbachtal gefundener Altar, der »dem Gott Vertumnus oder (*sive*) Pisintos« geweiht ist. Der dem römischen Vertumnus gleichgesetzte Pisintos wird uns erst durch diesen Neufund bekannt.

Diese allgemeinen Bemerkungen sind unerläßliche Voraussetzung für das Verständnis dessen, was im Altbachtale ausgegraben wird.

Digitized by Google

Über vierzig Tempel und Kapellen, ein Theater, eine 50 × 50 m große mit zwei Eckapsiden geschmückte Anlage, in deren Mitte noch nicht gegraben wurde, mehrere Wohnhäuser, mehrere Brunnen und Wasserleitungen (darunter eine aus Holz), ein Aquaedukt und im Norden und Westen die Reste großer den Bezirk umschließender Säulenhallen sind heute schon auf einer Fläche von 200 m Breite und 200 m Tiefe in ihren Resten fest-

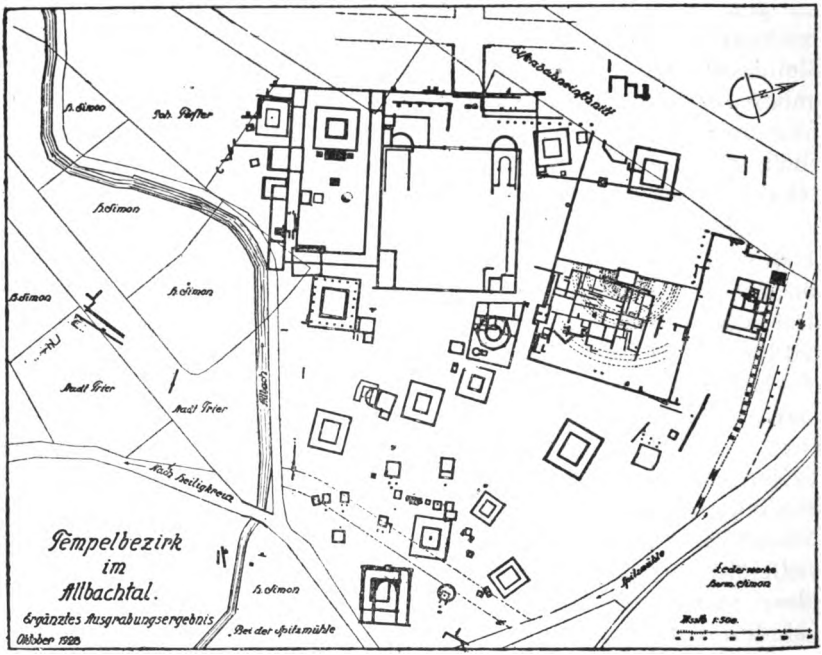


Abb. 1. Ergänztes Ausgrabungsergebnis bis Oktober 1928

gestellt worden. Der beigegebene Plan zeigt diese Bauten nach symmetrischer Vervollständigung ihrer Grundrisse, da der Kosten wegen in der Regel nur die kleinen Kapellen vollständig freigelegt werden konnten. Niemand hätte es bisher überhaupt für möglich gehalten, daß es eine ähnliche Ansammlung von Heiligtümern irgendwo nördlich der Alpen geben könne. Wenn auch nicht alle Bauten gleichzeitig bestanden haben, wie vor

Digitized by Google

allem eine Anzahl Überbauungen auch im Plane deutlich zeigen (vgl. auch Taf. 33, 3), so doch ihre Mehrzahl. Und noch immer nicht ist nach Süden hin der Abschluß des Tempelbezirkes erreicht; die Ausdehnung des Planes zeigt aber, wo ich ihn vermute. Der östlichste Teil des Tempelgeländes ist leider von einer Fabrikanlage überbaut, so daß hier eine Abschlußlinie möglicherweise nicht mehr feststellbar sein wird.

Die vorherrschende Form des Tempels mit Säulenumgang — vgl. in Abb. 2 die anschauliche Wiederherstellung von Regierungs- und Baurat Dr. Mylius, Bonn, deren vorläufiger Veröffentlichung ihr Verfertiger unter Vorbehalt ihrer Begründung dankenswerter Weise zugestimmt hat — ist für die Tempel der



Abb. 2. Wiederherstellungsversuch eines Tempels mit Säulengang durch Regierungs- und Baurat Dr. Mylius

Einheimischen das Übliche. Erstmalig ist jetzt auch ihre Vorstufe im Holzbau festgestellt worden und zwar unter dem größten Steintempel dieser Art (Plan: Links, Mitte). Nicht nur die mit Stein gefestigten Fußspuren der die Cella umgebenden Holzpfosten wurden gefunden, sondern auch die steingefestigte Bodenplatte der Cella, die von keinerlei Mauerfundament umgeben war. Während des 1. Jahrhunderts nach Christus wurde dieser Holzbau durch den Steinbau ersetzt. Auf die einzelnen Bauformen kann hier natürlich nicht eingegangen werden. Es sei nur noch darauf hingewiesen, daß bei einer der kleinen viereckigen Kapellen auch noch die Reste von drei breiten Fenstern erhalten sind (Abb. 2), daß bei anderen Kapellen zwei Säulen oder Pfosten einen kleinen Vorbau vor der Türe trugen und daß

Digitized by Google

es auch Rundbauten (vgl. Taf. 33, 3) gab, von denen zwei durch eine gemeinsame Umfassungsmauer umschlossen werden. Später wurde ein Wohnhaus über diesen Rundbauten errichtet, das wohl ebenso wie das bedeutend größere Haus über dem Theater als Priesterwohnung anzusprechen ist.

Eine ganze Anzahl der Gottheiten, die im Tempelbezirk verehrt wurden, lernen wir aus den zertrümmerten und aus den vollständigen Bildwerken und Inschriften kennen, die im Ausgrabungsgelände gefunden wurden. Jetzt schon füllen sie einen Saal und zwei Zimmer im Provinzialmuseum. Noch zahlreicher würden die Fundstücke sein, wäre nicht schon bei Zerstörung der Heiligtümer aus den meisten der Inhalt entfernt worden. Bei einer Anzahl standen aber noch — stets in der Mittelachse vor der nach Osten geöffneten Türe — die Altäre oder ihre Stümpfe und lagen noch in der Cella die gestürzten Götterbilder.

Eines der Bildwerke fällt vor allen andern auf. Es zeigt zum ersten Male, daß man noch in historischen Zeiten im Trevererlande vereinzelt tiergestaltige Götterbilder verehrte. Noch in seiner Kapelle fand sich — auf der einen Seite durch Hammerschläge arg zertrümmert, auf der andern tadellos erhalten — das geköpfte Bild eines stiergestaltigen Wassergottes mit zwei Fischen am Bildsockel (Taf. 33, 1). Tiergestaltiger und menschengestaltiger Gott sind bei zwei weiteren Götterdarstellungen vereint, das Tier ist aber bereits zum dienenden Teil herabgedrückt. Dies ist der Fall bei dem auf stampfendem Roß durch die Luft brausenden reitenden Himmelsgott. Zwei Bruchstücke wurden gefunden, das eine von einem Kolossalbild. Entsprechend wird auch die Göttin der Pferdezucht, Epona, schon als Reiterin auf der Stute verehrt, nicht mehr als Stute, die das Füllen säugt. Ein ungewöhnlich hübsches und gut erhaltenes Bild dieser gerade bei den pferdezüchtenden Treverern hoch angesehenen Göttin wurde erstmalig in einer Kapelle gefunden.

An sonstigen ausgesprochen unrömischen Gottheiten ist noch Grannus zu nennen, den die Römer ihrem Apollo gleichsetzten. Als Gott heilkräftiger Gewässer ist er auf seinem Reliefbild mit einem Wasserkrug dargestellt. Besonders in Aachen wurde er verehrt. Daß der Handelsgott im Tempelbezirk der reichen Trevererzentrale Kult hatte, ist selbstverständlich, wo von Gal-

Digitized by Google

liern und Germanen bezeugt ist, daß sie ihn vor allem verehrten. Deus Mercurius wird er auf dem Altar einer der zwei nachgewiesenen Kapellen genannt. Der Zusatz *deus* (»Gott«) ist ein Fingerzeig dafür, daß nicht der Römergott gemeint ist, sondern der entsprechende einheimische Gott. Der Weihende des anderen Altares — auf Taf. 33, 3 rechts — war übrigens Matrose der Rheinflotte und Bierverleger.

Besonderes Interesse dürfen zahlreiche Tonfigürchen beanspruchen, die erst während des letzten Ausgrabungsmonats gefunden wurden. Sie lagen in einem mit Wandnischen prächtig ausgestatteten unterirdischen Raume, der zu dem durch einen Säulenhof ausgezeichneten Tempel gehört. Da weder das steinerne Götterbild noch der den Götternamen tragende Altar noch auch die Weiheinschrift des Tempels sich fand, ist es doppelt willkommen, daß in dem Tempelkeller etwa hundert Tonfigürchen lagen. Meist stellen sie Menschen, das heißt die Weihenden, dar. Es sind aber auch ein paar Dutzend Götterbilder dabei, Statuetten von Merkur, Mars, Herkules und vornehmlich von thronenden, seltener stehenden Göttinnen. Beachtenswert ist, daß Tonbildchen männlicher Gottheiten im Tempelgelände bisher überhaupt noch nicht vorkamen. Gerade diese drei Götter werden nun — wie wir schon oben hörten — von Tacitus als die von den Germanen verehrten Götter genannt. Noch deutlicher als durch diesen Fund können die Worte des Tacitus kaum illustriert werden, noch deutlicher kaum auch die oben erwähnte Überlieferung desselben Schriftstellers bestätigt werden, die auf stark germanischen Bluteinschlag der Treverer hinweist.

Zusammen mit diesen männlichen Götterstatuetten wurden vor allem noch zahlreiche Statuetten thronender Göttinnen gefunden, wie sie ganz ähnlich auch schon in anderen Tempeln und Kapellen des Altbachtales, besonders in derjenigen der Aveta, entdeckt worden waren. Kein einziges Götterbild gibt es auch nur annähernd so häufig im Tempelbezirk wie gerade diese Bilder von thronenden Göttinnen. Aber nicht nur aus billigem Ton kommen sie vor, sie haben sich auch als in Stein gearbeitete Reliefbilder und plastische Rundbilder im Tempelbezirk gefunden. Das größte thront, etwa 1 m hoch, am Eingang einer Doppelkapelle (Taf. 33, 2), dicht bei dem Bilde des Stieres. Oft

Digitized by Google

liegen Früchte auf dem Schoße dieser Frauen oder sie tragen sie im Füllhorn in ihrem Arme; oft stehen vierfüßige Tiere neben ihnen oder sie liegen wiederum auf ihrem Schoße. Es kommt aber auch vor, daß kleine Menschenkinder neben der Göttin stehen und ihre Ärmchen auf ihren Schoß legen, oder auch daß sie als Wickelkinder auf dem mütterlichen Schoße dieser göttlichen Frauen liegen. Allsorgende göttliche Mütter sind es, die nicht nur für die Menschenkinder, sondern auch für Pflege und Zucht der Tiere und für die Früchte des Feldes und Gartens sorgen. Noch heute, nach Jahrtausenden, sprechen sie Urkunden gleich zu uns von dem großen Glauben jener heidnischen Zeit an die Mutter, vom Glauben an die eigene Mutter, die uns gebar und aufzog, an die zweite, die uns die eigenen Kinder schenkte und in nimmer ermüdender Liebe heranzog, und schließlich an all die ungezählten Mütter, die nicht nur im eigenen Kinde das hilfsbedürftige Menschenkind erblicken, die den großen heiligen Begriff 'Mutter' noch weiter erfaßt haben. Sie sprechen zugleich aber auch von einem starken Glauben der Männer an die göttliche Sendung der Frau, der Mutter.

Dieser starke Mutterglaube im Trevererstamm weist nachdrücklich darauf hin, daß im linksrheinischen Gebiete nicht etwa nur die Gallier an Muttergöttinnen glaubten. Daß wir vielmehr aus den zahllosen Funden in Trier, zusammen mit der Mutterverehrung bei den germanischen Ubiern und den germanischen Batavern, gestützt auch auf das, was wir durch Tacitus über das hohe Ansehen wahrsagender Frauen bei den Germanen wissen, darauf schließen dürfen, daß auch die Rheingermanen einen ganz ausgesprochenen Mutterkult kannten, der gerade im Trevererstamm, wo Germanisches und Gallisches besonders eng vereint war, zu ganz besonderer Blüte sich entfalten mußte.

Ein mächtiger Kult wurde noch nicht erwähnt, muß aber um so nachdrücklicher genannt werden, als noch vor wenigen Jahren die irrige Annahme vertreten werden konnte, er habe in Trier keine wesentliche Rolle gespielt. Undenkbar wäre die Weltstadt Trier ohne ihn, der sich die ganze Welt eroberte. Dem 'unbesiegbaren' Mithras hatten sich auch Triers Tore geöffnet. Auch die Tore des Tempelbezirkes der nichtrömischen Götter im Altbachtale blieben ihm nicht verschlossen. Im Nordflügel des großen Wohnhauses, das über das Theater hinweg-

Digitized by Google

gebaut ist, hatte er seine ausgedehnte Kultstätte. In ihr ist das in einzigdastehender Schönheit gearbeitete Relief seiner Geburt fast unversehrt gehoben worden. Von hier aus zog Mithras auch in der Zentralstadt des Trevererstammes Menschen und Götter in immer größerem Umfange in seine Macht.

Die glaubensstarken Jünger des großen Gottessohnes, der das Gebot der Liebe predigte, warfen aber selbst Mithras nieder, ihn und die gesamten Götter und Göttinnen der Römer, Gallier und Germanen. Im Jahre 337 nach Christus scheint Christi Religion in der Bischofstadt Trier den endgültigen Sieg errungen zu haben. Die heidnischen Kultbilder wurden geköpft oder zertrümmert, ein großer Teil der Bauten zerstört. Andere wurden, wie Siedlungsreste beweisen, im 4. Jahrhundert zu profanen Zwecken noch weiter verwendet.

Im 5. Jahrhundert erfolgte der endgültige Zusammenbruch der römischen Macht, die germanische Welle brandete unaufhaltsam über den Rhein. Das alte Trevererland ward deutsches Land. Am Altbach siedelten nun Franken. Sie führten die römische Siedlung ohne Unterbrechung fort, indem sie in die für ihre Bedürfnisse zu großen römischen Räume Zwischenwände einzogen und selber neue Häuser aus Holz auf Steinschwellen errichteten: nicht nur der größte Tempelbezirk diesseits der Alpen wurde im Altbachtal gefunden, auch die ersten fränkischen Häuser.

Unter den Bauten aus fränkischer Zeit und unter den Tempeln aus römischer Zeit liegt nun aber noch Älteres, eine prähistorische Siedlung. Wir hatten geglaubt, Kaiser Augustus habe Trier gegründet. Die Ausgrabungen im Altbachtale haben uns blitzartige Kunde davon gebracht, daß auch schon ein vorrömisches Trier bestanden hat. Dies war die natürliche Anknüpfungsstelle für die Kultstätten all der Einheimischen, die kurz vor Christi Geburt zwangsweise von Augustus in seiner Neugründung an der Mosel angesiedelt wurden. Im Anschluß an die prähistorische Siedlung im Altbachtale und wohl auch an ihre noch aus Holz errichteten alten Kultbauten — Ausgrabungen müßten uns auch über diese ältesten Reste noch Aufklärung bringen — entstand der größte Tempelbezirk, den wir diesseits der Alpen kennen, der Tempelbezirk der gewaltigen 'Augusta Treverorum'.

Digitized by Google

Darf dieses einzigdastehende, ehrfurchtgebietende Denkmal aus der Frühgeschichte unseres Landes und Volkes halberforscht liegen bleiben? Darf es wieder unter dem Erdboden verschwinden oder müßte es nicht erhalten bleiben? Besteht eine Möglichkeit, ganze Arbeit zu leisten, so müßte allerdings sogleich gehandelt werden. Allein mit öffentlichen Mitteln wird weder eine vollständige Erforschung noch gar eine Erhaltung des Tempelbezirks in Trier ermöglicht werden können[1].

[1] Durch das Entgegenkommen der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft kann bis auf weiteres ein 1928 erschienener Vorbericht (26 Tafeln und Plan) nebst einem ergänzenden Ausgrabungsbericht des Jahres 1928 durch das Büro der Kommission im Provinzialmuseum Trier für 3.20 RM und Versandkosten bezogen werden.

Digitized by Google

Ausgrabung eines keltisch-römischen Bauernhofes bei Mayen in der Eifel

von Dr. Franz Oelmann
Abteilungsdirektor am Provinzialmuseum in Bonn

Mit Tafel 34 und Beilage 3

1. Aufgabe und Methode

Unter den Bauwerken römischer Herkunft, die uns in West- und Süddeutschland bisher durch Ausgrabung mehr oder weniger gut bekannt geworden sind, stehen zahlenmäßig an erster Stelle die Villen, das heißt die ländlichen Gehöfte. Die Erklärung dafür liegt in dem Umstande, daß gerade die Villen der Erforschung mit dem Spaten am leichtesten zugänglich sind. Noch heute sind die Plätze, wo in römischer Zeit eine Villa gestanden hat, meist unschwer zu erkennen. Sie zählen allein im Rheinlande nach vielen Hunderten, sind auch der eingesessenen Bevölkerung der jeweils benachbarten Ortschaften meist bekannt und werden von ihr nicht selten als Tempelherrenkloster oder -schloß oder ähnlich bezeichnet. Am deutlichsten sichtbar sind sie naturgemäß im Walde, wo sich die Ruinen oft noch unter meterhohen Schutthaufen erhalten haben. Aber auch da, wo heute Ackerland ist und der moderne Tiefpflug noch nicht alle Fundamente zerstört hat, geben reichlich umherliegende Ziegelbrocken meist noch unzweideutig Kunde von den Gebäuden, die in römischer Zeit an der Stelle standen. Namentlich nach starkem Regen fallen auf unbewachsener Flur diese leuchtend roten Leitfossile leicht ins Auge und zeigen dem Siedlungsforscher den Weg.

Diese günstigen Umstände sind freilich erst der letzte, rein äußerliche Grund, weshalb gerade römische Villen in so großer Anzahl bekannt geworden sind. Der tiefere Grund ist zu suchen in der Geschichte des Siedelungswesens. In römischer Zeit zeigte das Siedelungswesen im Rheinlande wirkliche Städte nur in ganz beschränkter Zahl, vor allem Trier und Köln. Daneben gab es in um so größerer Zahl kleinere bürgerliche, das heißt gewerbliche Siedelungen an den großen Heerstraßen, die das Land durch-

Digitized by Google

zogen. Sie hießen Vici und sind unseren Marktflecken vergleichbar. Außerdem scheint es geschlossene Siedelungen im Lande überhaupt nicht gegeben zu haben, nicht ein einziges Dorf im Sinne einer geschlossenen Bauernsiedelung ist bisher bekannt geworden. Statt dessen war das Land übersät mit Einzelhöfen, die bald enger, bald weiter verstreut lagen. Dieses Bild dichter Besiedelung und blühenden wirtschaftlichen Lebens hat um die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts einen grundstürzenden Wandel erfahren. Nachdem infolge der immer schwieriger werdenden Lage des römischen Reiches ums Jahr 400 die ständigen Garnisonen von der Rheingrenze zurückgezogen waren, sahen sich vor allem die Bewohner des offenen Landes den ewigen Plünderungen der rechtsrheinischen Germanen, die man sich ähnlich den Razzias der Beduinen wird vorstellen dürfen, schutzlos preisgegeben. Sie fanden die Verhältnisse wohl früher oder später so unerträglich, daß sie ihre Gehöfte einfach aufgegeben und das Land verlassen haben. In den zahlreichen Marktflecken, soweit sie nicht inzwischen einen Mauergürtel erhalten hatten, wird es nicht anders gewesen sein, und im Laufe des 5. Jahrhunderts ist schließlich auch die Bevölkerung der befestigten Städte und Märkte bis auf geringe Ausnahmen denselben Weg gegangen.

Als dann die nachrückenden Germanen das fast leere Land in Besitz nahmen, haben sie die verlassenen römischen Steinbauten sichtlich gemieden und sich bestenfalls in deren Nachbarschaft angesiedelt. Und auch das geschah nur in sehr beschränktem Umfange, denn es kann gar kein Zweifel sein, daß die Dichtigkeit der Besiedelung zunächst sehr viel geringer war als in römischer Zeit. Selbst die großen Städte verfielen vollständig und wurden höchstens — wegen der schützenden Mauerringe — mit einigen Höfen weltlicher oder geistlicher Herren neu besiedelt. Auf dem offenen Lande dagegen sind viele Feldfluren gar nicht wieder unter den Pflug genommen worden, große Strecken ehedem bebauten Landes verödeten vollständig und bedeckten sich, wie es bei unserem immerfeuchten Klima nicht anders sein konnte, in kurzer Zeit wieder mit Wald. Unter dessen schützender Decke konnten sich dann auch die Reste der verfallenen Römervillen in Gestalt hoher Schutthaufen bis in die Jetztzeit erhalten, während in den Städten und zum Teil auch in den Vici

Digitized by Google

die römischen Bauten unter der zunehmenden Bebauung namentlich der neueren Zeit fast restlos verschwunden sind.

So ist es ganz natürlich, daß die Ausgrabungstätigkeit der seit Beginn des 19. Jahrhunderts überall aus dem Boden schießenden Altertumsvereine, später auch der wenigen öffentlichen Altertumsmuseen, sich mit Vorliebe den römischen Villen zuwendete. Auf diese Weise ist im Laufe der letzten hundert Jahre eine beträchtliche Menge solcher Anlagen ans Licht gefördert worden.

Sie sind von ganz verschiedener Größe und zeigen namentlich in der Gestaltung des Haupt- und Wohngebäudes, das als Baudenkmal naturgemäß immer am bedeutsamsten ist, eine beträchtliche Mannigfaltigkeit. Als Beispiel eines herrschaftlichen Landschlosses ganz großen Stils muß Nennig an der Mosel hervorgehoben werden, von Anlagen mittlerer Größe seien etwa Fließem, Wittlich und Blankenheim in der Eifel genannt. Während bei diesen größeren Villen von ausgesprochen herrschaftlichem Charakter die Gruppierung und Gliederung der Baumassen im allgemeinen recht verschieden ist, fällt bei den kleineren Anlagen trotz ihrer verhältnismäßig viel größeren Anzahl eine weitgehende Gleichmäßigkeit in der Gestaltung des Grundrisses auf. Da bildet den Kern des Wohngebäudes immer ein großer oblonger Raum, um den alle übrigen Räume herumgelegt erscheinen. Während dieser Kernraum früher fast ausnahmslos als ein rings von Gebäuden umschlossener Binnenhof aufgefaßt worden war, hatte ich vor einer Reihe von Jahren versucht, ihn als geschlossene Halle und damit als Kern des ganzen Gebäudetypus im entwicklungsgeschichtlichem Sinne zu deuten. Wenn das zutraf, so ergab sich für den Aufbau natürlich ein ganz anderes Bild als früher, wie es beispielsweise in einem Modell des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz zur Darstellung gelangt ist. Es liegt auf der Hand, daß die entscheidende Lösung des angedeuteten Problems für die Auffassung des Gebäudes als Raumgebilde nicht nur, sondern auch für das geschichtliche Verständnis des Typus von ausschlaggebender Bedeutung sein muß. Es handelt sich um ein Problem, ganz ähnlich dem des römischen Atriums sowohl wie der hellenistischen Basilica, wo auch der große Mittelraum bald als sekundär überdeckter Binnenhof, bald — und zwar meines

Digitized by Google

Erachtens richtiger — als geschlossene Halle, bestenfalls mit einem Loch in der Decke, und damit als der räumliche Kern des Gebäudes aufgefaßt worden ist.

In der Erkenntnis, daß die vorgeschlagene Deutung nur auf mehr theoretische Erwägungen gegründet war, schien es mir nun allerdings nötig, ihre Richtigkeit noch durch einen eindeutigen Grabungsbefund über jeden Zweifel zu erheben. Zu dem Zwecke mußte einmal durch systematische Ausräumung des ganzen Gebäudes versucht werden, auf Grund der möglicherweise erhaltenen Inneneinrichtung Klarheit über ihre ehemalige Bestimmung zu gewinnen. Das war früher meist versäumt worden, weil man nur den Mauern nachging und sich mit einem mehr oder weniger verständlichen Grundrisse begnügte. Eine günstige Gelegenheit zur Erreichung dieses Ziels bot sich, als im Winter 1922/23 gelegentlich von Wegearbeiten im Mayener Stadtwalde eine römische Ruinenstätte als Steinbruch ausgebeutet zu werden drohte. Da es sich nach Umfang und Lage der Ruinen sehr wahrscheinlich um eine kleine Villa des in Rede stehenden Typus handelte, griff das zuständige Provinzialmuseum in Bonn sofort ein und nahm die Ausgrabung in Angriff.

Die Aufgabe ließ sich nun allerdings nicht auf die Lösung der oben behandelten Frage nach dem Charakter des großen Kernraumes beschränken, sie mußte vielmehr auf eine möglichst restlose Klärung der Baugeschichte ausgedehnt werden. Hat doch die Vernachlässigung dieses letzteren Problems bei älteren Villengrabungen, soweit sie mit unzureichenden Mitteln nicht nur geldlicher, sondern vor allem methodischer Art unternommen wurden, leider nur zu oft dazu geführt, daß der ergrabene Grundriß nicht restlos verständlich und daher für die kunstgeschichtliche Auswertung nicht zu gebrauchen war. Es war in solchen Fällen meist nicht bedacht worden, daß ein jedes Wohngebäude im Laufe der Zeit infolge der wechselnden Bedürfnisse der Bewohner mehr oder weniger zahlreiche Erweiterungen, Umbauten oder gar völlige Erneuerungen zu erfahren pflegt, bei denen etwa abgebrochene Mauern nicht restlos beseitigt werden, sondern wenigstens im Fundament stehen bleiben und sich unter dem gewöhnlich etwas höheren Fußboden eines Erneuerungsbaues erhalten. So ergibt sich bei der späteren Ausgrabung oft ein Gewirr von Fundamentmauern, die

Digitized by Google

auf den ersten Blick gar nicht verständlich sein können, weil sie zeitlich eben gar nicht zusammengehören. Es galt also, das wirre Nebeneinander des Ausgrabungsbefundes in ein zeitliches Nacheinander aufzulösen und damit die Ruine erst verständlich zu machen.

Ferner durfte man nicht, wie es früher allzuoft geschehen war, bei dem Hauptgebäude der Villa stehen bleiben, sondern mußte auch die Nebengebäude in die Untersuchung einbeziehen. Denn wenn auch von diesen Nebenbauten eine wesentliche Bereicherung der Architekturgeschichte wohl selten zu erwarten ist, so bildet ihre genaue Kenntnis doch für das wirtschaftsgeschichtliche Verständnis der Villen eine unerläßliche Voraussetzung. Dieser letztere Gesichtspunkt durfte um so weniger vernachlässigt werden, als er bei den bisherigen Villengrabungen nur selten die nötige Beachtung gefunden hatte.

Damit war die Aufgabe im einzelnen genau umschrieben, und es bleiben noch die technischen Mittel zu behandeln, mit denen sie zu lösen war.

Da das Gelände sich als sehr feucht erwies — das Grundwasser reichte stellenweise bis dicht an die heutige Oberfläche —, mußte zunächst ein Netz von Entwässerungsgräben angelegt werden. Im weiteren Verlauf der Ausgrabung, als sich die Verschüttung namentlich der älteren Bauzustände als immer tiefer herausstellte, mußte es dann noch mehrfach erweitert und vertieft werden, stellenweise bis auf etwa 4 m. Dann wurden die einzelnen Gebäude in ihrem ganzen Umfange, also nicht nur die Mauern, sondern auch das Innere der Räume von dem darauf lagernden Schutt und Humus befreit und zwar zunächst nur so weit, daß der letzte Bauzustand zutage lag. Da es sich dabei um größere Flächen handelte, wurde zur Fortschaffung des Erdabhubs eine kleine Feldbahn, etwa 100 m Gleis und zwei Kippwagen, zur Hilfe genommen.

Nach der Klärung und Vermessung des letzten Bauzustandes, die naturgemäß meist am einfachsten sind, wurden die Fußböden durchgeschlagen und fortgeräumt. Nur Proben läßt man immer gern an geeigneten Stellen stehen, um spätere Nachprüfungen zu erleichtern. Gleichzeitig wurden alle Mauern auf ihr relatives Alter hin untersucht, namentlich durch genaue Beobachtung aller Anschlußstellen auf die Frage hin, ob ur-

Digitized by Google

sprünglich Mauerverband vorlag oder Fuge. Sobald dann unter dem jüngsten Fußboden ein älterer sich zeigte oder tiefer liegende Mauerzüge auftauchten, wurde der ihnen entsprechende ältere Bauzustand herausgeschält und vermessen. Auch die Photographie wurde gelegentlich zu Hilfe genommen, um das Bild der Ausgrabung in besonders wichtigen Phasen möglichst objektiv festzuhalten. Das geschilderte Verfahren wurde so oft wiederholt, bis der zweifellos älteste Bauzustand erreicht war. In dem Hauptgebäude, das die meisten Erneuerungen und Umbauten erfahren hatte, wurden auf diese Weise nicht weniger als sieben Bauzustände ermittelt.

In einem Teile des Hauptgebäudes zeigte sich nun, daß selbst der älteste römische Fußboden noch auf älterem Schutt ruhte. Um wirklich erschöpfende Arbeit zu leisten, wurde auch dieser abgeräumt, bis überall — außer unter den stehen bleibenden Mauern bzw. Mauerfundamenten — der gewachsene Felsboden erreicht war. Diese zeitraubende und oft nicht sehr dankbare Arbeit hat unerwarteterweise die schönsten Früchte getragen. Denn nach Abräumen allen bewegten Bodens fanden sich schließlich, in den gewachsenen Felsen eingetieft, zahlreiche Pfostenlöcher, die sich zu dem ungewöhnlich vollständigen Grundriß eines vorrömischen Pfostenhauses zusammenschlossen. Um hier auch nicht die kleinste Lücke zu lassen, wurden nötigenfalls auch die römischen Mauern, die sich darüber hinzogen, abgebrochen. Eine derartige teilweise Zerstörung der Ruine wird sich überhaupt nicht immer vermeiden lassen, sobald es sich darum handelt, die Baugeschichte eines Gebäudes namentlich in ihren älteren Phasen restlos zu klären. Voraussetzung ist natürlich immer, daß vor dem Abbruch der Befund in Zeichnung und Photographie genau festgehalten wird.

Das Bild, das eine dergestalt durchgeführte Grabung am Schlusse bietet, pflegt allerdings alles andere als 'schön' und unmittelbar instruktiv für den Laien zu sein. Es gehört eine recht eingehende Betrachtung und räumliche Phantasie (im wissenschaftlichem Sinne) dazu, um die verschiedenen Bauzustände, deren Fußböden noch dazu meist ausgeräumt sind, herauszuerkennen und im Geiste wieder aufzubauen. Es ist ein ganz anderes Bild als etwa in Pompei, wo überall nur der letzte Zustand der Gebäude, so wie sie im Augenblick der Verschüttung

Digitized by Google

D. u. A. 23/24



Digitized by Google

Digitized by Google

waren, sichtbar gemacht ist und wo infolgedessen die unmittelbare Wirkung auf den Beschauer viel lebendiger sein wird.

Diese teilweise Zerstörung der Ruine ist ein Grund mit gewesen, weshalb sie nach vollendeter Ausgrabung nicht offen gehalten und konserviert, sondern wieder zugeschüttet worden ist. Eine Konservierung wäre auch deshalb nicht ratsam gewesen, weil die Mauern technisch viel zu minderwertig waren, um den Schäden der Witterung auf die Dauer widerstehen zu können. Der Mörtel erwies sich als so kalkarm, daß die Mauern auf große Strecken hin schon vor der Ausgrabung ihren inneren Halt verloren und sich in strukturlosen Mauerschutt aufgelöst hatten. Dazu kommt, daß mit der Konservierung von ausgegrabenen römischen Ruinen dieser Art hierzulande bisher überhaupt keine guten Erfahrungen gemacht worden sind. Ohne Überbauung der Ruine mit einem geschlossenen Holzschuppen, der sie den unmittelbaren Schädigungen durch Regen und Frost entzieht, und ohne ständige Überwachung durch einen Aufseher, die sie gegen die nicht minder gefährlichen Hände vieler Besucher schützt, ist meines Erachtens jede Konservierung zum Mißerfolg verurteilt. Aber selbst da, wo für so kostspielige Maßnahmen sich die Mittel finden ließen, wären sie sicher nur in seltenen Ausnahmefällen anzuraten, weil durch jede Überbauung die räumliche Wirkung solcher Ruinen mehr oder weniger verfälscht wird.

Will man das Bild der Ruine im Zustande der Ausgrabung möglichst anschaulich festhalten, so empfiehlt sich als der billigste Weg die Anfertigung eines Gipsmodelles etwa im Maßstab 1 : 20 oder so ähnlich. Sie müßte natürlich durch einen gewissenhaften Modelleur an Ort und Stelle während oder im unmittelbaren Anschluß an die Ausgrabung geschehen.

2. Ergebnisse

Zur Veranschaulichung der Ergebnisse dient zunächst der Übersichtsplan Beilage 3. Auf der Sohle eines schmalen Tälchens liegen locker verstreut die Ruinen von mindestens sechs Gebäuden, die sich zu einem bäuerlichen Gehöft zusammenschließen. Das Hauptgebäude, mit der Front nach Süden, lehnt sich an den nördlichen Talhang an, ebenso eines der beiden größeren Nebengebäude östlich davon, während das andere dem

Digitized by Google

Hauptgebäude gegenüber am Fuße des südlichen Talhanges liegt und nach Norden sieht. Nach Ausweis der darin gefundenen Herdanlagen haben die beiden Nebengebäude nicht wirtschaftlichen Zwecken, etwa als Ställe oder Scheunen, gedient, sondern als Wohnungen, wenn auch einfachster Art. Von einem dritten Nebengebäude im Westen haben sich nur dürftige Spuren gezeigt, die am ehesten auf ein Badhaus deuten. Dazu kommen schließlich am Ostende des Gehöfts zwei kleine fast quadratische Gebäude, von denen das kleinere jünger ist als das größere und dieses nach seiner Zerstörung einmal ersetzt hat. Es sind kleine kapellenartige Heiligtümer, wie sich aus der Orientierung sowohl wie aus den Kleinfunden mit Sicherheit ergibt.

Von besonderem Interesse ist natürlich das Hauptgebäude, um dessentwillen die Grabung ja in erster Linie unternommen wurde. Das Durcheinander von Mauern und Pfostenlöchern, wie der Plan es zeigt, ist auf den ersten Blick nicht ganz übersichtlich, es klärt sich aber verhältnismäßig leicht, wenn man es als das Ergebnis einer jahrhundertelangen Baugeschichte zu verstehen sucht. Es haben nicht nur verschiedene Gebäude nacheinander hier an demselben Platze gestanden, sie haben zum Teil auch ihrerseits wieder durch Umbauten, Erweiterungen und Erneuerungen mannigfache Veränderungen erfahren.

Der älteste und zugleich kleinste Bau reicht noch in die vorrömisch-keltische Zeit zurück, ins frühe 1. oder vielleicht 2. Jahrhundert vor Christi Geburt. Er war in der damals nördlich der Alpen noch allgemein üblichen Pfostenbautechnik errichtet, bei der die das Dach tragenden Pfosten noch nicht (wie beim Fachwerk) auf Schwellbalken gesetzt sind, sondern unmittelbar in oder auf der Erde stehen.

Die in den gewachsenen Felsen eingetieften Standlöcher dieser Pfosten sind außer einem ebenerdigen Herde von rechteckiger Form das einzige, was von dem Gebäude übriggeblieben ist. Sie lassen sich leicht in zwei Gruppen scheiden. Etwa ein Dutzend großer Löcher von 30—40 cm Durchmesser fügt sich zu einem Rechteck von etwa 6×7 m zusammen, und um dieses Rechteck läuft in geringem Abstande ein Kranz von kleinen Löchern von durchschnittlich 8 cm Durchmesser. Was den Aufbau betrifft, so kann kein Zweifel sein, daß die starken Pfosten

Digitized by Google

den Dachstuhl getragen haben. Für die Erklärung der kleinen Löcher dagegen bestehen zwei Möglichkeiten. Entweder saßen lange Dachsparren darin, die über dem Pfettenkranz spitzbogenförmig zusammengebogen waren (vgl. Taf. 34, 1), oder es ist eine niedrige Flechtwand darin zu ergänzen, die den überhängenden Rand eines abgewalmten Sparrendaches unterstützte.

An die Stelle dieses keltischen Hauses ist zunächst in frührömischer Zeit ein schon wesentlich größerer Bau getreten, von dem nur dürftige Reste erhalten waren. Die verhältnismäßig geringe Stärke der Fundamentmäuerchen läßt vermuten, daß es ein Fachwerkbau war. Er scheint nicht lange gestanden zu haben, sondern ist bald durch einen Neubau ersetzt worden, der wiederum etwas stattlicher ausfiel. Es ist zunächst ein einräumiges hallenartiges Gebäude gewesen, mit dem Eingang an der südlichen Langseite und einem ovalen ebenerdigen Herde in der Mitte (vgl. Taf. 34, 2). Von Wohnbauten des Mittelalters und der neueren Zeit läßt sich am besten die Halle der englischen Adelshöfe vergleichen, die sich in ihrer alten Form vereinzelt bis heute erhalten hat.

Merkwürdig ist die Bautechnik dieses gallorömischen Hallenbaus, die sich übrigens an den Nebengebäuden ebenso und zum Teil noch besser feststellen ließ. Die nur mit Lehm, nicht mit Kalk oder höchstens mit einem sehr kalkarmen Mörtel gebauten Mauern wurden nämlich ergänzt durch starke Pfosten, deren Standlöcher sich in regelmäßigen Abständen an der Innenseite fanden. Die Pfosten waren offenbar dazu bestimmt, den Dachstuhl zu tragen, während die unsoliden Mauern lediglich der Ummantelung des Raumes dienten, ohne tragende Funktion zu haben. Es ist das eine Bautechnik, die heute noch in China und Tibet sehr gebräuchlich ist und auch im Sudan sowohl wie in Europa (Krim, Italien, Fär-Ör, Island) vereinzelt noch vorkommt.

Dieser einzellige Hallenbau hat nun den Kern gebildet, an den sich alle anderen Räume sozusagen ankristalliert haben, ganz ähnlich, wie man sich die Entwicklung des italischen Atriums vorzustellen hat. Zunächst wurde der nach Süden blickenden Frontseite ein Fassadenbau vorgeblendet, bestehend aus einem Laubengang und zwei geschlossenen, leicht vorspringenden Räumen an den Enden. Das ist ein Fassadentypus, wie er der

Digitized by Google

römischen Villenarchitektur ganz geläufig ist. Geschaffen ist er natürlich für den Monumentalbau, wohl gegen Ende des 1. Jahrhunderts. Das Hauptgebäude im Tuscum des jüngeren Plinius hat ihn nach der erhaltenen Beschreibung bereits gehabt.

Nach den dünnen Fundamentmauern zu schließen, scheint dieser Fassadenbau in Fachwerktechnik erbaut gewesen zu sein. Das ist wohl ein Grund mit gewesen, weshalb er bald durch einen neuen ersetzt worden ist, der den alten Typus in etwas größeren Abmessungen und soliderer Ausführung wiederholt. Gleichzeitig hat das ganze Gebäude eine Erweiterung um drei Räume nach Westen hin erfahren. Zwei vorspringende Nischen, eine eckig, die andere rund, zeigen, daß es sich um eine Badeanlage handelt. Spätestens jetzt muß auch der alte Kernraum, die Halle, in reinem Steinbau erneuert worden sein, wobei der Boden erhöht wurde und eine große rechteckige Herdanlage, aber nach wie vor zu ebener Erde, an Stelle der früheren ovalen trat. Wahrscheinlich gehört diesem Bauzustande dann auch noch ein quadratischer Anbau an der Rückseite an, in dem man vielleicht einen turmartigen Speicher vermuten darf (Taf. 34, 3).

Erst einem Umbau dieses erweiterten Hauses gehört der unter der Frontlaube liegende Keller an, zum mindesten in dem Zustande, wie ihn die Ausgrabung zeigt. Gleichzeitig ist eine abermalige Erneuerung des Fassadenbaus sowie der Anbau einer schmalen Raumflucht an der Ostseite. Die Anbauten, die an der Westseite sowohl wie an der Ostseite, sind schließlich noch einmal verändert worden. Die Baderäume wurden beseitigt, und an ihre Stelle trat ein Zimmer mit Fußbodenheizung, die von der Halle aus zu bedienen war. Gegenüber, an der Ostseite, ward die Tür in nördlicher Richtung verschoben, so daß sie genau in die Ost-West-Achse der Halle zu liegen kam, und dahinter ein einheitlicher großer Durchgangsraum geschaffen. Eine auf dem jüngsten, mit den letzten Umbauten gleichzeitigen Fußboden der Halle gefundene Münze des Kaisers Gratian zeigt, daß die Bautätigkeit im letzten Drittel des 4. Jahrhunderts beendet war. Nach Ausweis deutlicher Spuren hat zuletzt ein Brand das Gebäude zur Ruine gemacht, die dann wohl schnell weiter verfiel und allmählich mehr und mehr unter dem vom Berghange dahinter herabgeschwemmten Erdreich verschwand.

Digitized by Google

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß es hier dank einer möglichst vertieften Methode zum ersten Male gelungen ist, die Baugeschichte eines keltischen Bauernhofs und der daraus erwachsenen gallorömischen villa rustica durch mindestens fünf Jahrhunderte, von der Zeit vor Caesar bis gegen Ende der römischen Herrschaft am Rhein, zu verfolgen. Das zu Anfang gesteckte Ziel wurde vollkommen erreicht, indem der große Mittelraum des Hauptgebäudes endgültig als geschlossene Halle erwiesen werden konnte. Um die einzelnen Bauzustände voll verständlich zu machen, wurde in jedem Fall versucht, den Aufbau wenigstens zeichnerisch, zum Teil auch im Modell wiederherzustellen, eine Arbeit, die nie unterlassen und nicht ohne Hilfe eines praktischen, aber zugleich historisch geschulten Architekten unternommen werden sollte. Hier hat sich Herr Regierungs- und Baurat Dr. Mylius dieser Aufgabe unterzogen und sie mit gewohntem Geschick gelöst. Schließlich wurde auch unsere Kenntnis der sozialen Struktur derartiger Bauernhöfe erweitert, indem sich herausstellte, daß neben dem Hauptgebäude noch zwei kleinere Nebengebäude gleichfalls Wohnzwecken gedient haben. Nach Analogie der ganz großen Gutshöfe darf man wohl auch hier Hörigen-Wohnungen darin vermuten.

Digitized by Google

Der römische Gutshof von Köln

von Dr. Fritz Fremersdorf
Leiter der Römischen Abteilung des Wallraf-Richartz-Museums in Köln

Mit Tafel 35

Im Jahre 1925 hörten wir von der Absicht der Stadtverwaltung, die bestehenden Anlagen des Sportparkes bei Köln-Müngersdorf wesentlich zu vergrößern. Da uns die in Frage kommende Stelle als römische Trümmerstätte und vermutlicher Rest einer ehemaligen villa rustica bekannt war, trafen wir alsbald Vorbereitungen zu einer ganz systematischen Untersuchung des gesamten in Frage kommenden Geländes. Wir wollten die im ganzen Westen des Römerreiches bereits bekannten vielen Hunderte unvollständig untersuchter Anlagen dieser Art nicht noch um eine weitere solche vermehren; vielmehr ging unser Bestreben von vornherein darauf aus, über das bis dahin in der Villenforschung Erreichte hinauszukommen und einmal ganze Arbeit zu leisten. So waren es zwei Dinge, denen wir von Anfang an besondere Aufmerksamkeit widmeten: die Vollständigkeit der Gesamtanlage und die Baugeschichte des Herrenhauses. Denn trotz zahlloser Einzeluntersuchungen war eine wirklich lückenlose Anlage eines Gutshofes mit all ihren Bauten und Einrichtungen bis dahin nicht nachgewiesen. Und fast immer hatte man die freigelegten Fundamente als etwas in sich Gegebenes, als den Bautyp, angesehen, ohne zu bedenken, daß diese Anlagen zumeist jahrhundertelang bestanden und so im Laufe der Zeit viele Veränderungen mitgemacht haben. Der freigelegte Grundriß war daher nicht der Bautyp, sondern vielmehr der allerletzte Bauzustand oder die Summe aller Veränderungen. Wie war es nun möglich, daraus die Baugeschichte zu ermitteln?

Wir überzogen ganz systematisch das Gelände mit einem Netz von Suchschnitten und ermittelten so nach und nach: ein stattliches Herrenhaus mit etwa dreißig Räumen und 50 m Frontlänge sowie elf landwirtschaftliche Gebäude, die sich in einem Halbkreis um das Herrenhaus lagern; ferner die Umfassungsmauer des ganzen Bezirkes; die Wasserversorgung und die Ent-

Digitized by Google

wässerung; ja sogar zwei Grabfelder, das eine mit Brandgräbern, das andere mit Beisetzungen in schweren Sarkophagen. Die Reste der Gebäude lagen kaum 20—30 cm unter der Ackerkrume; deshalb deckten wir ihre Flächen vollständig ab. Danach galt es nachzuweisen, ob sie in einem einzigen Guß errichtet waren oder aber verschiedene Bauperioden aufwiesen; und wenn ja, wie diese sich zueinander verhielten. Rein äußerlich und oberflächlich war das nicht zu erkennen. Wir griffen deshalb zu einem Mittel, das zwar viele Mühe und Arbeit verursachte, aber den Vorzug hatte, daß es unbedingt zum Ziele führen und untrügliche Auskunft geben mußte. Wir durchschnitten das Mauerwerk, und zwar vollständig, bis in den gewachsenen Boden hinein (Taf. 35, 1). So gewannen wir genauen Einblick in das Innere, in seine Zusammensetzung und Struktur. Wir konnten feststellen, daß Zusammengehöriges auch durchaus einheitliches Material aufwies, später Errichtetes sich davon deutlich abhob und unterschied. Wir fanden im Mauerwerk — also äußerlich nicht kenntlich — Fugen und Absätze, das heißt Stellen, an denen sich an Älteres das Jüngere einfach anlehnte, mehrfach mit einem Zwischenraum reinen gewachsenen Bodens zwischen den zwei Zeitstufen. Im Herrenhaus, das nach der Freilegung ein undeutbares Gewirr von Mauern und Mäuerchen aufwies, wurde grundsätzlich jede Mauerflucht, das heißt jedes Stück Mauer zwischen zwei Abzweigungen, und zwar mehrere Male, geschnitten, um so die Möglichkeit zu genauem Vergleich auch innerhalb derselben Mauer zu gewinnen. Jede Mauerecke wurde mit einem Schnitt belegt, um festzustellen, ob die beiden an der betreffenden Stelle zusammenstoßenden Teile wirklich gleichzeitig seien. Ganz besondere Sorgfalt ward den Stellen gewidmet, an denen drei oder vier Mauerstücke zusammenstießen, weil hier ja die meiste Möglichkeit für verschiedenzeitliche Entstehung bestand. Diese Eckschnitte wurden stets so angelegt, daß sie je zwei Mauerteile freilegen mußten, so daß die hier zusammentreffenden Teile bequem miteinander zu vergleichen und zu studieren waren und ganz einwandfrei beurteilt werden konnten. In einzelnen Fällen, die von besonderer Wichtigkeit waren, gingen wir noch darüber hinaus, schnitten das Mauerwerk nicht quer zur Flucht, sondern schlitzten es meterlang parallel auf, das heißt, wir schlugen die eine Hälfte der Mauer-

Digitized by Google

breite auf große Strecken heraus, um so noch deutlicher und noch eindeutiger die Beschaffenheit des Mauerinnern verfolgen zu können. Wir haben damals keine Mühe gescheut, das ganze Herrenhaus durch diese Schnitte buchstäblich zu zersägen. Hier allein wurden nicht weniger als 261 Schnitte angelegt.

Eine gewaltige Arbeit! Aber sie lohnte auch. Wer den Grundriß Abb. 1 betrachtet, wird zunächst nicht daran glauben wollen, daß der schwarz gehaltene Teil die erste Bauperiode des Herrenhauses ist. Die beiden nördlichen Risalite 4 und 8 wurden damals gebaut, die südlichen 24 und 29 dagegen bestimmt nicht. Denn nach der Lage des Oecus 16 genau in der Mitte der Bauflucht müßten sie erst da ansetzen, wo sie nördlich endigen. Sie kamen erst in der zweiten Bauperiode zur Ausführung und dann um ihre eigene Breite nach Norden hin verschoben, so daß der Oecus nunmehr aus seiner Mittellage verdrängt ist. Das heizbare Zimmer 25 mit den Vorräumen 26/27 wurde an die Südwand der Mauer 21/22 angebaut. Zur Errichtung des Hypokausts mußte tiefer ausgeschachtet werden, als der Boden von 21 hoch lag. So wurde die Südwand von 21 fortgenommen und im gleichen Material wie 25/27 neugebaut. Die Fugen dieses neuen Mauerwerks deckten sich genau mit der Längenausdehnung von 25. Ebenso sicher ist, daß die beiden Lauben (Veranden) im Osten und Westen (9 und 12) in der ersten und zweiten Bauperiode noch nicht vorhanden waren und erst später entstanden sind. Es ließ sich zum Beispiel — und nur durch Anwendung der Schnitte — sichtbar nachweisen, daß die Ost-Veranda dreifach verschiedenes Material aufwies, dabei Abbruch der Periode 1 gelegentlich des Neubaues von 25 und solches der ersten kleineren östlichen Laube der Periode 2. Die West-Veranda hatte zunächst zwei seitliche Eingänge von je 10 römischen Fuß Breite; erst später wurden diese durch die beiden Winkelmauern (⌟⌞) geschlossen. Dort ist die durchgehende Verandamauer tief fundamentiert, die Zungenmauer (rechts) dagegen viel oberflächlicher; und zwischen beiden liegt ein deutlicher Streifen gewachsenen Lehmes. Die Gruppe der Badegebäude im Norden (1—3, 5—7) ist später eingebaut, wobei es ebenso merkwürdig als sicher ist, daß Raum 7 erst später entstand; die Nordmauer weist ganz anderes Material und deutliche Fugen am Zusammentreffen mit der östlichen und westlichen Quermauer auf. Schließ-

Digitized by Google

lich ist es dieser Art der Untersuchung auch zuzuschreiben, daß wir mit Spätlatènescherben durchgesetzte Brandschichten eines voraufgegangenen älteren Holzbaues feststellen konnten, die sich zum Teil unter die Fundamente der ersten Bauperiode in Stein hinabzogen.

Wie schon gesagt, haben wir das Gerippe des Herrenhauses einer so gründlichen Untersuchung unterworfen, wie sie überhaupt nicht mehr weiter getrieben werden konnte. Das Ergebnis davon war, daß sich das rätselhafte Mauergewirr nach der Freilegung in sechs verschiedene Bauperioden (ohne die kleineren

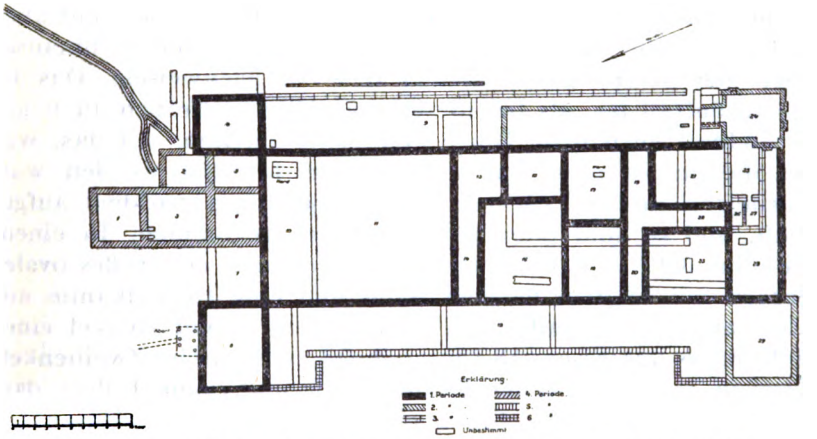


Abb. 1. Grundriß des Herrenhauses auf römischem Gutshof bei Köln

Veränderungen) auflöste und nunmehr die zeitliche Entstehung und das allmähliche Werden der ganzen Anlage (Abb. 2 u. Taf. 35, 2) mit einem Male klar und verständlich wurde. Ohne die Anwendung unseres Schnittverfahrens wäre das ganz unmöglich gewesen.

Mit der gleichen Sorgfalt wurden auch alle übrigen Untersuchungen vorgenommen, immer in dem Bestreben, dem Befund in der Erde, den uns der schützende Boden einem Archive gleich treu als Urkunde bis in unsere Tage verwahrt hatte, möglichst viel abzugewinnen, ihn zum Reden zu bringen. So ermittelten wir nicht nur sieben Ziehbrunnen, die der Versorgung mit ein-

Digitized by Google

wandfreiem Trinkwasser dienten, sondern gruben auch einen bis zur Sohle — 22 m tief — durch schwierigen Sandboden hindurch aus. Aber nicht etwa, indem wir einfach innerhalb des steinernen Brunnenkranzes in die Tiefe gingen, sondern indem wir ein großes 2×2 m langes Rechteck um den Brunnen herum legten, verbauten und ausschachteten, so daß wir den Brunnen mit seiner Umgebung immer im Innern unserer Ausschachtung hatten. Das brachte eindeutigen Aufschluß über die Bauart der Brunnen, die nicht — wie die hinzugezogenen Wasserfachleute glaubten — 'gesenkt' waren.

Sehr wichtige, ja völlig neue Erkenntnisse ergab die Untersuchung der Sarkophage. Hier ließ sich endlich einmal mit aller Sicherheit und Eindeutigkeit die Sitte des Leichenschmauses über den bereits geschlossenen Gräbern nachweisen. Das ist um so auffälliger, als bei diesem heidnischen Brauch auch unzweifelhaft christliche Dinge eine Rolle spielten. All das, was bei diesem Schmaus an Gerätschaften benötigt worden war, wurde frei in der Erde vor den Sargbehältern geordnet aufgestellt, und so sind diese Dinge auf uns gekommen. In einem Falle handelte es sich um eine runde Schüssel, ein großes ovales Becken mit breitem flachem Rand und eine Henkelkanne mit Kleeblattmündung, alles aus Bronze; Reifen und Henkel eines Holzeimers aus Eisen; 18 Gläser (hohe zylindrische Zweihenkelflaschen, konische Becher, Tassen, ovale und runde Teller), darunter ein unversehrtes Stück mit Darstellung einer Hasenjagd in Schliff und Gravierung und schließlich einen silbernen Löffel mit der Inschrift DEO GRATIAS. Also auch materiell ein glänzendes Ergebnis. Es sind Dinge, die sich infolge der genauen Beobachtung und Ausgrabung auf zehn Jahre genau datieren lassen, die in die Zeit um 370 nach Christus gehören und die als seltene, bisher nicht gekannte Vorläufer der späteren fränkischen Formen anzusprechen sind.

Diese Sitte des Leichenschmauses noch in spätrömischer schon unter dem Einfluß des Christentums stehender Zeit zeigt uns deutlich das Festhalten uralter, tief in der Seele des Volkes wurzelnder Anschauungen. Mit dem Aberglauben ist es ebenso gewesen. Dafür ergaben die sorgfältigen Untersuchungen zwei ganz einwandfreie, genauestens beobachtete Beispiele. Wir fanden nämlich nach Entfernung eines der Sarkophage mitten

Digitized by Google

unter diesem stehend — also vor der Versenkung des Sarges in die Erde und mit voller Absicht dahin gestellt — eine große tönerne Schüssel, darauf liegend die Knochen eines Huhnes nebst einem eisernen Messer. Der noch im Mittelalter zu belegende Aberglaube, daß man die durch eine Steinlast erregten Geister der Tiefe durch ein Opfer (sogenannte Bauopfer oder

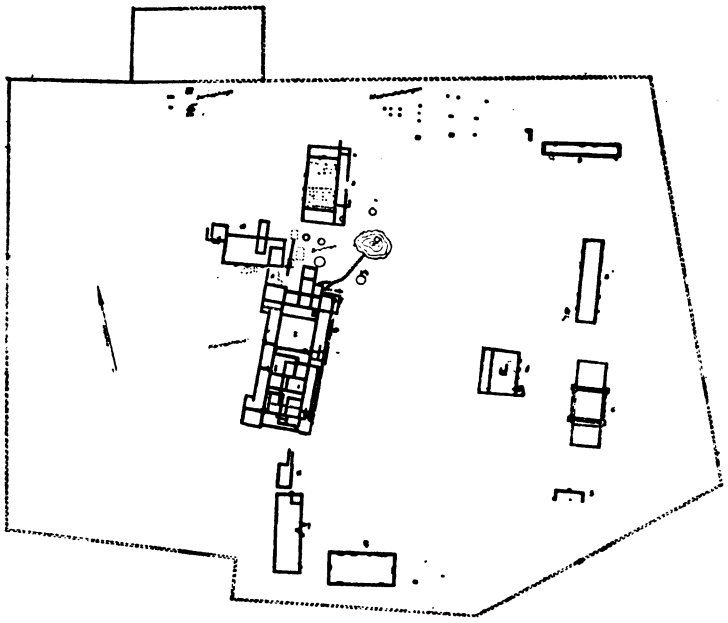


Abb. 2. Römischer Gutshof bei Köln

Bausegen) versöhnlich stimmen müsse, ist damit schon für römische Zeit erwiesen, und es dürfte das älteste bisher nachgewiesene Beispiel dieser Art sein. Und weiter. In einer der Glasflaschen fanden wir kleine Tierknochen, die durch den besonderen Fachmann auf diesem Gebiete, Herrn Professor Hilzheimer-Berlin, untersucht und bestimmt wurden. Es handelt sich um die Schädel von Feldspitzmäusen, von denen sonstige Skeletteile nicht vorhanden waren, so daß man annehmen muß, diese Mäuseköpfe seien mit voller Absicht und aus irgendeinem

Digitized by Google

uns heute nicht ohne weiteres verständlichen Aberglauben heraus in diese Flasche gelegt worden.

Neue wissenschaftliche Ergebnisse sind niemals bei flüchtiger Arbeit zu gewinnen, ebensowenig dann, wenn das vorhandene Objekt nur teilweise untersucht wird. Im Gegenteil, die wichtigsten Ergebnisse und sichere Schlüsse sind nur dann zu erwarten, wenn die Untersuchung bis zum letzten Ende durchgeführt wird. Der Kölner Gutshof ist so planmäßig, so restlos und so genau untersucht worden, wie es bei keiner Anlage dieser Art bisher der Fall war. Restlos ist die ganze Anlage bekannt geworden, mit all ihren Anlagen und Einrichtungen. Wir sind vollkommen sicher, daß uns nichts dabei entgangen ist; denn im Anschluß an unsere Ausgrabung wurde das ganze in Frage kommende Gelände etwa 1½ m tiefer gelegt. Einwandfrei ist das allmähliche Werden des Hauptgebäudes, ist die Baugeschichte des Herrenhauses ermittelt.

Noch auf ein wichtiges Ergebnis sei zum Schluß kurz hingewiesen. Es ist sicher, daß der Kölner Gutshof nicht — wie so viele andere Anlagen — durch Feuer zugrunde ging, sondern um 400 nach Christus gelegentlich der Landnahme durch die Franken von seinem letzten Besitzer einfach verlassen worden ist. Aber es ist ebenso sicher, daß die Franken die Anlage nicht bewohnten und benutzten. Denn auf dem ganzen weiten Gelände ist auch nicht eine einzige Scherbe aus nachrömischer Zeit zum Vorschein gekommen. Und nun bedenke man, daß kaum 50 m außerhalb der Umfassungsmauer des Gutshofes ein fränkisches Reihengräberfeld ermittelt worden ist. Einige dieser Gräber waren sogenannte Plattengräber, zusammengebaut aus römischen Werkstücken und Altmaterial des nahen Gutshofes. —

Die zusammenfassende Darstellung der ganzen Ausgrabung mit einem reichen Anhang von Plänen, Tafeln und Textbildern wird 1929 in der neuen Buchreihe »Römisch-Germanische Forschungen« erscheinen, die von der Römisch-Germanischen Kommission des Archäologischen Institutes des Deutschen Reiches herausgegeben wird.

Digitized by Google

Cambodunum

Ein römischer Marktort im heutigen Südbayern

von Professor Dr. Paul Reinecke
Hauptkonservator am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege

Mit Tafel 36

Im Gebiet des heutigen schwäbisch-bayerischen Alpenvorlandes nennen Schriftquellen aus der römischen Kaiserzeit eine Stadt Cambodunum, die, wie wir wissen, durch das Mittelalter und die Neuzeit sich zu dem heutigen Kempten im bayerischen Allgäu entwickelt hat und deren Reste seit Jahrzehnten Gegenstand der Erforschung mit dem Spaten bilden. Die Geschichte dieses Ortes während des Altertums und des frühen Mittelalters läßt sich aus den topographischen Verhältnissen des Gebietes an der oberen Iller, aus der Lage im römischen Straßennetz Südbayerns, aus den wenigen Resten über und den ausgedehnten Mauerzügen im Boden, aus den vielen zufällig und anläßlich der Ausgrabungen gehobenen Funden wie aus den dürftigen Angaben der alten Schriftquellen einigermaßen klar ablesen.

Cambodunum war in den letzten vorrömischen Zeiten, als die schwäbisch-bayerische voralpine Hochfläche von dem keltischen Volk der Vindeliker bewohnt wurde, das Oppidum, der Vorort, des Stammes der Estionen. Dies spätkeltische Oppidum suchen wir auf Kemptener Boden im Bereich des inselartig aus dem Illertaleinschnitt aufragenden Burghaldehügels und seines nördlichen Vorgeländes, das heute mit der St.-Magnus-Kirche den ältesten Teil des mittelalterlichen Kemptens trägt. Für die Wahl dieses Platzes an der Iller dürfte einmal die einen guten natürlichen Schutz bietende Lage, die leicht durch künstliche Befestigungen sich verstärken ließ, bestimmend gewesen sein; dazu kam, daß auch vorrömische Weglinien hier die Iller erreichten, so der Zug, der vom Bodensee zum bayerischen Alpenvorlande führte, und eine Fortsetzung der uralten Straße durch Süd- und Nordtirol über Reschen und den Fernpaß nordwestwärts. Das Oppidum wird, wie auch der Name »Feste eines Mannes namens Cambos« andeutet, erst eine Gründung des

Digitized by Google

letzten vorchristlichen Jahrhunderts gewesen sein, ohne daß an dieser Stelle schon eine ältere Siedlung von stadtähnlichem Charakter vorangegangen war.

Mit der gewaltsamen Besitznahme des Landes zwischen dem Alpenrand und der oberen Donau durch die Römer 16/15 vor Christus blieb das Oppidum zunächst unverändert weiter bestehen. Aber die günstige Lage des Punktes in dem neuen Grenzstreifen des Römerreiches ließ einen starken wirtschaftlichen Aufschwung dieser spätkeltischen Siedelung voraussehen, und als unter Kaiser Tiberius die Verwaltung des rätischen Alpenlandes und des vindelikischen Stammesgebietes eine straffere Organisation erfuhr, wurde hier ein Forum, ein Marktort für den ganzen Gau, und zugleich ein Umschlagsplatz für den Handelsverkehr zwischen den weiter west- und ostwärts gelegenen Randprovinzen entlang der Rhein-Donau-Grenze des Reiches eingerichtet. Da jedoch für ein solches Forum die Burghalde und ihr engbegrenztes Vorgelände völlig ungeeignet erschien, wurde der Ort kurzerhand auf das rechte Illerufer verlegt, wo die Hochterrasse des heutigen Lindenberger Öschs bequem Platz für eine größere stadtartige Anlage nach italischem Schema bot und überdies reichlich fließende Quellen eine gute Wasserversorgung der neuen Siedelung sicherten.

Wie die Bodenfunde lehren, erfolgte die Neugründung erst unter Tiberius. Spätestens damals scheint das Gebiet von Cambodunum auch eine Garnison erhalten zu haben, die jedoch längstens nur bis zum Jahre 46/47 nach Christus hier bestanden haben könnte. Der neue stadtartige Ort — eine Stadt mit römischem Stadtrecht war er jedoch nicht — wurde seinem Zweck entsprechend einigermaßen groß angelegt, wenn er auch nicht sonderlich einwohnerreich war. In der Folgezeit blühte Cambodunum stark auf, wie sich auch durch einen gewissen, freilich in auffallendem Gegensatz zu der verhältnismäßig geringen Einwohnerzahl stehenden Luxus der öffentlichen Bauten geltend macht. Die wirtschaftliche Weiterentwicklung des Ortes wurde jedoch schwer beinträchtigt und abgeschnürt, seit unter Kaiser Vespasian auf west- und süddeutschem Boden die römische Reichsgrenze über den Rhein und die obere Donau vorgeschoben wurde und dem Handelsverkehr der germanischen Provinzen des Reiches mit den Donaulanden jetzt weiter nordwärts be-

Digitized by Google

quemere Straßen als der große Umweg um das Rheinknie bei Basel zu Gebote standen. Von diesem Schlage hat sich Cambodunum nie mehr recht erholt, es blieb in seiner ferneren Entwicklung stecken und war in der Folge nur mehr noch ein Gemeinwesen untergeordneter provinzialer Bedeutung, wenn es auch irgendwann später, wohl gegen Ende des 2. Jahrhunderts, Municipium, eine Stadt mit italischem Stadtrecht, wurde.

Als nach dem Zusammenbruch des obergermanisch-rätischen Limes jenseits Rhein und Donau 260 nach Christus bei der allgemeinen Unsicherheit nicht nur in den Grenzlanden des Römerreiches allenthalben das Bedürfnis nach kräftigem Schutz der bisher offenen Städte und Siedelungen von einiger Bedeutung sich einstellte, mußte auch Cambodunum durch Mauern bewehrt werden. Hatte es doch wiederholt unter den Alamanneneinfällen gelitten und zudem war es jetzt gleichsam Grenzstadt geworden, da mit dem Limes auch das Gebiet des heutigen württembergischen Oberschwabens dem Reiche verlorengegangen war. Die viel zu groß angelegte Stadt auf dem Lindenberger Ösch ließ sich jedoch durch einen Mauerring nicht gerade günstig und bequem befestigen. So mußte man zu einer nochmaligen Verlegung der Siedelung schreiten, und zwar wählte man jetzt wieder den Platz des einstigen keltischen Oppidums, die Burghalde und ihr nördliches Vorgelände. Von der Ummauerung der neuen spätrömischen Stadt ist ein großes Stück nachgewiesen, das am Südende der Burghalde beginnt und westwärts in breitem Abstande den Fuß dieses Hügels umfährt; die Fortsetzung westlich des Magnusplatzes bis zur Iller und dann illeraufwärts bis zum Anschluß am Osthange der Burghalde ist wenigstens einigermaßen gesichert.

Im spätrömischen Cambodunum befand sich dann wieder eine Garnison. Während des 4. Jahrhunderts dürfte so gut wie allerorten im römischen Oberdonauland allmählich auch das Christentum Fuß gefaßt haben. Vielleicht hat hier gegen Ende der Römerherrschaft eine Art Bistum bestanden. Die zugehörige Kirche lag wohl in der Unterstadt, da die Burghalde wahrscheinlich das militärische Quartier war. Die Stadt ging dann, offenbar mit leidlich unversehrtem Mauerring, in alamannische Hände über, wenn auch die romanische Bevölkerung noch lange sich erhalten haben dürfte. Jedenfalls brach die Stadtsiedelung im

Digitized by Google

letzten vorchristlichen Jahrhunderts gewesen sein, ohne daß an dieser Stelle schon eine ältere Siedlung von stadtähnlichem Charakter vorangegangen war.

Mit der gewaltsamen Besitznahme des Landes zwischen dem Alpenrand und der oberen Donau durch die Römer 16/15 vor Christus blieb das Oppidum zunächst unverändert weiter bestehen. Aber die günstige Lage des Punktes in dem neuen Grenzstreifen des Römerreiches ließ einen starken wirtschaftlichen Aufschwung dieser spätkeltischen Siedelung voraussehen, und als unter Kaiser Tiberius die Verwaltung des rätischen Alpenlandes und des vindelikischen Stammesgebietes eine straffere Organisation erfuhr, wurde hier ein Forum, ein Marktort für den ganzen Gau, und zugleich ein Umschlagsplatz für den Handelsverkehr zwischen den weiter west- und ostwärts gelegenen Randprovinzen entlang der Rhein-Donau-Grenze des Reiches eingerichtet. Da jedoch für ein solches Forum die Burghalde und ihr engbegrenztes Vorgelände völlig ungeeignet erschien, wurde der Ort kurzerhand auf das rechte Illerufer verlegt, wo die Hochterrasse des heutigen Lindenberger Öschs bequem Platz für eine größere stadtartige Anlage nach italischem Schema bot und überdies reichlich fließende Quellen eine gute Wasserversorgung der neuen Siedelung sicherten.

Wie die Bodenfunde lehren, erfolgte die Neugründung erst unter Tiberius. Spätestens damals scheint das Gebiet von Cambodunum auch eine Garnison erhalten zu haben, die jedoch längstens nur bis zum Jahre 46/47 nach Christus hier bestanden haben könnte. Der neue stadtartige Ort — eine Stadt mit römischem Stadtrecht war er jedoch nicht — wurde seinem Zweck entsprechend einigermaßen groß angelegt, wenn er auch nicht sonderlich einwohnerreich war. In der Folgezeit blühte Cambodunum stark auf, wie sich auch durch einen gewissen, freilich in auffallendem Gegensatz zu der verhältnismäßig geringen Einwohnerzahl stehenden Luxus der öffentlichen Bauten geltend macht. Die wirtschaftliche Weiterentwicklung des Ortes wurde jedoch schwer beinträchtigt und abgeschnürt, seit unter Kaiser Vespasian auf west- und süddeutschem Boden die römische Reichsgrenze über den Rhein und die obere Donau vorgeschoben wurde und dem Handelsverkehr der germanischen Provinzen des Reiches mit den Donaulanden jetzt weiter nordwärts be-

Digitized by Google

quemere Straßen als der große Umweg um das Rheinknie bei Basel zu Gebote standen. Von diesem Schlage hat sich Cambodunum nie mehr recht erholt, es blieb in seiner ferneren Entwicklung stecken und war in der Folge nur mehr noch ein Gemeinwesen untergeordneter provinzialer Bedeutung, wenn es auch irgendwann später, wohl gegen Ende des 2. Jahrhunderts, Municipium, eine Stadt mit italischem Stadtrecht, wurde.

Als nach dem Zusammenbruch des obergermanisch-rätischen Limes jenseits Rhein und Donau 260 nach Christus bei der allgemeinen Unsicherheit nicht nur in den Grenzlanden des Römerreiches allenthalben das Bedürfnis nach kräftigem Schutz der bisher offenen Städte und Siedelungen von einiger Bedeutung sich einstellte, mußte auch Cambodunum durch Mauern bewehrt werden. Hatte es doch wiederholt unter den Alamanneneinfällen gelitten und zudem war es jetzt gleichsam Grenzstadt geworden, da mit dem Limes auch das Gebiet des heutigen württembergischen Oberschwabens dem Reiche verlorengegangen war. Die viel zu groß angelegte Stadt auf dem Lindenberger Ösch ließ sich jedoch durch einen Mauerring nicht gerade günstig und bequem befestigen. So mußte man zu einer nochmaligen Verlegung der Siedelung schreiten, und zwar wählte man jetzt wieder den Platz des einstigen keltischen Oppidums, die Burghalde und ihr nördliches Vorgelände. Von der Ummauerung der neuen spätrömischen Stadt ist ein großes Stück nachgewiesen, das am Südende der Burghalde beginnt und westwärts in breitem Abstande den Fuß dieses Hügels umfährt; die Fortsetzung westlich des Magnusplatzes bis zur Iller und dann illeraufwärts bis zum Anschluß am Osthange der Burghalde ist wenigstens einigermaßen gesichert.

Im spätrömischen Cambodunum befand sich dann wieder eine Garnison. Während des 4. Jahrhunderts dürfte so gut wie allerorten im römischen Oberdonauland allmählich auch das Christentum Fuß gefaßt haben. Vielleicht hat hier gegen Ende der Römerherrschaft eine Art Bistum bestanden. Die zugehörige Kirche lag wohl in der Unterstadt, da die Burghalde wahrscheinlich das militärische Quartier war. Die Stadt ging dann, offenbar mit leidlich unversehrtem Mauerring, in alamannische Hände über, wenn auch die romanische Bevölkerung noch lange sich erhalten haben dürfte. Jedenfalls brach die Stadtsiedelung im

Digitized by Google

frühen Mittelalter nie ab. Im 8. Jahrhundert entwickelte sich hier ein Kloster, das danach mit reichen Stiftungen bedacht wurde. Die Texte der Karolingerzeit nennen die Stadt Campidona, Kampita und ähnlich. Im hohen Mittelalter erweiterte sich mit dem Erstarken der Bürgerschaft die Stadtsiedelung kräftig über die seitherige, aus spätrömischer Zeit übernommene Mauergrenze westwärts, wie dann auch die mittelalterliche Stadtmauer Kemptens lehrt. Freilich waren Teile des einstigen spätrömischen Stadtgebietes, so die Burghalde, in Händen des Stiftes verblieben, mit dem die Bürger ständig in Streit lagen.

Die römische Stadt auf dem Lindenberger Ösch hat nur rund 250 Jahre bestanden und ist dann friedlich von den Einwohnern geräumt worden. Dabei wurde alles bequem erreichbare Steinmaterial für den Bau der neuen Stadtmauer und der Häuser auf dem anderen Illerufer verwendet. Von der Stadt der älteren und mittleren Kaiserzeit haben sich also im Boden nur die Grundmauern erhalten, die übrigens in späteren Zeiten des öfteren noch für Bauzwecke weiter ausgeplündert und zudem im Dreißigjährigen Krieg strichweise wieder beschädigt wurden. Im Mittelalter deckte den Platz Ackerfeld, im 19. Jahrhundert wurde er mit dem Aufkommen der Milchwirtschaft im Allgäu in eine hochwertige Wiese umgewandelt.

Der nochmaligen Verlegung Cambodunums und der Weiterentwicklung Kemptens lediglich aus der spätrömischen Stadt haben wir es zu verdanken, daß auf dem Lindenberger Ösch die Reste einer ganzen Stadtsiedelung der älteren und mittleren römischen Kaiserzeit unüberbaut im Boden ruhen und der Erforschung mit dem Spaten so bequem zugänglich sind, wie sonst nirgends auf provinzialrömischem Boden in Deutschland. Die ältere historisch-antiquarische Forschung hat dem Lindenberger Ösch keine besondere Beachtung geschenkt, aber örtliche Kreise wußten seit langem, daß der Boden hier ausgedehnte Mauerzüge birgt. Als um die Mitte der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Kempten ein Historischer Verein gegründet wurde, erachtete dieser es als seine vornehmlichste Aufgabe, die römischen Bodenzeugnisse des Platzes näher zu erforschen. Seit jener Zeit wurde, freilich mit mehreren langen Pausen vor und nach der Jahrhundertwende und dann während des Krieges und in der ersten Nachkriegszeit, Jahr für Jahr hier gegraben. Die Ausgrabungen

Digitized by Google

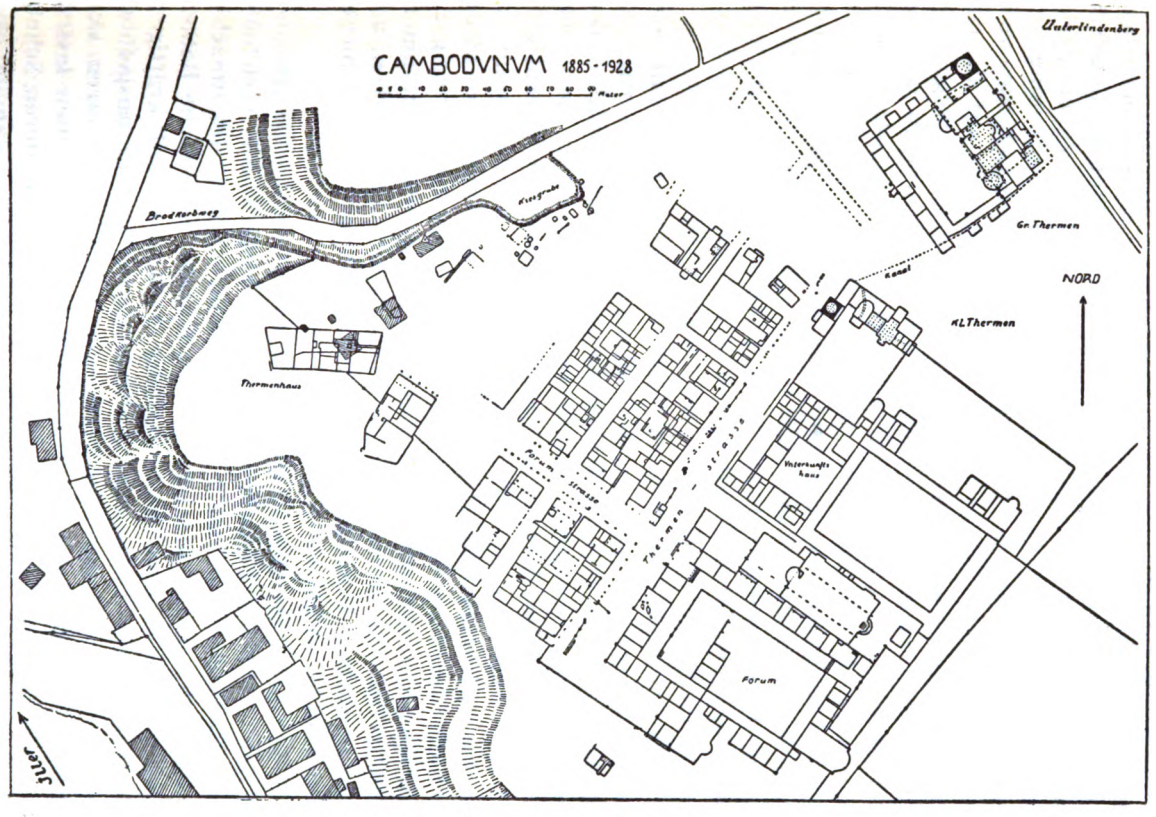


Abb. 1. Plan der Ausgrabungen von Cambodunum

Digitized by Google

mußten schon in der Vorkriegszeit mit erheblicher Beschleunigung bei leider nicht immer zureichenden Mitteln betrieben werden, da in unmittelbarer Nähe ein neuer Bahnhof angelegt werden sollte und sowohl dieser Plan wie auch die zunehmende Ausdehnung der Stadt Kempten eine baldige Überbauung des seither noch freien, für Bauzwecke so günstigen Geländes voraussetzen ließen. Die Forschung mit dem Spaten auf diesem Punkte wurde noch dadurch äußerst erschwert, daß wegen der starken Ausnützung der Wiesen immer nur innerhalb weniger Herbstwochen gearbeitet werden konnte und das Aufgegrabene dann vor den Schneefällen des Spätherbstes mit peinlicher Sorgfalt schleunigst wieder eingefüllt werden mußte. Der Südrand der römischen Stadtanlage ist inzwischen einer mächtigen Kiesgrube, die seit dem Krieg große Flächen zerstört, zum Opfer gefallen, ohne daß hier alle im Boden ruhenden Reste in gewünschter Genauigkeit hätten untersucht werden können.

Da der tatsächliche Bestand der römischen Stadt auf dem Lindenberger Ösch geringeren Umfang hatte als ursprünglich angenommen, ist es dank der ausgiebigen Grabungstätigkeit der letzten Jahre gelungen, Ausdehnung wie Aufteilung der Stadt und zugleich ihre Baugeschichte zum größten Teil klarzulegen. Ist nun auch der Stadtplan des römischen Cambodunum im großen und ganzen einigermaßen vollständig erforscht, so bleibt freilich hier noch für eine Reihe von Jahren Arbeit genug zu erledigen, zumal auch die durch die älteren Grabungen untersuchten Häuser in vielem erneuter Nachprüfung bedürfen, um ihre baulichen Einzelheiten und vor allem ihre Baugeschichte einwandfrei zu klären.

Als das spätkeltische Cambodunum auf das rechte Illerufer in das Gebiet des Lindenberger Öschs verlegt wurde, errichtete man die Wohn- und Ladenhäuser des neuen Marktortes zunächst wohl restlos in Lehmfachwerk. Nur einzelne öffentliche Bauten mögen damals schon in Stein oder wenigstens mit kräftigem Steinsockel für Holz- oder Lehmfachwerkoberbau ausgeführt worden sein. Fortgesetzte heftige Brände, deren Spuren sich allenthalben im Untergrund des Stadtgebietes erkennen lassen, und die geringe Widerstandsfähigkeit der ohne weiteren Schutz in den Boden getriebenen Pfosten der Häuser zwangen bald dazu, zum Steinbau überzugehen. Die Außenmauern der ein-

Digitized by Google

zelnen Grundstücke und Häuser wurden dabei wohl durchweg auch mit dem Aufgehenden in Stein angelegt, Innenwände zeigten jedoch vielfach nur Steinriegelwerk auf niedrigem Steinsockel, gelegentlich lassen sich während der ersten Steinbauperiode der Stadt auch noch Lehmfachwerkwände auf Steinsockeln nachweisen. Bald nach der Mitte des 1. Jahrhunderts nach Christus werden die reinen Fachwerkhäuser in Cambodunum fast restlos verschwunden sein. Da in der Folgezeit immer wieder größere und kleinere Brände die Stadt heimsuchten, wurden fortgesetzt ausgedehnte Um- und Ersatzbauten notwendig. Die wiederholten Zerstörungen wie die vielen baulichen Änderungen bis zum Ende des Bestehens der Stadt ließen ständig den Boden anwachsen. Oft liegen deshalb in den Straßen die oberste Beschotterung und in den Portiken wie im Innern der Häuser die späten Fußböden anderthalb Meter höher als die ursprüngliche Oberfläche vor der Bebauung. Infolgedessen muß bei den Grabungen häufig genug bis zu 2 m Tiefe und mehr ausgeschachtet werden. Hatte man während des 1. Jahrhunderts zumeist die auf ungemein tief reichenden, starken Fundierungen ruhenden Steinmauern aus gut zugerichteten, kürzeren oder längeren kleinen quaderförmigen Steinen erbaut, so zeigt das jüngere Mauerwerk in Cambodunum demgegenüber sichtlich einen allmählichen Rückgang in der Mauertechnik. In der Spätzeit der Stadt wurden neue Mauern, die dann fast stets ohne eigene Fundierung lediglich auf Bauschutt gestellt sind, beinahe regelmäßig aus Rollsteinen der Fluß- und Diluvial-Schotter errichtet; Bruchsteine, die schließlich nur noch in ganz unregelmäßigen Formen verwendet wurden, verschmähte man in den letzten Jahrzehnten des Bestehens der Siedelung fast ausnahmslos. Von Rollsteinen hat man vereinzelt jedoch auch schon früh für Sockelmauern, die Wände in anderer Technik tragen sollten, Gebrauch gemacht.

Am Ende der Stadt dürften verschiedene Bauten durch Brand zugrunde gegangen sein, vermutlich anläßlich einer Plünderung bei dem Alamanneneinfall vom Jahre 260. Andere Häuser sind jedoch, nachdem man ihnen brauchbares Steinmaterial für die spätrömische Stadt auf dem linken Illerufer entnommen hatte, mit ihren in einiger Höhe stehen gebliebenen Resten allmählich zerfallen. Eine ausgedehnte, alle Gebäude

Digitized by Google

treffende Katastrophe läßt sich für diese Zeit nicht erweisen; bei dem Einbruch der Alamannen werden vielmehr die Einwohner größtenteils mit ihrer Habe vorübergehend geflüchtet sein.

Trotzdem die älter- und mittelkaiserzeitliche Stadtsiedelung auf dem Lindenberger Ösch mit ihren Bauten und den wenigstens von Mauern umgebenen Flächen eine ansehnliche Ausdehnung hatte (beiläufig 14½ ha), blieb die Zahl ihrer Wohnhäuser eine auffallend beschränkte. Das überbaute Stadtgebiet, dessen Umfang wir heute annähernd richtig abschätzen können, teilt sich klar in mehrere Stadtviertel (Regionen).

In dem jetzt fast gänzlich zerstörten Südteil begleiten zwei Zeilen von großen Anwesen eine annähernd von Ost nach West ziehende Straße von rund 350 m Länge. Ihre Bauten dienten in erster Linie gewerblichen Zwecken, und zwar solchen mit feuergefährlichem Betriebe. Mit den übrigen Stadtvierteln besteht hier keine unmittelbare Straßenverbindung, die Südregion ist also abgetrennt vom übrigen Stadtgebiet. Nachgewiesen wurden in diesem Industrieviertel, wie wir heute sagen würden, mindestens eine Ziegelei, mehrere Töpfereien und offenbar auch Werkstätten für Metallbearbeitung. Wahrscheinlich verödeten diese Betriebe ganz oder größtenteils schon im Laufe des 2. Jahrhunderts nach Christus.

Die übrigen Viertel der Stadt haben eine andere Orientierung. Eine breite Straße von über 250 m Länge, die wir Thermenstraße nannten, teilt das Gebiet der Bauten öffentlichen Charakters von dem Viertel der Wohn- und Ladenhäuser und der kleinen Hofanwesen. Südöstlich der Thermenstraße liegt zunächst die mächtige Forumanlage, ein von einem Säulenumgang und Läden umgebener großer rechteckiger freier Platz, zu dem ein Tempel, wohl der kapitolinischen Trias (Juppiter, Juno, Minerva), wie die Verwaltungs- und Gerichtsgebäude (Basilica, Curia) und dergleichen gehörten. An das Forum schließt sich, durch eine Sackgasse getrennt, ein großes öffentliches Unterkunftshaus mit zahlreichen Zimmern an, hinter dem ein mächtiger Hof mit Umgang und zwei Flügelbauten mit größeren und kleineren Räumen liegt. Die ausgedehnte hofartige Fläche war wohl zum Einbau eines großen Tempels bestimmt, zu dessen Errichtung es jedoch nie gekommen ist. Auf das Unterkunftshaus folgte, ohne durch eine Gasse abgetrennt

Digitized by Google

zu sein, eine öffentliche Badeanstalt mit großem Hof, die sogenannte kleine Therme der Stadt. Für eine mächtige ummauerte Fläche dahinter ohne Ein- oder Anbauten haben wir noch keine Erklärung. Die Reihe der öffentlichen Gebäude beschließt im Nordosten an der äußersten Grenze des Stadtgebietes die etwas anders orientierte und abgesondert für sich liegende große Therme, bei der unter der jüngeren Anlage mit späten An- und Umbauten noch die Grundmauern eines wesentlich ausgedehnteren älteren Badegebäudes nachgewiesen wurden. Die Therme zeichnet sich durch einen großen Hof mit Säulenumgang und anschließenden Läden aus.

Südöstlich hinter dem Forum und dem Hof hinter dem Unterkunftshause wurde eine unmittelbar anstoßende rechteckige Ummauerung festgestellt, die über 4¼ ha Fläche umschließt und die wir als ein weiteres Stadtviertel ausscheiden möchten. Innerhalb dieses Mauerrechtecks fehlen irgendwelche Spuren von Bauten oder Straßenzügen vollständig, es wird nur von einer Wasserleitung mit Holzröhren gequert. Die ungeheuer große Umfriedigung erscheint wie ein hinter den Gebäuden öffentlichen Charakters vorgesehener gewaltiger Tempelbezirk, der unbenützt liegen blieb, weil auf ihm aus Mangel an Mitteln kein Tempel erbaut werden konnte. Oder sollte es sich um ein eigens abgegrenztes Gelände im Gebiet der Marktgemeinde für eine etwaige Erweiterung der Siedelung, zu der es nie gekommen ist, handeln?

Den Nordwesten der Stadtanlage nimmt eine vierte Region ein, die der Wohn- und Ladenhäuser. Vom Forum nach Nordwesten streichend teilt diese Region auf etwas mehr als 150 m eine breite Straße, die 'Forumstraße', auf die beiderseits die Schmalseiten von je vier verschieden langen, durch Quergassen abgetrennten Häuserblöcken, Insulae, stoßen. Die Insulae im Südwesten der Forumstraße waren kürzer, die auf der entgegengesetzten Seite länger, und hinter den ersten beiden dieser Insulae folgten hier noch zwei kürzere Häusergruppen.

Die einzelnen Insulae waren regelmäßig in eine größere oder kleinere Zahl von Anwesen aufgeteilt, deren Grenzen vom Beginn der Stadt bis an ihr Ende einigermaßen gleichgeblieben sind, wenn auch die Besitzgrenzen innerhalb dieser 250 Jahre öfters um einzelne Flächen sich verschoben haben. In der Regel

Digitized by Google

waren die Anwesen von Häusern überbaut, während verschiedene nur aus Hofräumen bestanden, die überhaupt keine Einbauten oder nur eingebaute Schuppen oder Stallungen oder einzelne, dann meist erst spät eingefügte Wohnräume hatten. An der Thermen- wie der Forumstraße zeigen die Häuser durchweg Läden, die wohl nicht nur für den Verkauf fertiger Waren bestimmt waren, sondern oftmals auch als Werkstätten dienten. Ein Teil der Ladenhäuser besteht lediglich aus einem Laden mit einem etwa gleichgroßen, unter Umständen noch weiter geteilten, oder einem kleineren Raum dahinter. Gelegentlich sind in den Hinterräumen später noch Wohnräume, auch solche mit Heizung, eingerichtet worden. Häuser, die zu den Läden noch eine größere Anzahl Wohnzimmer nebst Küche und sonstigem Zubehör und kleinere Binnenhöfe aufweisen, sind verhältnismäßig selten. Nirgends zeigte sich ein Anhalt, daß die Häuser auch Obergeschosse hatten, aber in vielen Anwesen fanden sich Keller. Die Anwesen an den Quergassen bestehen öfters nur aus Höfen mit Schuppen und dergleichen, während Wohnräume, oder wenigstens solche in einiger Zahl, fehlen. Einzelne Häuser, die viele eingebaute Kammern und etwa einen heizbaren größeren, saalartigen Raum aufweisen, sind offenbar als Gasthäuser anzusprechen.

Das Ende der Forumstraße schließen mehrere schräg gestellte Häuser ab, deren eines in der Frühzeit der Stadt zu Läden auch eine kleine Badeanstalt ('Thermenhaus') enthielt. Dem weiteren Nordrand der Stadt bis in die Nähe der großen Therme folgen in etwas unregelmäßiger Verteilung verschiedene kleinere ein- und zweizellige Bauten, jedenfalls Wohnhäuser der ärmeren Bevölkerung. Weiter fehlte es hier nicht an einzelnen Werkstättenbetrieben.

Wo die von auswärts kommenden Verkehrsstraßen in die Stadt einmündeten, wissen wir noch nicht recht. Am Nordende der Forumstraße führte offenbar zwischen zwei mit ihrer Stirnseite sich auf 4 m nähernden Häusern ein Abstieg zur Illerbrücke hinunter (und in Fortsetzung zum Bodensee). Nordöstlich der großen leeren Ummauerung wurde neben dem heutigen Verbindungswege zwischen den Höfen Ober- und Unterlindenberg ein römischer Straßenzug nachgewiesen.

Die Wasserversorgung der Stadt erfolgte wohl so, daß in der Frühzeit am Nordrande eine Anzahl Zisternengruben bestanden,

Digitized by Google

die durch fließendes Wasser gespeist wurden. Später hat man jedenfalls durch Holzröhrenleitungen das Wasser auf mehrere Punkte innerhalb der Stadt verteilt.

Die Stadt hatte außerhalb ihrer überbauten und ummauerten Fläche zweifellos mehrere größere Gräberfelder, die an den nach auswärts führenden Straßen zu suchen sind. Über die Lage dieser Friedhöfe sind wir vorläufig noch nicht unterrichtet.

Trotz verhältnismäßig großer Ausdehnung ist die Marktort- und spätere Stadtsiedelung Cambodunum viel bescheidener und einfacher gewesen, als man nach Beginn der Grabungen Jahre hindurch gemeint hat. All die öffentlichen Bauten, die man zu den vorhandenen nach dem Beispiel anderer Städte des römischen Altertums hier noch erwartet hat, große Tempel, ein Theater oder gar ein Amphitheater, fehlen in Cambodunum. Wir verstehen heute, daß man in einer, abgesehen von der Hauptstadt, so armen Provinz, wie es Rätien war, an einem untergeordneten Platze derlei kaum voraussetzen durfte. Und doch bedeuten die Reste im Boden des Lindenberger Öschs, die nun einigermaßen erforscht sind, in historischer wie kulturgeschichtlicher Hinsicht für uns einen unschätzbaren Gewinn, obgleich der Anfall an Kleinfunden von diesem Platze wieder erheblich hinter den Erwartungen zurückbleibt.

Als Stätte des Gewerbefleißes spielte Cambodunum, auch selbst lediglich innerhalb des Bereiches der Provinz Rätien, nur eine bescheidene Rolle. Allerdings wurden hier, wie die Funde lehren, schon um die Konkurrenz der eingeführten Waren anderer Gebietsteile des Römerreiches oder der Nachbarstädte in der Provinz, Bregenz und Augsburg, unterbieten zu können, für den Eigenbedarf der Stadt wie der näheren und weiteren Umgebung alle möglichen Gebrauchsgegenstände in örtlichen Werkstätten hergestellt. Der Marktort bot natürlich auch der Landbevölkerung Gelegenheit zum Umsatz der verschiedensten landwirtschaftlichen Erzeugnisse und zum Verkauf von Arbeiten ländlicher Hausindustrie, war aber in erster Linie dazu bestimmt, daß hier die Bauernschaft des Illergebietes ihre mannigfaltigen Bedürfnisse materieller Kultur befriedigen und die kleinen Gewerbetreibenden und Händler auf dem flachen Lande ihren Bedarf und ihre Vorräte ergänzen sollten.

Die Einwohner von Cambodunum waren also vorwiegend kleine Handwerker, Gewerbetreibende und Kaufleute, neben

Digitized by Google

denen natürlich die Gastwirte nicht fehlen durften. Ob sie ohne erheblichen Zuzug von auswärts der Hauptmasse nach aus der Bevölkerung des aufgelassenen spätkeltischen Oppidums hervorgegangen waren, ob bei der Neueinrichtung des Forumortes dazu fremde Elemente in größerer Zahl etwa aus Italien oder Gallien zuströmten, läßt sicht nicht beurteilen. Der Bildungsgrad der Einwohnerschaft war jedenfalls schon früh kein schlechter, vor allem mußten die Kaufleute ja lesen und schreiben können, und daß sie viel geschrieben haben, lehrt die große Zahl von metallenen Schreibgriffeln unter den Kleinfunden, lehrt das öftere Vorkommen von eingekritzelten Inschriften auf Gefäßen wie auf Wänden.

Die Bevölkerungsziffer des Marktortes und der späteren Stadt war jedoch nicht groß. Die verhältnismäßig geringe Gesamtzahl von Häusern, die vielen Läden mit ihren Nebenräumen, in denen die Besitzer nicht immer gewohnt zu haben scheinen, die nicht seltenen Hofanwesen mit ihren Gelassen, Schuppen und ähnlichen Gebäuden, die verschiedenen Gasthäuser, der Mangel an eigentlichen Wohnhäusern, in denen, entsprechend unsern heutigen Mietshäusern und Mietskasernen, mehrere Familien miteinander Unterkunft gefunden hätten, all das läßt auf eine nur geringe Einwohnerzahl schließen. Es scheint, daß die Zahl sich ganz erheblich unter Tausend hielt, wenn sie wohl auch Fünfhundert etwas überschritt. Eine genaue Schätzung wird erst möglich sein, wenn auch die vor Jahrzehnten schon ausgegrabenen Wohnhäuser nachträglich in ihren Einzelheiten genauer untersucht sind.

Das Denkmal römischer Vergangenheit, das uns in seinen Resten der schützende Boden so unmittelbar greifbar auf dem Lindenberger Ösch gegenüber Kempten erhalten hat, steht auf deutscher Erde einzigartig da. Ist auch Cambodunum kleiner und ärmlicher gewesen, als man zunächst glauben wollte, so geben uns seine dank dem Ausbleiben mittelalterlicher Überbauung bis zur Jetztzeit zugänglich gebliebenen Reste doch ein Bild in satten Farben von einem nachmalig zur Stadt erhobenen Marktort in einer Randprovinz des Römerreiches während der Kaiserzeit, von seiner Anlage, von seinen öffentlichen Bauten und seinen Häusern, von seinem Leben und Treiben.

Digitized by Google

Ringwälle im Lahn- und Maingebiet als Zeugen der germanischen Einwanderung und der römisch-germanischen Kämpfe um Christi Geburt

von Dr. Ferdinand Kutsch

Direktor des Landesmuseums Nassauischer Altertümer, Wiesbaden

Mit Tafel 37

Die in einer großen Kampf- und Brandkatastrophe zugrunde gegangene keltische Ringwallanlage auf der 'Burg' bei Rittershausen (Dillkreis) hat erwiesen, daß um 400 vor Christus bereits im Lahngebiet die Kelten von den Germanen überrannt wurden. Danach fehlt uns für die weitere Früh- und Mittellatènezeit noch das Material. Erst die Spätlatènezeit, das letzte vor- und das erste nachchristliche Jahrhundert, haben wieder greifbare Reste in immer wachsender Zahl erhalten.

Schon länger bekannt, wenn auch die Grabungen E. Ritterlings noch nicht veröffentlicht sind, ist der Dünsberg bei Gießen, eine Anlage aus der späten Latènezeit mit rein germanischen Funden. Zur genaueren Datierung ist es von Bedeutung, daß Scherben vorkommen, die ohne das Vorbild von römischer Sigillata oder von bemalter 'belgischer' Ware kaum denkbar sind.

Weitere Berge mit Befestigungen der gleichen Zeit sind zum Beispiel der Hausberg von Butzbach und der Almerskopf bei Merenberg. In den letzten Jahren traten dann in der Lahngegend vereinzelte germanische Brandgräberfunde auf, unter anderem zwischen Dünsberg und Rittershausen auf der Wasserscheide zwischen oberer Lahn und Dill bei Eisemroth. Damit rückten frühkeltische und germanische Funde räumlich näher zusammen, und es wurde die Frage brennend, welcher Art die Ringwallanlage auf dem 'Heunstein' bei Dillenburg sei, der inmitten der genannten Punkte liegt.

So entschloß sich der Berichterstatter zur Grabung auf diesem Berge. Sie wurde durch einen wesentlichen Zuschuß der Not-

Digitized by Google

gemeinschaft der Deutschen Wissenschaft wie auch der Römisch-Germanischen Kommission des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches ermöglicht und ist zu einer 'Schlüsselgrabung' für die Ringwälle der Spätlatènezeit geworden. Ihre Ergebnisse sind um so sicherer zu beurteilen, als sie nicht dem entsprachen, was wir erwartet hatten. Bei der oben angedeuteten Lage und dem schon oberflächlichen Befund von mindestens zwei Bauperioden rechneten wir gegebenenfalls mit einer keltischen Unterschicht und einer jüngeren, germanischen Periode. Diese Auffassung wurde nicht bestätigt, sondern es zeigte sich, daß die gesamte Anlage aus der späten Latènezeit stammt.

Der Heunstein ist keine Grenzfestung im Sinne von Rittershausen, sondern er liegt abseits von der Wasserscheide inmitten des taldurchfurchten Berglandes. Seine Bedeutung beruht lediglich auf der Kreuzung der Straßen, die in Süd-Nord- und West-Ost-Richtung sich da treffen, wo das Dietzhölzetal (Fronhausener Tal) auf das Dilltal stößt. Diesem folgt von Süden, von der Lahn her, eine Straße, die alle südlichen und östlichen Verbindungen des Gießen-Wetzlarer Beckens aufnimmt, also auch den Verkehr, der durch die Wetterau von Süden her kommt. Sie leitete ihn auch in alter Zeit nach Nordwesten hin. Das Dietzhölzetal bringt die Rheinstraße, die ihren Ausgangspunkt im Mittelalter in Köln hatte und nach Leipzig führte, von Dillenburg aus nach Norden an die obere Lahn. Diese Straßen hatten auch in der vorgeschichtlichen Zeit ihre Bedeutung. So war der Heunstein eine rechte Straßenfestung, an einem für jeglichen Verkehr, besonders aber natürlich für militärische Züge wichtigen Punkte gelegen.

Im engeren krönt seine Ringwallanlage einen schmalen, langen Höhenrücken, dessen höchste Erhebung einen trigonometrischen Punkt (471,1) trägt. Im Südwesten sind mehrere Kuppen vorgelagert, ehe das Massiv nach Dillenburg hin fällt. Nach Nordosten bricht der Berg am Ringwallende ziemlich steil etwa 50 m ab und läuft als Höhenrücken, später wieder ansteigend, nach Nordosten weiter. Der hier vor den Wällen liegende Sattel ist für einen Angreifer von verhältnismäßig geringer Bedeutung, da die Entfaltungsmöglichkeit auf ihm durch die Steilabfälle nach dem Fronhausener Tal im Westen und dem Nanzenbacher Tal im Osten sehr beschränkt ist.

Digitized by Google

Die eigentliche Gefahrseite war im Süden und Südwesten. Besonders von Süden, von der Burbach her (Taf. 37, 1), konnte ein Gegner größere Massen entwickeln und Sturmgerät heranbringen. So sehen wir denn auf dem Plan S. 245 hier einen inneren — 17-16-12 — und einen äußeren Hauptwall — 15-2-18-13-12 —, die sich bei 12 treffen, und dahinter zwei Terrassen (westlich 12), von denen aber nur die innere eine Befestigung getragen hat. Sie schloß sich den geschickt ausgenutzten Felsenklippen an, die durch Steingewinnung für die Mauern auf der Südseite unzugänglich gemacht wurden. Vor dem äußeren Hauptwall sind (bei 14) noch drei Flankierungen vorgetrieben, die angreifende Haufen in hufeisenförmige Zangen nahmen.

Im Südwesten war eine Toranlage mit einer das Tor des äußeren Hauptwalles (2) besonders schützenden Zwingeranlage (4). Ihr war ein weiterer Zwinger (3-15) vorgelegt. Seine äußere Mauer sollte aber vielleicht einmal weiter nach Süden und Osten durchgeführt werden, wie die Herrichtung einer entsprechenden Terrasse andeutet. Ein zweites, später verbautes Tor hatte der äußere Hauptwall bei 13, aber nicht in Richtung des modernen Weges, sondern westlich 13 in der S-förmigen Schleife. Ein drittes Tor gewährte auf der Westseite des Berges durch diesen Wall Durchlaß. Durch den inneren Hauptwall führten zwei Tore, bei 16 und 12.

Gegenüber dieser schweren Rüstung der Gefahrseite des Berges ist die Fronhausener weniger stark befestigt, besonders wenn man berücksichtigt, daß die einzelnen Abschnitte — wie späterhin gezeigt wird — nicht alle gleichzeitig bestanden haben. Gegen den nordöstlichen Sattel sind hinter dem Hauptwall (westlich 10) zwei innere Terrassen erhalten, eine dritte zweigt bei 9 von ihm ab. Schließlich gabelt sich der Wall (bei 8) in zwei Äste, deren innerer als schwacher Absatz gut im Gelände bis zum Anschluß erkennbar ist, während der äußere über 7 nach Süden läuft und dann zu der eben genannten Schlußstelle des inneren Zweiges emporsteigt. Zwischen beiden Ästen liegt auf der Bergnase noch ein kurzes Stück einer Zwischenterrasse.

Damit sind die Anlagen der eigentlichen Befestigung umrissen. Vorgetrieben ist dann noch ein Anhängsel, das — wie auf dem Altkönig im Taunus, auf dem Almerskopf bei Merenberg,

Digitized by Google

auf dem Dünsberg bei Gießen — von 7, aber dem inneren Wall aus, tief hinabsteigt, um durch Einbegreifen einer Quelle, des Heunweihers, dem Wassermangel auf dem Berg zu steuern. Gegen Südwesten gabelt sich dieser Wall (bei 5) noch einmal in zwei Teile, die auf das äußerste Wallstück des Südwestwerkes zulaufen.

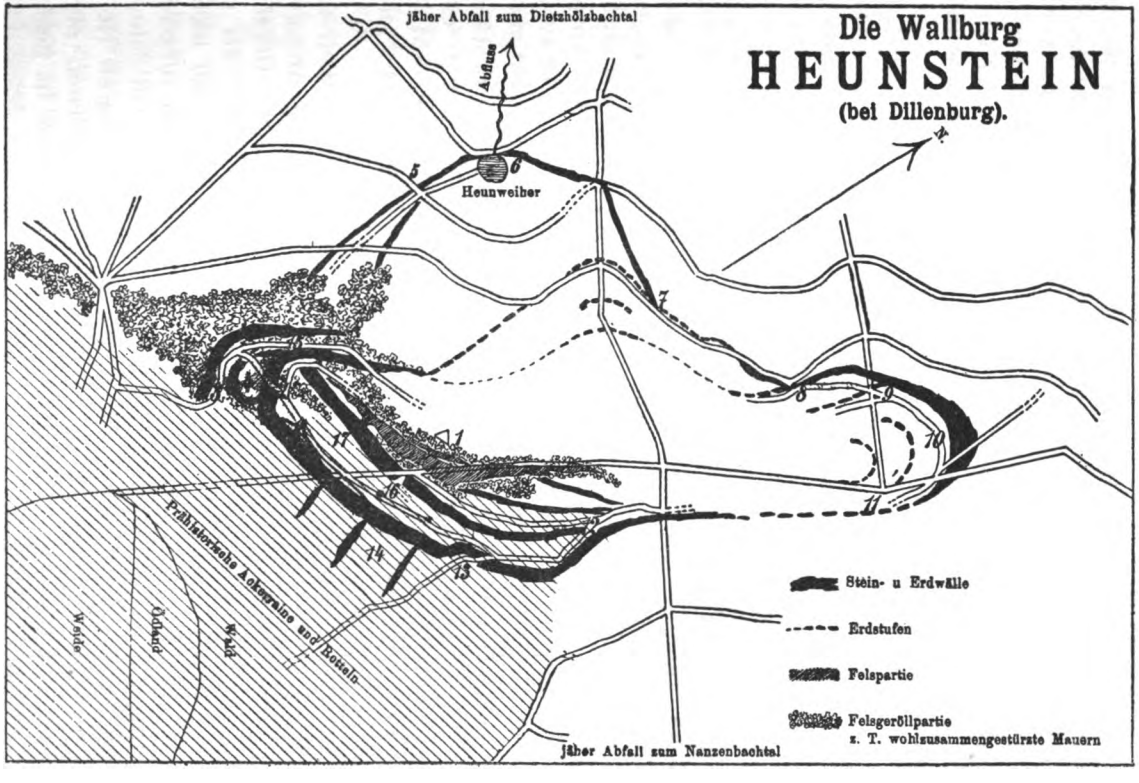
Zwar macht die Befestigung im ganzen einen einheitlichen Eindruck, aber sie hatte doch zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene Ausdehnung. Trotzdem zeugen ihre Grundzüge von einem Willen mit ganz bestimmten Baugrundsätzen. Die Ausnutzung des Geländes ist vorzüglich, die Wälle laufen fast auf den Höhenschichtlinien und verlassen sie nur, wenn es wirklich nötig ist. Dann aber ist — wie am Heunweiher (7-6-5) — die Führung den Hang hinab und hinauf unter geschicktester Vermeidung des steilsten Gefälles gelungen. Der Blick für die Anlage im Gelände war also ausgezeichnet und die technische Ausführung der Befestigungen nicht minder vorzüglich.

Um die beiden wichtigsten Fragen, die Technik der Wälle und die zeitliche Stellung, festzulegen, mußten wir sie mit notwendiger Ausdehnung nach vorne und hinten mit breiten Versuchsgräben durchschneiden und hinter ihnen größere Flächen abdecken. Grundlegend wurde dabei das Ergebnis in zwei Schnitten durch den äußeren Wall, die wir etwa bei 18 und dann zur Kontrolle an der Ansatzstelle des Flankenwalles östlich 14 anlegten. Auch ein Versuch westlich des Tores 2 zeitigte, wenn auch stark gestört, das gleiche Ergebnis.

Wir geben hier das bei 18 gewonnene Profil (Taf. 37, 2). Auf einer künstlich gearbeiteten Terrasse steht der Rest einer etwa 1 m starken Mauer (I a), deren weitere Trümmer dahinter zerstreut liegen (I b). Nach dem vorhandenen Material scheint sie eine Brustwehr gewesen zu sein. Die Böschung vor dieser Anlage ist nicht mehr vorhanden, sondern durch spätere Arbeiten zerstört.

Diese setzten ein, als die Trümmer der Brustwehrmauer (Bauperiode 1) noch lose auf dem Boden lagen und Erde weder eingeschwemmt noch eingeweht war. Die zweite Bauzeit kann also zeitlich keinen großen Abstand von der ersten gehabt haben. Das zwischen und über den Trümmern der Brustwehrmauer liegende Schiefermaterial ist am Fuße einer neu abgegrabenen

Digitized by Google



Digitized by Google

Böschung einem Graben entnommen, der unten zur Aufnahme einer Palisade hergerichtet war. Beim Aufschütten wurde der erhaltene Rest der Brustwehrmauer zusammen mit Holzkonstruktionen als vordere Stütze benutzt. Da der Schiefer von vorne nicht reichte, entnahm man von hinten her dort anstehendes Grünstein-(Diabas-)Material. So entstand ein Wall (II), der vorne eine senkrechte Front und hinten eine steil gerundete Böschung hatte. Seine Dicke betrug an der Basis etwa 4 m.

Auch diese zweite Anlage wurde zerstört, eine Stelle östlich 18 wies verkohlte Balken auf. Der Graben füllte sich mit dem abrutschenden Material wieder zu, vorne und hinten entstanden verschliffene Böschungen. Es hat längere Zeit gedauert, bis dieser Prozeß beendigt war.

Dann wurde eine dritte Befestigung aufgesetzt, die sich auch in ihrem Schutt noch scharf von den älteren abhebt, eine erdlose, reine Steinmauer (Dicke 2,80 m; Reste bei III) ohne Graben. Ihr Baustoff ist in den Felsen des hohen Bergkammes gebrochen. Auch diese Wehr hat ein gewaltsames Ende gefunden. Ihre losen Trümmer liegen zum weitaus größten Teil vorne, nur zum unnatürlich geringen hinten. Das läßt auf ganz systematische Zerstörung nach Unterwerfung der Verteidiger schließen.

Fassen wir noch einmal die relative Chronologie der Bestandteile des äußeren Hauptwalles zusammen, so hatten wir 1. eine Brustwehrmauer, 2. unmittelbar darauf folgend einen Erd-Steinwall und 3. mit längerem zeitlichen Abstand von 1 und 2 eine reine Steinmauer.

Verfolgen wir nun den äußeren Hauptwall nordöstlich um den Berg, so stellt sich heraus, daß er von südlich 12 ab nirgends eine Brustwehrmauer enthält. Diese ist also nur auf der Gefahrseite errichtet und offenbar gar nicht fertig gewesen, als sie zerstört wurde, denn auch die anderen Wälle haben sie nicht. Ferner hat der äußere Hauptwall von östlich 12 ab nirgends eine reine Steinmauer bis zur Ansatzstelle östlich 15. Ein Schnitt in der Schneise westlich 9 erwies nur einen vorne durch Holzkonstruktion abgestützten Erdwall mit Steineinschlüssen ohne Graben, den gleichen Befund ein Schnitt westlich 8 in beiden Zweigen des Walles.

Diese beiden Äste sind nicht gleichzeitig benutzt worden. Denn einmal mündet der Hauptwall von 9 her bei 8 so in den

Digitized by Google

oberen, inneren Zweig ein, daß er die Mulde hinter der Strecke 8-7 zufüllt, und dann durchschneidet der Annexwall vom 'Heunweiher' herauf (6-7) den äußeren Ast und geht bis an den inneren heran. Daraus erhellt, daß man ursprünglich den äußeren Zweig soweit herabgeführt hatte, daß man die Quelle, wenn auch nicht von allzu nah, überhöhte, sie dann aber doch mit einbezog und nun den äußeren vorgeschobenen Zweig des Hauptwalles aufgab und weiter oben den inneren errichtete.

Von den beiden Ästen des Annexes südlich des 'Heunweihers' (5-15) ist der äußere der jüngere und wohl der günstigeren Führung im Gelände wegen an die Stelle des inneren getreten. Die Annexwälle haben einen Palisadengraben vorliegen. Auch hier bestand jeder Wall nur aus einem Bau.

Damit gewinnen wir auf der Nordseite des Berges für die Erd-Steinwallzeit der Südseite (dortige Periode 2) zwei Untergruppen oder — da wir ja 1 (die Brustwehrmauer) als zeitlich eng dazu gehörig erkannt haben — drei Befestigungswellen, die unter sich nahe zusammen liegen, während die reine Steinmauer (3) von ihnen längeren Abstand hatte.

Durchmustern wir nun die Funde, um zu einer absoluten Zeitstellung der Heunsteinwälle zu kommen, so machen wir die überraschende Feststellung, daß die Funde sämtlicher Bauperioden durchaus einheitlichen Charakters sind und der germanischen Spätlatènezeit angehören. Damit stellen sie sich zu den Funden des Dünsberges, unter denen — wie wir schon bemerkten — einige Scherben kaum ohne das Vorbild römischer Formen denkbar sind. Unter diesen Umständen haben wir nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Pflicht, nach historisch überlieferten Ereignissen aus den Jahrzehnten römischer Kämpfe in Germanien zu suchen, die sich unter Umständen mit den oben skizzierten Bauperioden des Heunsteins in Zusammenhang bringen lassen.

Nun ist ja der Krieg, der zum endgültigen Ende der Taunusringwälle, zur Unterwerfung dieses Gebirges und der Wetterau und zur Errichtung der militärisch gesicherten Reichsgrenze, des Limes geführt hat, der Chattenkrieg des Domitian vom Jahre 83, und dieser Zeit darf man auch die jüngste Befestigung, die reine Steinmauer (3) zuschreiben. Sie war noch nicht fertig, nur die Hauptgefahrseite befestigt, als die Katastrophe hereinbrach, da

Digitized by Google

die Ereignisse den Bau überholten, und sie ist einheitlich planmäßig zerstört.

Man hat gelegentlich die Frage aufgeworfen, ob denn auch wirklich römische Funde bei den Grabungen zutage getreten seien, wenn die Ringwälle in römischer Zeit entstanden sein sollen. Doch ist Römisches gar nicht unbedingt zu erwarten. Denn nicht jeder Berg muß von den Römern wirklich berannt worden sein. Die Entscheidung fiel im Kernland der Chatten — die Chatten kommen ja auch am ehesten für den Heunstein in Frage —, und zu den ersten Waffenstillstandsbedingungen gehörte natürlich das Schleifen der Festungen. Römische Kavallerie konnte die Durchführung der Arbeiten ja überwachen.

Der Datierung der Spätlatèneware noch in domitianische Zeit steht durchaus nichts im Wege, denn in der Zivilniederlassung in Hofheim am Taunus kommt noch in 'römischen' Gräbern des 2. Jahrhunderts nach Christus Spätlatènegeschirr vor, und endlich schließt die Keramik des Heunsteins und Dünsbergs sehr glücklich an die aus einem Haus bei Maden (Kreis Fritzlar) an. Denn die für Maden typischen Wulste an den Rändern kommen in den genannten Ringwällen gerade schon vereinzelt vor.

Wenn der Ansatz der letzten Bauperiode des Heunsteins in den domitianischen Chattenkrieg richtig ist, müßten die nächstvorhergehenden Ereignisse, die Zeit des Erd-Steinwalles, der ja in längerer Zeit verschleift war, weiter zurück liegen. Damit kommen wir in die Jahre der augusteischen Feldzüge, die immer und immer wieder die römischen Heere nach Germanien hereinführten und die Leute nötigten, sich zu sichern. So erklären sich denn auch zwanglos die verschiedenen Bauwellen des Erd-Steinwalles und der zeitlich eng damit verquickten Brustwehrmauer. Sie sind der Niederschlag jener Zeit, da die Römer versuchten, die Grenze des Reiches vom Rhein zur Elbe vorzulegen, jenes gewaltigen Planes, der durch die Schlacht im Teutoburger Walde im Jahre 9 nach Christus zunichte gemacht wurde.

So sind wir durch die Ringwallgrabungen in der Lage, das in der antiken Literatur, vor allem von Tacitus überlieferte Ringen zwischen Römern und Germanen nun auch von deutschem Boden aus zu begreifen.

Digitized by Google

Über das rein Geschichtliche hinaus lehren uns die Ergebnisse des Spatens auch, die Germanen in ganz anderem Lichte zu sehen, als es die allgemeine Anschauung bisher getan hat. Von der außerordentlich geschickten Ausnutzung des Geländes war gelegentlich schon die Rede. Aber nicht nur in der Führung der Linien, auch in der Technik der Anlage zeigt sich eine Einheitlichkeit, die System in der Arbeit verrät. Auffällig ist zum Beispiel die Gleichmäßigkeit der Winkel, mit denen die Böschungen vor den Mauern aus dem Gelände herausgearbeitet sind; vorzüglich die Anlage der Flankierungsmauern aus der Erd-Steinwallzeit vor dem äußeren Hauptwall, deren Bestimmung aus ihrem isolierten Vorstoßen unter Begleiten von Palisadengräben auf beiden Seiten hervorgeht; meisterhaft die Art und Weise, wie man mit Annexen die Quellen einbegreift und überdies mit Zisternen dem Wassermangel zu begegnen sucht; weitschauend die Herrichtung des Berges durch Anlage von zahllosen Ackerrainen für Feldbestellung, eine Art wirtschaftlicher Kriegsvorbereitung; und schließlich nötigen die ungeheuren Erd- und Steinbewegungen, die doch jeder Bau bedeutete, uns alle Achtung ab und zeugen davon, daß sehr straffe Disziplin in dem Volke geübt sein muß, das solche Befestigungen erstellen konnte.

Doch die Gesichtspunkte weiten sich noch mehr. Man hat im allgemeinen die Ringwälle immer einzeln betrachtet und in ihnen Zufluchtsburgen örtlicher Bedeutung gesehen. Gewiß sind sie einmal von den Bewohnern der nächsten Umgebung gebaut und als Zuflucht benutzt worden, aber mit diesem lokalen Zweck ist ihre Bedeutung nicht erschöpft. Wenn wir beobachten, wie diese Burgen immer an wichtigen Straßenzügen, oft paarweise zu beiden Seiten sitzen (zum Beispiel Dünsberg — Stoppelberg bei Wetzlar, Almerskopf — Höhburg bei Merenburg, Dornburg — Heidenhäuschen bei Hadamar, Althöfer Mauer — Goldgrube, dazu gehört auch der Altkönig, im Taunus), und wie sie schließlich in langer Kette den Taunus besetzt halten und die Wetterau, also die Straße vom Rhein nach Mitteldeutschland flankieren, so ist in ihnen ein strategisches System zu erkennen, das unter ganz großen Gesichtspunkten angelegt ist und eine vorzügliche Organisation des Volkskörpers erweist. Damit gewinnt aber unsere Anschauung von den Germanen der römischen Zeit neuen Gehalt.

Digitized by Google

Mit der Unterstützung der genannten Grabungen haben uns die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und die Römisch-Germanische Kommission die Möglichkeit gegeben, für einen sehr wichtigen Teil der Reste der deutschen Vorzeit neue Ergebnisse, aber auch neue Gesichtspunkte und Fragen zutage zu fördern. Was oben an Hand von wenigen bisher untersuchten Punkten dargelegt wurde, muß nun an anderen Stellen erhärtet werden. Darüber hinaus aber gilt es zu versuchen, die Lücke zwischen den frühkeltischen Befestigungen des 5.—4. vorchristlichen Jahrhunderts und den germanischen aus der Zeit der Römerkämpfe auszufüllen, um zu einem klaren Bild der Verdrängung der Kelten durch die Germanen zu gelangen. Das kann aber nur dadurch geschehen, daß man möglichst viele Ringwälle durch Grabungen vor allem einmal zeitlich festlegt. Diese Aufgabe plant das Landesmuseum Nassauischer Altertümer zu Wiesbaden im Bereiche seiner Möglichkeit im Laufe der nächsten Jahre weiter zu verfolgen.

Digitized by Google

Kirchengrundrisse aus dem 8. Jahrhundert, ermittelt im südlichen Querhause der Stiftskirche zu Hersfeld

von Professor Dr. phil. h. c. Joseph Vonderau, Fulda

Die Bautätigkeit auf dem Klostergelände zu Hersfeld im heutigen Regierungsbezirk Kassel beginnt um das Jahr 743. Damals kommt von Fritzlar der Benediktiner Sturm, um im Auftrage des hl. Bonifatius eine geeignete Stätte für eine Kloseranlage im großen Buchenwalde ausfindig zu machen. Sturm glaubt sie an der Stelle des nachmaligen Klosters Hersfeld gefunden zu haben. Er berichtet in diesem Sinne an Bonifatius und erbaut für sich und seine Begleiter Blockhütten, die mit Baumrinde abgedeckt werden[1]. Wider Erwarten ist Bonifatius mit der Wahl dieses Ortes nicht einverstanden. Sturm soll weiter südlich nach einem gesicherteren Orte suchen; er folgt den Weisungen seines Meisters und gründet am 12. März 744 das Kloster Fulda.

Über Hersfeld schweigen die Schriftquellen für die Zeit von 744 bis 769. War die Gründung von den Benediktinern aufgegeben worden oder bestand sie in aller Stille weiter? Im 16. Kapitel der Lebensbeschreibung des hl. Lullus wird für die Zeit um 769 von »wohnlicheren« Bauten im Kloster Hersfeld berichtet. »Nach Lamberts vita Lulli hatte Bonifatius das Eigentumsrecht erworben und bei Aufgabe Hersfelds zugunsten Fuldas an Lull abgetreten«[2].

Es ist selbstverständlich, daß Lulls Klosteranlage auch den Bau einer Kirche bedingte; über ihren Grundriß und ihre sonstige bauliche Ausstattung haben wir keine schriftlichen Nachrichten. Das Gotteshaus selbst war den Aposteln Simon und Judas Thaddäus geweiht. In ihm waren die Gebeine des hl. Wigbert

---

[1] Kapitel 4 der Lebensbeschreibung Sturms vom Fuldaer Abte Eigil.
[2] Butte, Stadt und Stift Hersfeld, Marburg 1911, S. 100.

Digitized by Google

beigesetzt worden; auch Lull und sein Busenfreund Witta, der Bischof von Büraberg, wurden in jener Hersfelder Klosterkirche begraben.

Im Jahre 831 wird von einem Kirchenneubau berichtet, der im Jahre 850 von dem Fuldaer Abte Raban eingeweiht wird. Raban verfaßte auch die heute noch bekannten Altar-Weihetitel, aus deren Überschriften wir die Lage der Altäre und damit die Einrichtung der Kirche in ihren Hauptzügen erkennen können. Danach war diese Kirche dreischiffig, das Mittelschiff und die beiden Seitenschiffe waren im Osten durch Apsiden geschlossen; auch eine westliche Apsis wird genannt. Im Jahre 1038 werden Kirche und Kloster von einem Brandunglück heimgesucht. 1040 wird bereits von der Weihe einer (Ost-)Krypta und der feierlichen Übertragung der Gebeine der hl. Wigbert und Lull berichtet. Erst im Jahre 1144 wird die Weihe der neuen Kirche vollzogen. Seit dem Jahre 1761 ist die Hersfelder romanische Basilika durch die Schuld des Marschalls Broglio eine Ruine. Dies in kurzen Worten die überlieferten Nachrichten.

Vorausgreifend sei bemerkt, daß die Linien des heutigen romanischen Baues in großen Zügen den Linien des Karolingerbaues folgen. Hier sollen uns jedoch nur die Kirchengrundrisse beschäftigen, die im südlichen Querhaus der von 831 bis 850 erbauten Basilika vorgefunden wurden.

Der Plan auf S. 253 (südliches Querhaus) läßt innerhalb des Querhauses die Grundlinien von drei verschiedenartigen und verschiedenalterigen Anlagen erkennen.

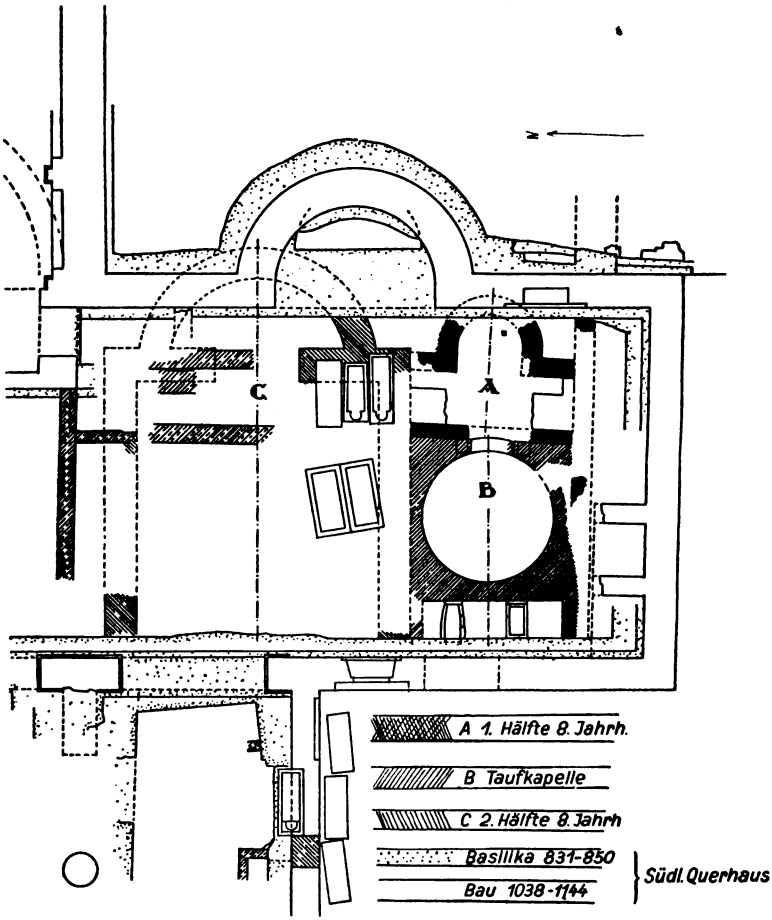
Der Bau A ist der älteste. Er hat folgende Maße:

Länge nicht einwandfrei feststellbar	
Lichte Breite des Langhauses	5,60 m
Mauerstärke	0,70 m
Durchmesser der Apsis	2,40 m

Die Mauern dieser kleinen Kirche waren über ½ m hoch erhalten, ebenso noch Reste des blau-grau gestrichenen Wandputzes. Im Osten waren ehedem drei Altäre aufgestellt, deren Unterbauten noch erkennbar waren. Die Südwand läuft ostwärts über die durch den Grundriß gegebene Südostecke der Kirche hinaus, ein Hinweis auf den an die erste Kirche angeschlossenen ersten Klosterbau. Wie in Fulda, St. Gallen und Monte Cassino lag das claustrum monasterii an der südlichen

Digitized by Google

Stiftskirche Hersfeld, südliches Querhaus.



Digitized by Google

Langseite des ersten Kirchleins. Für die Hersfelder Gesamtanlagen ist diese erste Grenzlinie zwischen Kirche und Kloster von hervorragender Bedeutung, sie ist gewissermaßen die Kristallisationsachse, an welche sich die stetig größere Dimensionen aufweisenden Kirchen- bzw. Klosterbauten nach Norden und Süden hin angliederten. In seiner ursprünglichen Verfassung hat das A-Kirchlein in Hersfeld bestanden bis zu dem Tage, an welchem die C-Kirche erbaut wurde. Die neue Südlinie des C-Baues griff über die Nordlinie der ersten Kirche. Von ihr selbst, das lehrt der Befund, blieb nur ungefähr das östliche Drittel kirchlichen Zwecken erhalten.

Der Bau B. Einige Meter westwärts der kleinen ältesten Apsis wurden die Grundlinien einer Zentralanlage freigelegt. Auf dem vorstehenden Plane sehen wir innerhalb der Fundamente des südlichen Querhauses Mauerzüge vom Bau A und B. In den Fundamenten kommt das Rund der Zentralanlage deutlich zum Ausdruck. Man sieht noch heute den beinahe 1 m hohen nordöstlichen Mauerzwickel sowie den glatt geschliffenen Estrich des Rundbaues. Von dem Rund führt eine Tür nach dem stehengebliebenen östlichen Drittel der ersten Kirche. Zwei abgängig gewordene Kämpferplatten mit interessanter Profilierung haben als Mauersteine in der Tür von B nach A hin Verwendung gefunden; die Platten sitzen noch an der Stelle ihrer Vermauerung.

Der Rundbau B ist jünger als A; denn die beiden nach Westen gerichteten im Verband aufgeführten Maueransätze greifen im Norden und Süden über die Längsseiten des Baues A. Außerdem besteht ein Unterschied in der Technik. Die freigelegten Fundamente des Zirkels bestehen aus hammerrecht zugerichteten Bruchsteinen, während die unregelmäßigen Mauerschichten der A-Apsis zumeist aus Findlingen sich zusammensetzen.

An das Rund schloß sich nach Westen hin ein rechteckiger Vorbau, in welchem zwei Abtsgräber placiert waren. Über den Zweck und die Bedeutung des Rundbaues waren sich die Fachgelehrten einig. Es kann sich nur um eine Taufkapelle handeln, in welcher die Neubekehrten nach damaligem Ritus die Taufe empfingen. Der nach Westen angegliederte Vorraum stellt dann das Atrium zur Taufkirche dar.

Digitized by Google

Der Bau C. Unmittelbar nördlich der beiden Bauten A und B liegen die Grundlinien des dritten Baues innerhalb des südlichen Querhauses. Der Erhaltungszustand dieser Mauern war ungleichmäßig, bald fanden sich noch 1 m hohe Baukörper, bald nur die Sohlensätze. Von der Apsis war ein größeres Stück erhalten geblieben. Die Dimensionen ließen sich ziemlich genau ermitteln; es betrugen:

Lichte Länge des Langhauses	17,00 m
Lichte Breite des Langhauses	8,50 m
Mauerstärke	1,20 m
Gesamtbreite	10,90 m
Durchmesser der Apsis im Lichten	6,30 m

Diese Maße lassen erkennen, daß die Anlage wohl dreischiffig gewesen ist; greifbare Anhaltspunkte für diese Gliederung ließen sich nicht gewinnen, da die späteren Bauten und Grabanlagen eine Klärung unmöglich gemacht hatten.

Das zeitliche Verhältnis des Baues C zu den Bauten A und B ist gegeben in dem Ausgrabungsbefund. Die Südmauer von C greift in ihrer Linienführung über die nördliche Längsmauer des Baues A. Demnach bedingte der Aufbau C einen teilweisen Abbruch von A. Man hat die betreffenden alten Fundamente von A nicht mitbenutzt, sondern ist zur Neufundamentierung geschritten. Dabei unterscheidet sich C von A ganz wesentlich durch die breitere Grundmauer und den tieferen Sohlensatz. Der Zentralbau B tangierte dagegen, wenigstens soweit die Grundlinien dies erkennen lassen, den Bau C nicht. Der nördliche der beiden nach Westen gerichteten Mauerfortsätze des B-Baues liegt unmittelbar neben der Südwand C wohlerhalten an der Überschneidung durch die heutige Westwand des südlichen Querhauses. Es ist daher wohl denkbar, daß B und C, wenn auch nicht gleichzeitig erbaut, so doch zeitweise nebeneinander bestanden haben. Damit ist zugleich gesagt, daß auch der Ostteil von A, der von B aus einen Zugang erhalten hatte, neben C und B weiter bestehen konnte.

Die Datierung der drei Bauten. Die vorstehend beschriebenen Anlagen werden zum großen Teil umschlossen vom südlichen Querhaus der von 831 bis 850 erbauten großen Basilika. Demnach fällt die Errichtung vor jene Epoche. Auf Grund der eingangs erwähnten Schriftquellen und des Aus-

Digitized by Google

grabungsbefundes muß der C-Bau der Bautätigkeit Lulls zugeschrieben werden. Lull, damals Erzbischof von Mainz, stattete Hersfeld mit »wohnlicheren« Bauten aus, nachdem er im Streite um die Oberherrschaft über das benachbarte Hauptkloster Fulda unterlegen war. Es wird dies um das Jahr 769 gewesen sein. Für den größeren Grundriß der C-Kirche ist nun technisch bemerkenswert, daß auf dem Durchmesser der Apsis bereits der Ansatz für eine Verankerungsmauer sichtbar wird, die dem kleineren A-Bau noch fehlt. Auffallenderweise haben nun die Ausgrabungen auf dem St.-Albans-Berge zu Mainz an dem dortigen Karolingerbau ähnliche Ansätze für eine Verankerungsmauer auf dem Durchmesser der Apsiden freigelegt[1]. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf nach den Ursachen der Übereinstimmung in der erwähnten Linienführung des Mainzer und Hersfelder Baues. Am ungezwungensten erklärt sich in bezug auf die C-Kirche in Hersfeld der Befund, wenn man annimmt, daß zu Lulls Zeit Mainzer Bauleute Entwurf und Ausführung in Händen hatten. In seiner, der C-Kirche, hat der hl. Lullus auch seine letzte Ruhestätte erstmals gefunden. Wie sein Vorgänger und Meister Bonifatius nach der eigenen letztwilligen Verfügung in der ersten Salvatorkirche zu Fulda sich seine Grabesstätte wählte und im Jahre 754 dort erhielt, so wird auch Lullus ähnliche Weisungen für sein dereinstiges Grab in der von ihm erbauten Hersfelder Kirche getroffen haben. Seinem verstorbenen Busenfreunde Witta, seit 738 Bischof von Büraberg, hatte Lull im Jahre 786 im gleichen Gotteshause zu Hersfeld ein ehrenvolles Begräbnis bereitet.

Lulls Gebeine ruhten im ersten Grabe bis zum Jahre 852, am Grünen Donnerstag dieses Jahres wurden sie übertragen nach dem Ostchor der großen Hersfelder Basilika. Aus dieser Quellennachricht ist zu folgern, daß die Niederlegung der C-Kirche restlos erst um 852 erfolgt ist. Für den Grad des Abbruchs ist bezeichnend die Fußbodenlage der großen Basilika. Der Estrich dieser Basilika lag 1,38 m über dem Estrich der beschriebenen Taufkapelle. Nur diesem Umstande ist es zu verdanken, daß die freigelegten Grundmauern des A-, B- und C-Baues in dem angeführten Umfang noch erhalten waren.

[1] Neeb, Bericht über die Ausgrabungen der St.-Albans-Kirche bei Mainz im Jahre 1908.

Digitized by Google

Aus dem Gesagten und besonders der Überschneidung der A-Fundamente durch die C-Kirche folgt dann ohne weiteres, daß der erste Steinbau innerhalb des südlichen Querhauses in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts entstanden ist, also kurz nach dem Erscheinen Sturms in der silva buchonia.

In bezug auf die Ausgrabungsmethode gelegentlich der Bodenforschung innerhalb der Stiftsruine sei noch hervorgehoben, daß zunächst Versuchsschnitte angelegt wurden entlang den heutigen karolingisch-romanischen Fundamenten. Als sich dann herausstellte, daß die große Basilika ältere Bauten überschnitt, wurde zur restlosen Ausräumung des südlichen Querhauses geschritten, eine zeit- und geldraubende Unternehmung, die sich aber gelohnt hat. Vom ersten bis zum letzten Bau sind die Linien fast restlos gewonnen worden. Insbesondere für die Baugeschichte des 8. Jahrhunderts, für die Tätigkeit der Bau- und Kunstschule der Benediktiner im Wirkungsgebiete des hl. Bonifatius sind die Ergebnisse von besonderer Wichtigkeit. Es ist einwandfrei festgestellt, daß diese bonifatianischen Bauten sich an schlichte römische Vorbilder halten. Das Grundrißbild zeigt sowohl für die A- wie für die C-Kirche ein rechteckiges Langhaus mit einer halbkreisrunden Apsis, die an die östliche Schmalseite des Kirchenbaues unmittelbar angeschlossen ist. Bonifatius, Sturm und Lullus weilten mehrfach in Italien und Rom. Dort lernten sie die für anfangs bescheidene Verhältnisse berechneten Kirchen- und Klosterbauten kennen und übertrugen bei ihrer Bautätigkeit jene Ideen auf germanischen Boden. Die Ausgrabungsergebnisse in Hersfeld erheischen eine Fortsetzung an den übrigen Wirkungsstätten des hl. Bonifatius. Es ist daher dankbar zu begrüßen, daß die Leitung des Hessischen Landesmuseums zu Kassel im Verein mit der Römisch-Germanischen Kommission zu Frankfurt den großzügigen Plan gefaßt hat, den Kirchen- und Klosterbauten des Apostels der Deutschen zunächst in Hessen eingehend nachzuforschen. Nach Fulda und Hersfeld sind gegenwärtig größere Untersuchungen am Büraberg im Gange. Die Ergebnisse bestätigen auch hier, daß es sich lohnt, den gefaßten Plan weiter zu verfolgen.

Digitized by Google

Sächsische, fränkische und slawische Burgen in Deutschland

von Geheimem Regierungsrat Professor Dr. Carl Schuchhardt
vorm. Direktor der Vorgeschichtlichen Abteilung der Staatlichen Museen zu Berlin

In der Entwicklungsgeschichte der deutschen Ausgrabungen bedeutet die Burgenforschung das Ersteigen einer höheren Stufe. Das vorher fast ausschließlich betriebene Ausheben von Gräbern, um mit hübschen Bronzen und Tongefäßen eine Liebhabersammlung oder ein Museum zu versorgen, war oft nicht viel besseres als Raubbau. Noch um 1900 habe ich in Westfalen Gräberfelder gesehen, auf denen die Unterteile der Urnen halb ausgeplündert im Sande steckten: der Ausgräber, ein Museumsmann, hatte sich herausgenommen, was er brauchen konnte, Bruchstücke von Metall aber sowie die Knochen und die Urnen selbst als nicht von Belang zurückgelassen.

Wer dagegen auf eine Burg ging, um zu graben, war von vornherein ein Archäologe von ganz anderer Struktur. Er wußte, daß da keine Schätze zu heben sind, mit denen man Sammlungsschränke schmücken kann, daß auf einer Burg, mag sie nun erobert und zerstört oder im Frieden verlassen und langsam verfallen sein, immer alles Brauchbare weggeschleppt und nur Bruch und Unrat zurückgeblieben ist.

Wer auf eine Burg geht, will wissen, zu welcher Zeit diese Burg bestanden hat, wer sie besessen hat, wie weit die Kultur, der sie angehört, geherrscht hat und anderes mehr, kurz dieser grabende Forscher geht aus auf die Geschichte in der Vorgeschichte; er verfolgt rein wissenschaftliche Gesichtspunkte, und die haben die Eigentümlichkeit, den Fragenden immer nur halb zu bescheiden und ihn für das übrige an ein anderes Haus zu verweisen, immer weiter in der steilen Straße hinauf.

Die Burgenforschung ist so immer gleich in ganzen Komplexen von Untersuchungen und Unternehmungen aufgetreten. Das Beispiel dafür hatte die große Limesforschung gegeben, die

Digitized by Google

Mommsen von Reichs wegen ins Werk gesetzt hatte. Solche Mittel standen nachher nicht mehr zur Verfügung, aber in gutem Zusammenhange ist doch eine Reihe von steinzeitlichen Burgen im Rhein- und Donaugebiet durch die Museen von Bonn und Stuttgart ausgegraben und damit der Grund gelegt für unsere Erkenntnis, daß diese Burgen, ausgestattet mit bestimmten deutschen oder deutsch beeinflußten Kulturen, die Donau weit hinunter gezogen sind und das Indogermanentum in die Balkanländer, nach Griechenland und über den Kaukasus bis nach Indien gebracht haben. In ähnlicher Weise ist man dabei, die Burgen der süddeutschen Hallstatt- und Latène-Zeit im Zusammenhange und immer vergleichend zu bearbeiten. In Norddeutschland aber, wo es aus diesen frühen Zeiten noch gar keine Burgen gibt, weil das Urgermanentum dort lange Zeit durch keinerlei Zuwanderungsbestrebungen gestört wurde und sich nicht zur Wehr zu setzen brauchte, in Norddeutschland bilden den ersten Forschungskomplex die Römerkriege, den zweiten die Sachsenkriege Karls des Großen und den dritten das Auftreten der Slawen im Osten. Die Römerkriege sind ein weitschichtiges Kapitel für sich, in dem viel römischem Material bisher nur wenig germanisches — wie besonders der Angrivarische Grenzwall, auf dem Arminius im Jahre 16 nach Christus sein Heer gegen Germanicus aufgestellt hatte — gegenübersteht. Aber für die Sachsenkriege Karls des Großen haben wir eine feste und weite archäologische Grundlage herausgearbeitet, und für die Slawen sind ebenfalls wichtige, eigenartige Gesichtspunkte gewonnen.

Die Kriege Karls des Großen beginnen mit der Eroberung und Besetzung großer Volksburgen der Sachsen. Im Jahre 772 nahm er vom Süden, auf der Straße Mainz—Gießen—Marburg kommend, die Eresburg, das heutige Obermarsberg an der Diemel. 774 ging er vom Westen her ins Land und nahm die Hohensyburg (Sigiburg) am Zusammenfluß der Lenne und Ruhr. Außerdem werden noch erwähnt die Juburg (bei Driburg), die Brunsburg (bei Höxter) und besonders die Skidroburg, das heißt die Schiederburg, seitwärts zwischen Schieder und Pyrmont, in deren Nachbarschaft der Frankenkönig im Jahre 785 auf dem Hofe Lügde Weihnachten feierte: *in villa Liudihi prope castrum Saxonum Skidroburg.*

Digitized by Google

Wir können urkundlich erkennen, daß Karl der Große neben den sächsischen Volksburgen sehr bald befestigte Königshöfe anlegte, um sie in Schach zu halten. Wahrscheinlich war Liudihi schon ein solcher. Neben der Eresburg erstand Horhusen, neben der Sigiburg Westhofen, neben der Brunsburg Huxari (Höxter). Dann ging er aber daran, mit diesen Königshöfen (curtes regiae) die wichtigsten Land- und Wasserstraßen zu besetzen, die vom Süden und Westen her ins Sachsenland führten. Vom Süden her war das die alte Weinstraße, die von Frankfurt über Marburg die heutige Eisenbahnlinie Marburg—Warburg verfolgte und von Corbach links zur Eresburg abzweigte. Vom Westen her erstanden die curtes an der Ruhr und an der Lippe entlang und zwischen den beiden Flüssen noch an dem alten Helwege, wo die Stationen etappenweise noch heute zu erkennen sind in Duisburg—Essen—Soest—Dortmund—Lippstadt—Paderborn. So rasch war der König mit diesen Bauten vorgegangen, daß er schon 777 in Paderborn, mitten im Sachsenlande, einen Reichstag halten konnte.

Diese Königshöfe, die, wo sie gut erhalten waren, immer für kleine römische Kastelle gehalten wurden, haben wir seit 1898 in ihrem wahren Charakter erkannt und dann in wenigen Jahren gegen vierzig in Westfalen und Hannover feststellen können. Daß man sie vorher verkannt hatte, ist sehr verzeihlich, denn sie unterscheiden sich von den einheimischen, besonders von den alten sächsischen Volksburgen so, wie sich Römisches vom Germanischen unterscheidet. Die Volksburgen suchen sich einen möglichst sturmfreien Berg aus und gestalten ihren Umriß ganz nach dem Rande des Plateaus. So hat die Skidroburg eine ziemlich rundliche Form und ist von einem einfachen Wall, der vorn und hinten eine Holzmauer mit je einer doppelten Pfostenreihe zur Verkleidung hatte, umzogen. Vor der Erdholzmauer war in den Abhang ein Graben eingeschnitten. An dem einzigen Tore im Norden entwickelten sich einige verzwickte Schanzen, um dem Feinde das Eindringen zu erschweren. Der Innenraum dieser Burg mißt etwa 350 × 250 m.

Ganz anders nehmen sich die Königshöfe Karls des Großen aus. Sie liegen vielfach auch auf Bergen, wissen aber trotzdem eine bestimmte Form zu halten. Das Hauptstück ist der Wirtschaftshof von etwa 100 × 100 m, also ein Hektar (vier Morgen)

Digitized by Google

Fläche. Davor aber legt sich je nach dem Gelände lang, breit oder nach beiden Seiten verteilt die Vorschanze. Bei der Heisterburg auf dem Deister (bei Barsinghausen, südlich Hannover) bildet das Kernwerk ein genaues Quadrat zu etwa 100 m, von ihm aus zieht eine 100 m breite Schanze über 400 m weit den Berg gegen Norden langsam hinunter. Der ganze Zweck der Anlagen, wie die Urkunden ihn schon an die Hand geben, wird klar: der Hof soll die Ernte einheimsen und die Verpflegung für das durch-

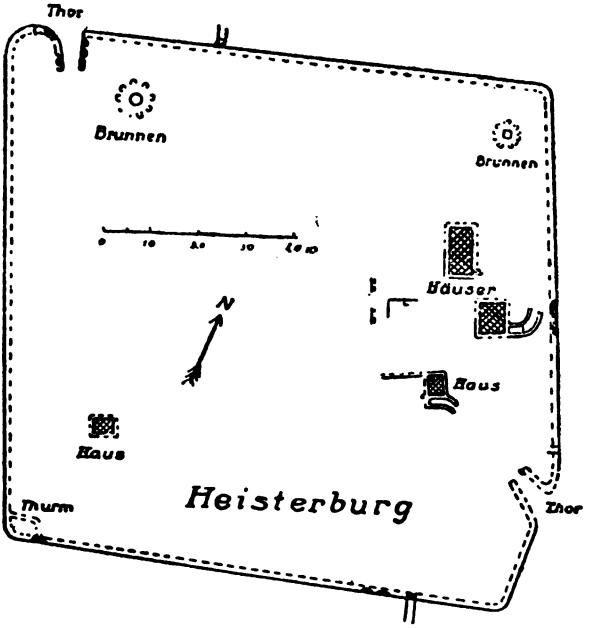


Abb. 1. Heisterburg an der Deister

marschierende Heer bereithalten; die Vorschanze aber dient als Lagerplatz für dies Heer.

Der Hof ist sehr gut befestigt. In seinem Walle steckt eine Steinmauer mit Kalk — bis dahin unerhört im Norden —, die die Wallfront bildet, es folgt eine 1,50—2 m breite Berme und dann ein tiefer Spitzgraben, der nötigenfalls auch in den Felsen eingehauen wurde. Das ist mit Wall, Mauer, Berme und Spitzgraben ein durchaus römisches Profil, ganz verwandt etwa dem von der Saalburg bei Homburg.

Digitized by Google

Das System dieser Königshöfe, die Verpflegung und Unterkunft bereit hielten, setzte Karl den Großen in den Stand, mit einem Reiterheere von zwei- bis dreitausend Mann immer im Herbst noch rasch nach Sachsen hineinzutraben, wenn es irgendwo unruhig war. Und dieses System hat ihm letzten Endes dazu verholfen, das Ziel der Unterwerfung des weiten Norddeutschland zu erreichen, auf das die Römer mit ihrem schwerfälligen Marschapparat in Verpflegung und Straßenschutz hatten verzichten müssen.

Aber auch Karl der Große hat das Ziel nicht ganz so erreicht, wie er sich ursprünglich gedacht hatte. Nach seiner Proklamation in Paderborn anno 777 wollte er die Sachsen *patria et libertate privare,* wenn sie sich ihm nicht alsbald völlig unterwürfen. Als er 785 nach sehr großen Anstrengungen Wittekind zur Kapitulation und Taufe gebracht hatte, goß er Wasser in seinen Wein und verlangte nur noch, daß die Sachsen ihn als ihren König anerkännten, wie die Franken es auch täten, und daß sie den Zehnten an die Kirche zahlten, wie die Franken auch. Im übrigen sollten sie nur ihre große Landesversammlung auflösen, die über Krieg und Frieden zu bestimmen hatte, aber ihre Gauverwaltung und ihre Gaugerichte sollten sie behalten.

Und dieser Umschwung spricht sich nun im Burgenwesen des Sachsenlandes sehr deutlich aus. Mitten hindurch, etwa durch den Weserlauf markiert, geht der Riß. Bis zur Weser und zwischen Hameln und Minden nur wenig darüber hinaus hat Karl der Große seine eigenen fränkischen Königshöfe angelegt. Weiterhin ließ er aber dann die Sachsen die kleinen Burgen für ihre Gaugrafen selber bauen. Und sie taten es nach alter germanischer Sitte in rundlichem Grundriß und mit sehr dickem, holzverkleidetem Wall.

Ein Hauptbeispiel dieser karolingisch-sächsischen Rundwälle ist die gut untersuchte Pipinsburg bei Sievern unterhalb Wesermünde. Sie ist ein Rund von nur 50 m Innenraum. Der Wall ist enorm dick. Der Torweg, der ihn durchschreitet, ist bei 2 m Breite 17 m lang. Die Häuser im Innern sind im Pfostenbau hergestellt und stehen im Kreise am Wall entlang, so daß die Mitte als Burghof frei bleibt.

Daß diese Rundwälle im Sachsenlande jetzt nach ihrer Bedeutung und Zeitstellung so klar bestimmt sind, ist besonders

Digitized by Google

wichtig, weil die unzähligen slawischen Rundlinge im östlichen Deutschland, mit denen dieses neu auftretende Volk sich bis zur Elbe, seiner Grenze gegen Karl den Großen, gesichert hat, sich

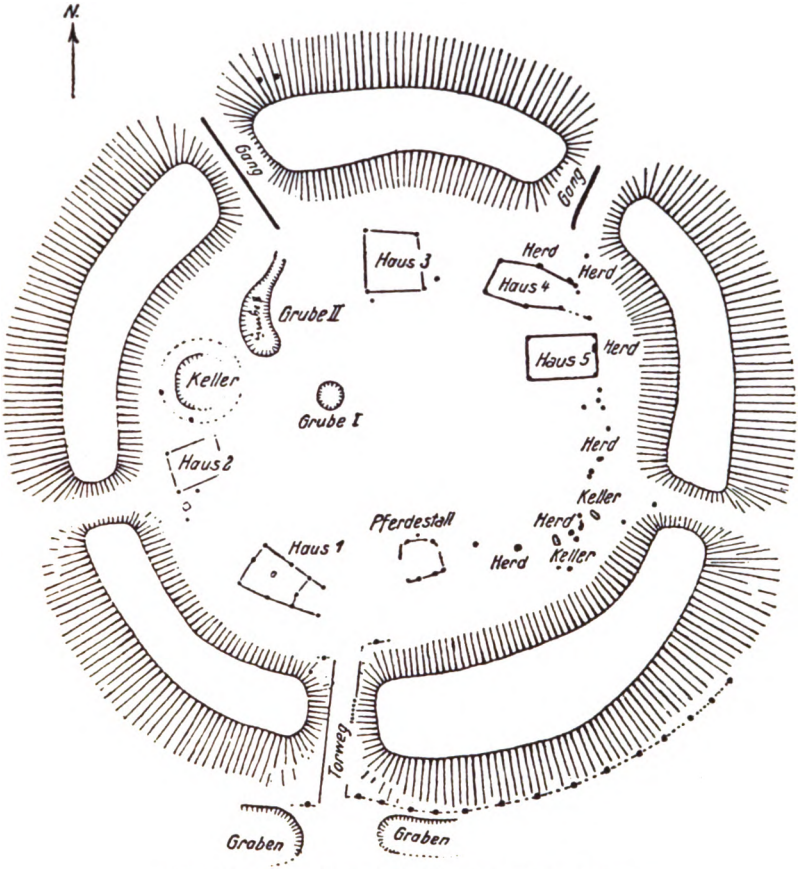


Abb. 2. Pipinsburg bei Sievern, Kreis Lehe

nun als Nachahmungen der Sachsenburgen herausstellen. Sie haben dieselbe Größe, denselben starken Wall mit nur einem Tore, dieselbe Holzverkleidung und dieselbe Stellung der Häuser im Innern.

Digitized by Google

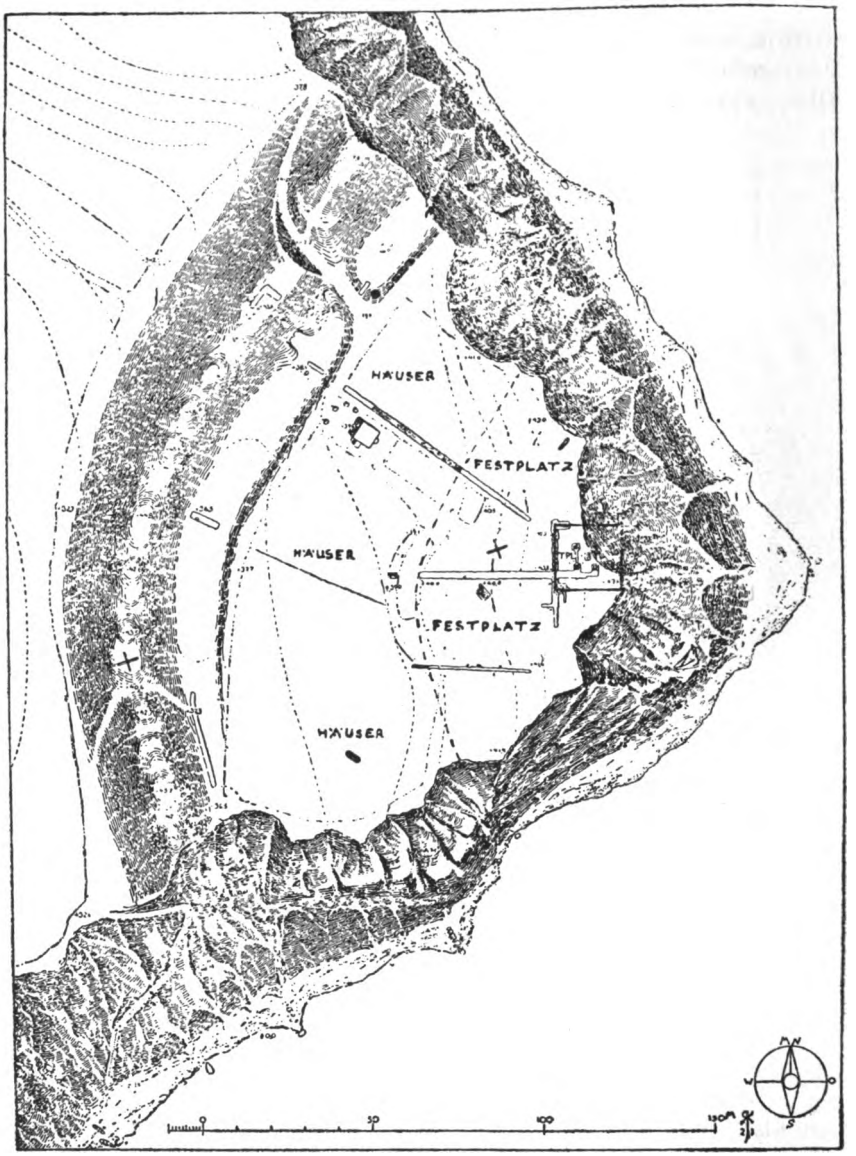


Abb. 3. Tempelburg Arkona auf Rügen, nach Koldewey

Digitized by Google

Die interessantesten unter den slawischen Befestigungen freilich, und die sie den Sachsen nicht nachgemacht haben, sind ihre Tempelburgen, von denen zwei: Rethra bei Feldberg in Mecklenburg und Arkona auf Rügen ausgegraben werden konnten. Beide Burgen liegen auf Kaps, die gegen Osten ins Wasser vorspringen. Es sind alte Sonnenheiligtümer, die vom ersten Strahl des aufgehenden Lichtes getroffen werden sollten. Starke Wälle umsäumen den großen heiligen Platz. Der Tempel selbst ist nur in Arkona deutlich erhalten. Er war auf die äußerste und höchste Ostplatte der Burg vorgeschoben und bildete, ganz wie Saxo Grammaticus ihn 1168 beschreibt, ein großes Quadrat (20 × 20 m) mit vier Säulen im Innern, zwischen denen, an einer tiefen Fundamentgrube kenntlich, das riesige Holzbild der Swantewit aufgestellt war. Dieser quadratische Bau mit seinen vier Säulen und das Swantewitbild mit seinen vier Gesichtern nach den vier Himmelsrichtungen hat mit Germanischem nichts zu tun. Es hat wie die ganze slawische Urkultur seine Wurzel in Südosteuropa, Südrußland, das weiterhin mit der alten vorgeschichtlichen Kultur des Mittelmeeres zusammenhing.

Digitized by Google

Die Pfalz Karls des Großen zu Ingelheim am Rhein

von Dr. Christian Rauch
o. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Gießen

Karl der Große, das höchste organisatorische Genie, das in der Welt vielleicht, sicherlich in Europa in tausend Jahren bis auf Friedrich den Großen und Napoleon auftrat, hat das fränkische Weltreich vollendet und hat es neugeordnet. Von dieser Neuordnung und von seiner organisatorischen Kraft darin spricht im besonderen und beredt genug die große Anlage seiner Königspfalz zu Ingelheim, die — über der Erde fast vollständig verschwunden — durch unsere Ausgrabungen in ihrer Planung und damit in ihrem lange vergessenen, gewaltigen Umfange und ihrer lange verschollenen Bedeutung wieder erschlossen wurde.

Wie ein Mikrokosmos des großen Reiches vereinte diese Pfalz als Verwaltungsmittelpunkt in ihrem Bautenganzen die Vertreter der Mächte, die unter Karls Führung das Reich ausmachen: mit dem Hofstaat die geistlichen und weltlichen Großen, die sich auf Synode und Reichstag in den dafür bestimmten, sinnvoll zueinander geordneten Bauten versammeln. Die Pfalz, das 'Palatium', vereint sie in einer Anlage, die für diese Zwecke neu geschaffen, vom Bauprogramm zum Grundriß restlos rational durchdacht und dabei in großem Zuge städtebaulich monumental, wie römische Kaiserpaläste und Kaiserfora, in Einem gestaltet ist: ein Denkmal des Bestrebens Karls, neue Kultur durch die Wiederbelebung der Mittel der alten zu schaffen.

Der hervorragenden Bedeutung dieses Bauwerks auch unter den Werken, die ein Karl der Große veranlaßt hat, waren sich schon die Zeitgenossen bewußt. Der stärkste Zeuge dafür ist Einhard, Freund und Mitglied der Tafelrunde, der Akademie Karls, und dort als sachkundiger Freund der Baukunst Beseleel nach dem Baumeister der Stiftshütte im Alten Testament genannt. In seiner berühmten Lebensbeschreibung des Franken-

Digitized by Google

königs berichtet er ausdrücklich von der »herrlichen Pfalz«, die bei der villa Ingelheim durch Karls Willen neu erstand.

Eine begeisterte, ausführliche Beschreibung der glanzvollen Residenz gibt wenige Jahre nach Einhard der des Hofes verbannte aquitanische Mönch Ermoldus Nigellus in seinem Lobgedicht auf Karls Sohn und Nachfolger Kaiser Ludwig den Frommen, dessen Lieblingssitz Ingelheim wohl gewesen ist. Trotzdem ist es nicht etwa unbegründete, fälschende Schmeichelei, was den sehnsüchtigen Verbannten die Lieblingspfalz des Kaisers, die Schöpfung von dessen großem Vater, als so gewaltig und prunkvoll schildern läßt, und die Worte, die er aus Klassikern wie Vergil und Ovid dafür entlehnt, sind zwar poetische Vergleiche, aber auch als solche keineswegs zu hoch gegriffen: ja, die Zahl von hundert Säulen, die er Vergils Aeneis entnimmt, wäre wörtlich genommen reichlich niedrig gegriffen, wie wir jetzt aus neuer Kenntnis seit unserer Ausgrabung nachrechnen können.

Karl der Große wandte sich, wie es scheint, in späteren Jahren, etwa mit dem Eintritt in das sechste Jahrzehnt seines Lebens, aus einem persönlichen Grunde, der ihn anderswohin zog, von dieser seiner programmatischen Schöpfung ab. Er wählte der heißen Bäder wegen die Pfalz in Aachen zu seiner ständigen Residenz und baute sie neu aus — die Marienkirche, der berühmte Zentralbau, erstand dort in den neunziger Jahren des 8. Jahrhunderts bis 804. Immerhin hielt Karl im Sommer 807 noch einen Reichstag in Ingelheim ab. Ludwig der Fromme aber ist Ingelheim bis zu seinem Tode treu geblieben — er starb 840 auf der unmittelbar benachbarten Rheininsel —, und hier, in der Ingelheimer Pfalz, feierte er 826 die Taufe des Dänenkönigs Harald, die Ermoldus Nigellus im Zusammenhang mit seiner Schilderung der Pfalz anschaulich und farbig in der reichen Fülle der Personen beschreibt. Eine lange Reihe von Reichsversammlungen und Synoden, von Feiern der kirchlichen Feste, von Empfängen ausländischer Gesandten wird von den Geschichtschreibern berichtet, die rein geschichtlich von der Zahl und dem Glanze der versammelten Großen mit ihrem Gefolge auch einen Schluß auf Größe und Pracht der Pfalz zulassen, die wir archäologisch nun mit Sicherheit wieder erschließen konnten. Das glanzvollste Fest vielleicht war die Hochzeit Heinrichs III. mit

Digitized by Google

der schönen Agnes von Poitou, da die Ingelheimer Pfalz fast alle Fürsten und Großen des ganzen Römischen Reiches, Bischöfe, Herzöge, Markgrafen, Grafen und unzählige Würdenträger in ihren Mauern versammelte. Danach freilich, vielleicht schon zu Zeiten Heinrichs IV., der dort abdankte, sicher bald nach ihm, scheint die Pfalz vernachlässigt zu sein. Sie verfiel, bis sie Barbarossa »aufs angemessenste«, wie sein Biograph Ragewin sagt, wiederherstellen und wohl auch befestigen ließ. Auch für diese zunächst geschichtliche Annahme fanden wir durch die Ausgrabung die archäologische Bestätigung. Nach Barbarossas Wiederherstellung ist die Rolle, die unsere Pfalz in der deutschen Geschichte spielt, nur noch gering. Mit dem 14. Jahrhundert etwa hört sie auf, Kaiserresidenz zu sein. Das weite Saalgebiet wird von anderen enger und mit neuen Bauten besiedelt. Schließlich gründete 1376 Karl IV., der begeisterte Verehrer Karls des Großen, um das Andenken an seinen »großen Vorgänger« wachzuhalten, in dem Rest der Pfalzbauten, der noch in kaiserlichem Besitz war, also wohl wesentlich in dem Bautenzug der aula regia allein, ein Klösterlein von vier Mönchen.

Das große Bautengewese der karolingischen Pfalz nahm in seinem Grundriß, so wie wir ihn wiederfinden und aufdecken konnten, im engeren Bezirk eine Fläche von über 13 000 qm ein, mit dem anliegenden und ihm verbundenen Wirtschaftshof von über 23 000 qm. Zwar lebte eine äußerliche Erinnerung an diese Größe und diesen Glanz fort durch alle Jahrhunderte seitdem, auch darin, daß die Ingelheimer Pfalz von jeher als Geburtsort des großen Karl angesehen wird. Aber nur ganz kümmerliche Reste waren über Tage übriggeblieben und auf uns gekommen. Der Verfall der Hauptbauten scheint, soweit sie nicht schon früher abgetragen oder umgebaut waren, schon vor der Aufhebung des vom Kaiser Karl gestifteten Klosters durch Friedrich III. 1576 eingetreten zu sein. Schon 1544 berichtete der berühmte Geograph Sebastian Münster, ein Ingelheimer Kind, in seiner Weltbeschreibung von seinem Heimatsorte mit einem Schlosse, das vor achthundert Jahren des großen Kaiser Karls Palast gewesen sei, daß alle alten Gebäude außer der Kirche fast (= sehr) verfallen gewesen seien. Der Pfälzer Gelehrte Johann Daniel Schoepflin findet 1766 nur »*rudera*«, Reste, Ruinen, die er abbildet und denen er eine ausführliche geschichtliche Be-

Digitized by Google

trachtung widmet. Der Palast sei so zerstört und verbaut, daß nichts Bestimmtes mehr ausgemacht werden könne. Am 14. September 1814 ist Goethe in Nieder-Ingelheim. Er schildert das Ganze so, wie es sich heute darbietet. »Karls des Großen Palast fanden wir halb zerstört, zerstückelt, in kleine Besitzungen verteilt; den Bezirk desselben kann man noch an den hohen, vielleicht späteren Mauern erkennen.«

Die erste archäologisch-kunsthistorische Untersuchung der nun aufs äußerste zusammengeschmolzenen Reste älterer Bauten innerhalb des 'Saales' — so wird der Pfalzbezirk noch heute genannt — gibt der Nestor der deutschen Bodenforschung, Ernst von Cohausen, 1852 in einer uns äußerst wichtigen Abhandlung, — ohne freilich die Methode der Bodenforschung anzuwenden. Eine erste Bodenuntersuchung, aber nicht als Selbstzweck, sondern als Nebenfrucht bei der Ausschachtung für die Fundamente eines Neubaues, fand statt, als die Frankfurter Architekten Linnemann und Strigler 1873 für den Baron de Bary einen neuen Palast auf der Stätte der karolingischen Basilika errichten sollten. Von dieser Basilika stand damals schon, so wie heute, nur ein Stück der Südapside als überhaupt einziger damals bekannter Rest des karolingischen Pfalzbaues über der Erde aufrecht. Bei der Ausschachtung wurden neben einigen Schmuckteilen als Wichtigstes die Grundmauern der Vorbauten der aula regia, des Königssaales im engeren Sinne, mit den Resten der Torhalle gefunden. 1888 und 1889 grub Paul Clemen im Nordteile des Basilikainneren, das seit längerem als jüdischer Friedhof diente, und fand die Fundamentreste der Mauer, auf der die Säulen des Mittelschiffes gestanden hatten. 1890 erschien Clemens Abhandlung, in der er alles, was über die Ingelheimer Pfals an geschichtlichen und archäologischen Daten bisher festgestellt worden war, mit der Literatur über karolingische Baukunst zusammenstellte und so die wertvollste Grundlage für weitere Forschung bot.

Als ich 1908 Ingelheim für die hessische Denkmälerinventarisation zu bearbeiten hatte, war mir bei der Betrachtung des Planes der dorfmäßigen Siedlung, die sich im Gebiet der Kaiserpfals im Bereich des 'Saales' heute befindet, die geometrische Regelmäßigkeit gewisser großer Teile der Bauzüge aufgefallen, vor allem bei der ja in größeren Zügen noch über der Erde erhaltenen mittelalterlichen Befestigung. Dazu fand ich gerade

Digitized by Google

in diesen Teilen karolingische Reste, darunter, gerade an einem Hauptpunkt jener Bauzüge, ein karolingisches Portal, dessen unterer Teil in einem Keller steckte. Ferner ließ sich auf dem Marktplatz der heutigen Siedlung aus regelmäßigen Bodensenkungen, deren Richtung wieder in geometrischer Beziehung zu jenen Bauzügen stand, darauf schließen, daß einst hier ältere, jenen vielleicht verbundene Gebäude gestanden haben mußten. Diese neuen Wahrnehmungen und Feststellungen ließen an sich schon vermuten, daß die karolingische Anlage in großem Zuge einheitlich und als solche außerordentlich viel größer gewesen sein mußte, als alle Forscher bisher annahmen. Es lag aufs äußerste nahe, hier den Spaten anzusetzen, um das, was über der Erde verschwunden war, wenigstens in Grundrißspuren, vielleicht sogar auch öfters — wie bei jenem Portale noch — in unteren Teilen aufzudecken. Es traf sich in jener Zeit günstig, daß, als die hessische Regierung meinem Wunsche entgegenkam, auch der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft, angeregt durch Clemen, die Erforschung und Darstellung der deutschen Kaiserpfalzen sich zur Aufgabe gemacht hatte. Dem Verein, der durch Clemens Vermittlung die Mittel zur eigentlichen Grabung zur Verfügung stellte, ist es wesentlich mit zu danken, daß wir das Ergebnis erzielen konnten, das wir im Anfang schon andeuteten und im folgenden kurz darstellen wollen.

Die Ausgrabungen fanden in den Jahren 1908 bis 1914 in fünf Kampagnen statt. Die dichte Überbauung des zu erforschenden Geländes mit neueren Häusern durch Jahrhunderte hindurch brachte große Schwierigkeiten sachlicher und persönlicher Art. Wir mußten oft in tiefen Schächten unter den Häusermauern und meist bruchstückweise graben. Die Verwaltung des Ortes kam uns mit wärmstem Interesse entgegen, ebenso lieh uns der historische Verein Ingelheim seine Unterstützung. Die notgedrungene Belästigung der Einwohner durch die Gräben führte zu oft recht schwierigen Verhandlungen; des öfteren scheiterte ein Weitergraben an dieser und jener Stelle an dem Verbot oder auch übertriebenen Entschädigungsforderungen der Privateigentümer.

Der Baumeister des großen Karl legte seinen gewaltigen Plan für den Neubau des Palatiums in das Gelände um den älteren Bau der Königsvilla (villa regia). Ihre Reste fanden wir in der

Digitized by Google

zweiten Kampagne auf dem Marktplatze der heutigen Siedlung; sie wurde beim Palatiumsbau zum Teil abgetragen, zum Teil überbaut. Zugeschüttet und überbaut und dadurch zum großen Teil vorzüglich erhalten, fand sich tief in der Erde die Bade-

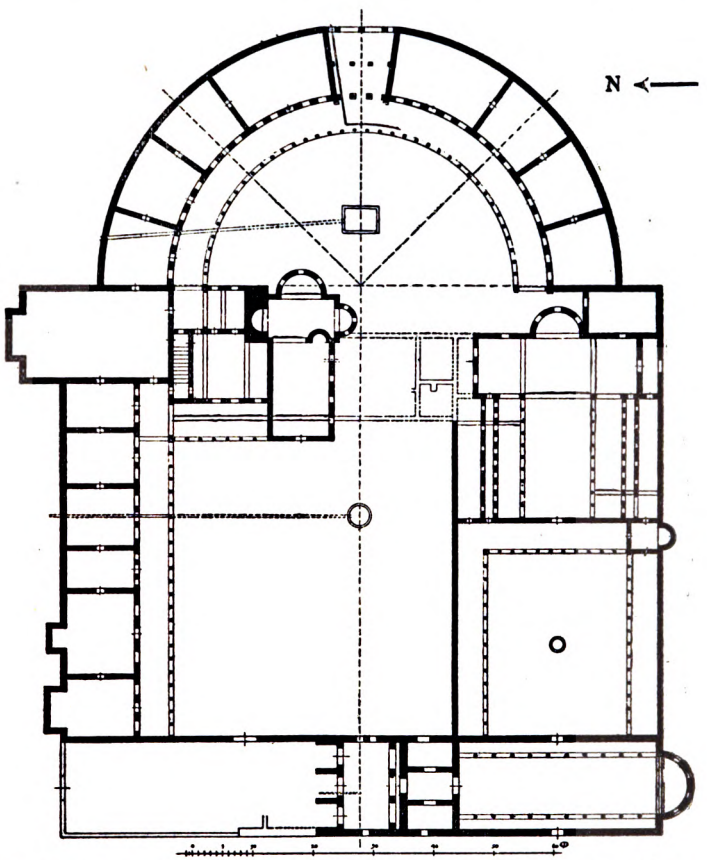


Abb. 1. Karolingische Königspfalz bei Ingelheim, nördliches Quadrat

anlage des älteren Baues; mit großen Steinplatten der Fußboden getäfelt, die Wände mit dem Zulauf, Ablauf und Überlauf des Wassers mit feinem Putz überzogen; das Tonnengewölbe aus Tuff, das den Baderaum deckte, lag eingeworfen in der Erdfüllung, die die Erdgleiche für den Neubau herstellte.

Digitized by Google

Die Planidee der neuen Königspfalz Karls des Großen ist — hierin von vornherein antikisch und römisch — in zwei großen, nord-südlich aneinandergelegten Quadraten von je 300 karolingischen Fuß (gleich ziemlich genau 100 m) Seitenlänge entwickelt. Dieser quadratische Rahmen bedingt die monumentale Geschlossenheit der ganzen Anlage trotz der starken Differenzierung der Bauten und Baugruppen aus ihrem Zweck heraus, die, wie wir sehen werden, in genialer Weise durchgeführt ist.

Das nördliche Quadrat, nach dem Rheine gerichtet, nahm die eigentliche Pfalz mit ihren Amts-, Repräsentations- und Wohngebäuden auf, das südliche, landeinwärts daranliegend, den Wirtschaftshof. An die ganze Länge der Südseite des nördlichen Quadrates, dessen Mitte der Saalbrunnen in einem großen Hofe bezeichnet, legte der Architekt die beiden Gebäude besonderer, öffentlich-amtlicher Bestimmung: den Königssaal (aula regia, auch Reichssaal genannt) und die Kirche. Beide sind durch einen Säulenhof, ein atrium, miteinander verbunden, so als Gruppe zusammengeschlossen und zugleich innerhalb des großen Grundrißquadrates als Gebäude öffentlicher Repräsentation und Arbeit gegen die übrigen mehr privaten Bauten abgeschlossen, die für den engeren Hofhalt, das königliche Gefolge, die Gäste, die Beamten und die Besatzung als Wohnungen dienten, und in dem großen Rahmen wieder der Öffentlichkeit und der Welt besonders geöffnet durch die große Toranlage vor dem Portal des Reichssaales. An die Ostseite des Quadrates ist ziemlich über ihre ganze Länge ein großartiger Halbrundbau angeschlossen, durch den dieser eigentliche Pfalzbezirk nicht nur erweitert, sondern auch in seiner Erscheinung noch ganz besonders monumental gesteigert wird.

In dem Königssaal tagte die Reichsversammlung: die Großen des Reiches versammelten sich im Langhaus, über ihnen thronte in dem breiten Halbrund der südlichen Apsis auf erhöhtem Boden der König. Nach Norden, diesem Reichssaal vorgelegt, längs der Westseite des Pfalzquadrates, ist die schon erwähnte, prunkvoll aufwendige Toranlage: eine Vorhalle, ein Vorhof und vor diesem ein monumentales Triumphbogentor mit drei tonnengewölbten Öffnungen. Auf dieses Tor mündet die Hauptstraße zur Pfalz vom Hafen am Rheine her, der Weg, auf dem, wie Ermoldus Nigellus berichtet, König Harald von Dänemark 826

Digitized by Google

heranzog, um am Hofe Ludwigs des Frommen in glanzvoller Feier die Taufe zu empfangen.

In der Kirche tagten die Bischofssynoden, oft gleichzeitig mit der Reichsversammlung. Der heute über der Erde stehende Kirchenbau allerdings ist nicht mehr der karolingische, sondern wie die Einzelformen beweisen, ein Neubau romanischer Zeit. In dem Neubau aber ist mit der dem Querhaus unmittelbar an-

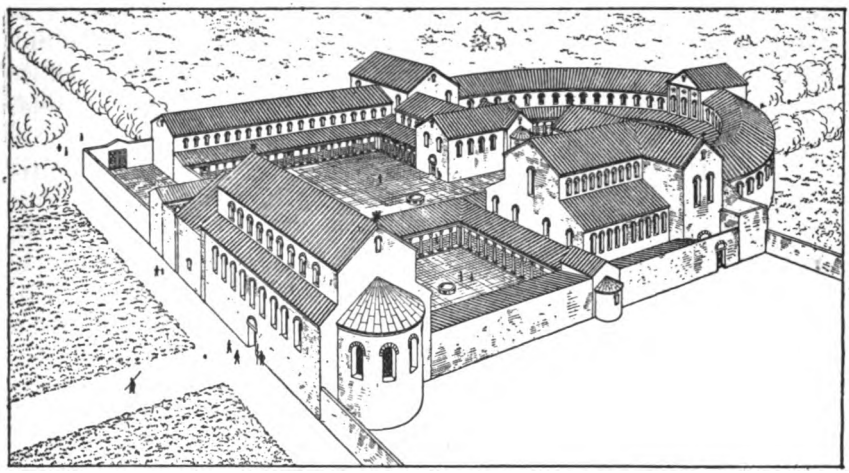


Abb. 2. Karolingische Königspfalz zu Ingelheim, Wiederherstellungsversuch

liegenden Ostapside Grundriß und Stätte des karolingischen Baues festgehalten, der selbst die altertümliche Grundrißform der altchristlichen Basilika bewahrte.

Die Veranlassung zu dem Neuaufbau der Kirche wird Friedrich Barbarossa gegeben haben: wie sein Biograph Ragewin berichtet, hat Barbarossa »die einst von Karl dem Großen aufs schönste erstellten Pfalzen und Königshäuser, die aufs herrlichste geschmückt, jetzt aber vernachlässigt und vor Alter verfallen waren, in Nymwegen und Ingelheim aufs geziemendste wiederherstellen lassen«. Die Kirche muß vor diesem Neubau eine geraume Weile zerstört gelegen haben, denn über ihren Fundamenten und über denen der hier anstoßenden, ebenfalls zerstörten und dem Erdboden gleichgemachten Säulenhalle des

Digitized by Google

großen Rundbaues war in der Zwischenzeit ein kleineres alleinstehendes Haus errichtet worden, das nun seinerseits bei dem Kirchenbau wieder abgetragen und dem — erheblich gestiegenen — Erdboden gleichgemacht wurde. In das Südende der Kirchenvorhalle fanden wir eine Kapelle eingebaut, mit je einem Schlitz in den Mauersockeln ihrer kleinen Apsis und der Längsseite für den Zu- und Ablauf einer Wasserleitung: also wohl eine Taufkapelle. Ganz ähnlich lag eine solche Kapelle an der Vorhalle der alten Lateranskirche in Rom. Die Richtung des Ablaufes in der Kapelle läßt vermuten, daß die Wasserleitung von hier aus nach der Mitte des Atriumshofes weiterging, um dort einen Brunnen, einen cantharus wie bei der altchristlichen Basilika, zu speisen.

Der Hauptwohnpalast lag an der Nordseite des Pfalzquadrates, also mit der Außenfront nach dem Rhein hin. Der Flucht saalartiger Räume legt sich nach dem großen Hofe zu, nach Süden, eine offene Säulenhalle vor, deren Fortsetzung wir auch an dem großen halbrunden Anbau im Osten fanden. Ein architektonisches Motiv von wundervoller Wirkung, der römischen Antike nachgebildet, sind diese Säulenhallen hier an den Höfen. Von der Säulenhalle fand sich neben ihrer Grundmauer in die Erde eingebettet noch ein Kapitell wieder, ein ganz besonders wertvolles Stück für die Erkenntnis karolingischer Kunstübung in ihrer eigentümlichen Renaissance. Man sieht es den Meißelschlägen in den Akanthusformen der Skulptur an, wie mühselig und tastend der einheimische Bildhauer, vor diese neue Aufgabe gestellt, die Formen des klassischen römisch-korinthischen Kapitells nachbildete, das ihm als Vorbild und Modell gegeben wurde.

Auch der große Rundbau im Osten enthielt, ebenso wie der Nordpalast, eine Reihe von Sälen. Im Scheitel des Rundes eingeschlossen lag ein stattlicher Torbau, der sich zur Straße nach Mainz hin öffnete. Von der Außenwand dieses Tores hat sich über der Erde noch ein größerer Teil erhalten, in ihm jenes Seitentörlein, dessen typisch karolingische Form an dieser wichtigen Stelle des Gesamtgrundrisses aufzufinden uns für die Erkenntnis der Größe der ganzen Anlage des Palatiums so außerordentlich wichtig war. Das Törlein zeigt die gleiche Form wie jenes, das Cohausen an einem Hause in dem nahen Lorch am Rhein entdeckte: ein großer Sturz aus einem gewaltigen Quader

Digitized by Google

schließt die Öffnung nach oben, darüber ein Entlastungsbogen, in dem Keilsteine mit Ziegeln abwechseln.

Auch in dem Rundhof muß, wie in dem großen Hofe und auch in dem Wirtschaftshofe, in der Mitte ein Brunnen, sicherlich monumentaler Ausführung, gestanden haben. Wir fanden noch ein längeres Stück des gemauerten Kanales der Wasserleitung, die das Wasser des Brunnens zum Palast und nach dem Rhein zu ableitete. Die Zuleitung von Süden her wird nach ihrer Unterbrechung vor dem Brunnen die Versumpfung des Gebietes südlich von dem Brunnen bewirkt haben, das infolgedessen seit langem 'im kalten Loch' heißt. Von der Säulenhalle, die sich vor dem Halbkreispalast um den Hof zog, lag am Südende eine Säulenbasis noch an Ort und Stelle drei Meter tief unter dem heutigen Boden. Das Stück und seine Lage erlaubt uns, mit dem Kapitell gleichen Maßstabes, das sich am großen Hofe fand, und ebenfalls dazu passenden, an anderen Stellen ausgegrabenen Säulenschäften und Gebälkstücken zusammengefügt, die römisch-korinthische Ordnung der großen Säulenhallen um die Höfe zu rekonstruieren und damit einen wesentlichen Teil auch der wundervollen Raumwirkung des Ganzen wieder zu empfinden.

Das gewaltige Baugewese, das wieder vor uns aus der Erde im Geiste und im Bilde erstand, erinnert uns an antike Großbauten in kleinen sowohl wie in größeren Teilen, die es zu neuer geschichtlicher Einheit verbindet. Der große Halbkreispalast erinnert in der Bauidee an den Halbrundbau am Trajansforum zu Rom, den Teil dieses städtebaulichen Meisterwerkes, der heute noch aufrecht steht und den Karl der Große sicherlich gesehen hat. Die Anlage des Reichssaales mit seinem Säulenvorhof darf zum mindesten mittelbar an die Aula des Diokletians-Palastes zu Spalato und ihren Peristylvorhof erinnern. Daß der Lateranpalast zu Rom den königlichen Bauherrn aufs stärkste beeindruckt hat, geht daraus hervor, daß er, wie die Chronik von Moissac berichtet, die Pfalz zu Aachen, die er in seinem Alter so großartig ausbauen ließ, seinen Lateran nannte. Und daß diese Stimmung des Bauherrn auch schon auf den Baumeister und den Bau von Ingelheim eingewirkt haben wird, werden wir gleich sehen.

Wann aber ist dieser Bau nun erstanden? Innerhalb der früheren Jahrzehnte der Regierungszeit Karls des Großen bieten sich zunächst zwei Zeiträume dar, in denen kein Aufenthalt des

Digitized by Google

Königs, keinerlei Regierungshandlung, keine Reichsversammlung oder Synode in Ingelheim überliefert ist, also eine Bautätigkeit dort angenommen werden kann: die Jahre von 774 bis 787 und von 787 bis 807. Im Anfang beider Zeiträume weilt Karl der Große in Rom, dessen gewaltige Bauwelt es doch sicher war, die seine Baulust anregte und befruchtete. Es wird berichtet, wie er 774 im Vatikan wohnt, mit dem Papste die Petersbasilika besuchte, dann die Basilika Santa Maria Maggiore, die Salvatorbasilika des Lateran und schließlich auch das patriarchium, den Lateranpalast, wo ihm ein Bankett dargeboten wird. Und auch 786 bis 787 ist Karl wieder in Rom wie auch in Ravennas ähnlich großer Bauwelt, und seine Baulust war, wie wir wissen, in dieser Zeit besonders rege. Aber es will scheinen, daß sie in dieser Zeit sich wesentlich schon auf die Pfalz zu Aachen richtete, und so möchte auch aus allgemeinen Gründen jener erste Zeitraum vor 787 den Vorzug verdienen für die Errichtung der großen Pfalz zu Ingelheim.

Die Pfalz war aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich so gut wie unbefestigt in Gärten und in freiem Gelände gelegen. Dafür spricht die Art der Toranlage am Halbrundbau, dafür auch die freie Westtür des Königssaales, die wir wiederauffanden. Dafür sollte auch die Nachricht sprechen, daß Otto I. 953 nicht, wie er ursprünglich wollte, Ostern in Ingelheim feierte, sondern nach Mainz weiterging, weil er sich in Ingelheim inmitten seiner Feinde nicht sicher genug dünkte — wohl eben, weil die Pfalz nicht besonders auf Verteidigung eingerichtet war. Die stattlichen Reste einer starken Befestigung des 'Saales', die wir heute noch sehen, entstammen, wie schon Goethes wie immer genialer Blick erkannte, späteren Zeiten. Wir konnten durch Aufgrabung der Fundamente feststellen, daß die in Resten noch erkennbaren Rundtürme am Tor des Halbkreispalastes dem in der Mauerflucht liegenden Tore später angefügt sind, und fanden dementsprechend beim Nachgraben an der Außenseite dieses Palastes in regelmäßigen Abständen tief in der Erde noch in ziemlicher Höhe ihres Aufbaues erhalten eine weitere Reihe zum gleichen Befestigungssystem wie jene gehöriger Rundtürme, die ebenfalls der Außenseite des Palastes vorgelegt und mit ihr durch kurze, gerade Anschlußmauern verbunden waren. Durch die Türme zieht sich, sie verbindend, der gemauerte Kanal einer

Digitized by Google

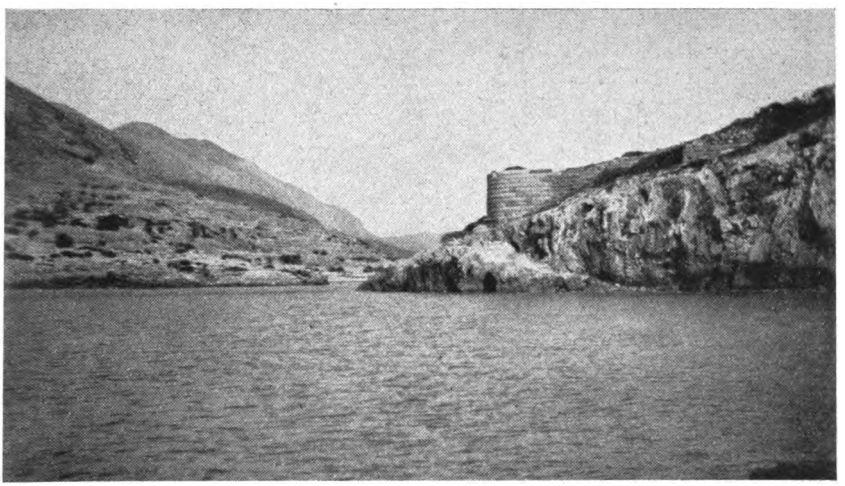
außerordentlich sinnreich konstruierten Wasserleitung. Diese älteste Befestigung mag noch romanischer Zeit angehören. Sie wurde später, wohl als das Saalgebiet etwa mit dem 14. Jahrhundert für weitere Besiedelung zunächst an die Burgmannen, dann im 15. Jahrhundert allgemein freigegeben und an der Nordseite des Wirtschaftshofes erweitert wurde, durch eine viel stärkere und höhere ersetzt, deren malerische Reste heute noch in größerem Umfange über der Erde aufrecht stehen. Sie bezeichnen zusammen mit ihrem Graben sichtbar die Grenzen des alten Saalgebietes und damit, wie wir heute wissen, immer noch im wesentlichen die Außenlinien des einst einheitlichen und vielfältigen Bautengeweses, das die Pfalz Karls des Großen war.

Daß dieses Meisterwerk der Pfalz von Ingelheim, dieser so vollendet durchdachte, sein Programm so restlos erschöpfende Bauplan Vorbild und Muster für andere Bauten gleicher Art und Bestimmung gewesen sein müsse, die heute ebenfalls von der Erdoberfläche verschwunden sind, ist eine naheliegende Annahme. Schriftliche Überlieferung läßt die Vermutung zu, daß die verschwundene karolingische Königspfalz im nahen Tribur nach ähnlichem Plane gestaltet gewesen sei.

Auch hier zunächst möchte es dem Spaten und der Bodenforschung wohl gelingen, den Plan eines weiteren bedeutenden Bauwerkes aus der Frühzeit unserer Geschichte wieder zu gewinnen, — ein Wunsch, den ich für die Zukunft der Archäologie des Mittelalters aussprechen möchte. Das Wesentliche aber bei der Arbeit in Ingelheim war uns das: die Baugedanken dieses großen Werkes, das einst das Nervenzentrum eines Weltreiches zu bergen bestimmt war und das der Spaten der Erde nun wieder entriß, als ein Neuerlebnis der Geschichte unserer Vergangenheit werten zu können.

Digitized by Google

Digitized by Google



1. Knidos. Einfahrt zum Kriegshafen



2. Knidos. Blick von der Burg auf Hafen und Insel

Digitized by Google

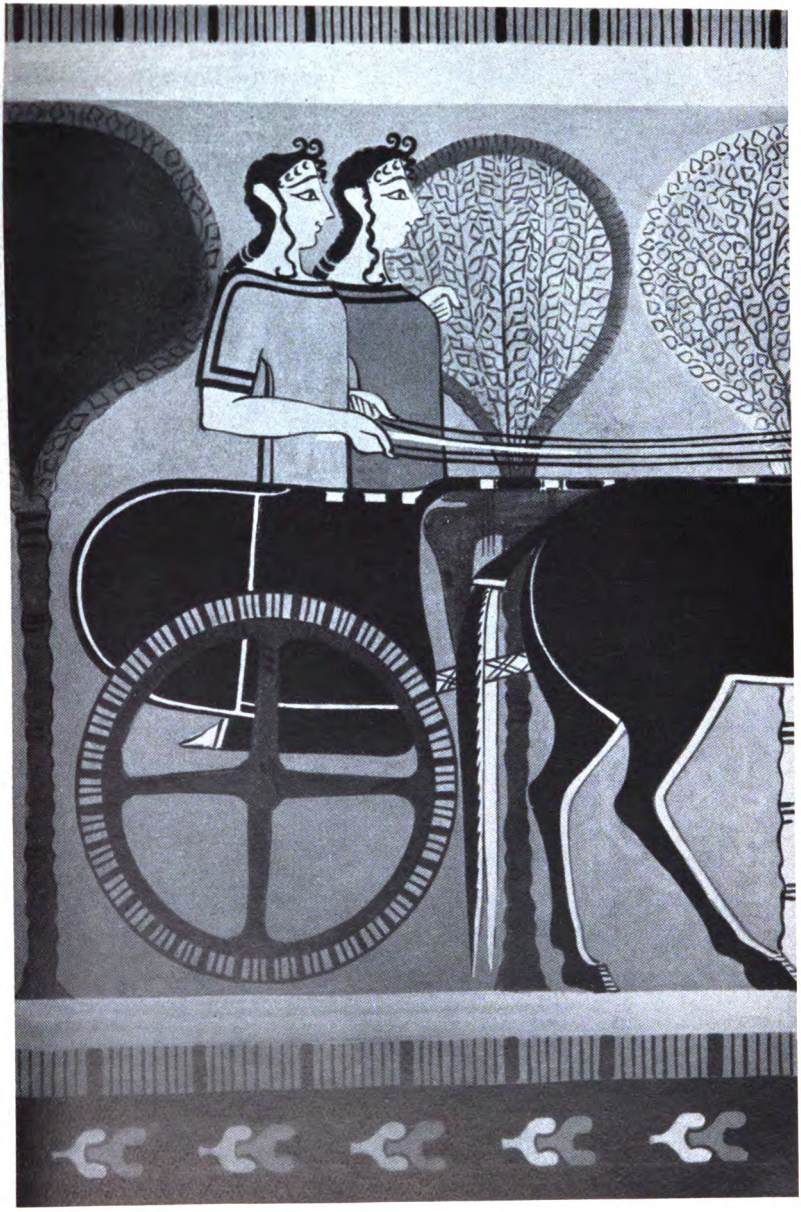


1. Tiryns. Gasse von der Unter- zur Oberburg. Im Hintergrund der Haupteingang zur Burg



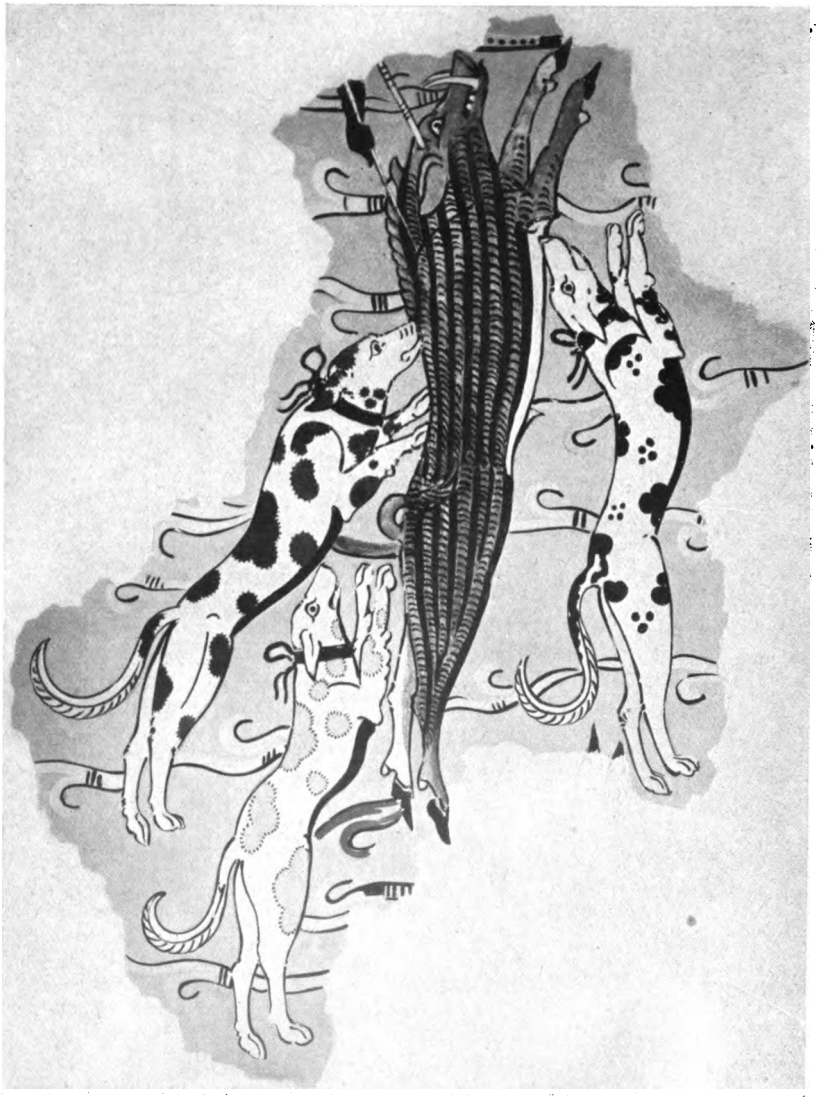
2. Tiryns. Megaronhaus der Unterstadt

Digitized by Google



'Ausfahrt zur Jagd.' Freskobild (wiederhergestellt) im jüngeren Palast von Tiryns

Digitized by Google



Eberjagd. Freskobild (wiederhergestellt) im jüngeren Palast von Tiryns

Digitized by Google



1. Dämon als Kesselgriff, frühgriechisch, aus Samos



2. Samos. Ruine des Heratempels

Digitized by Google

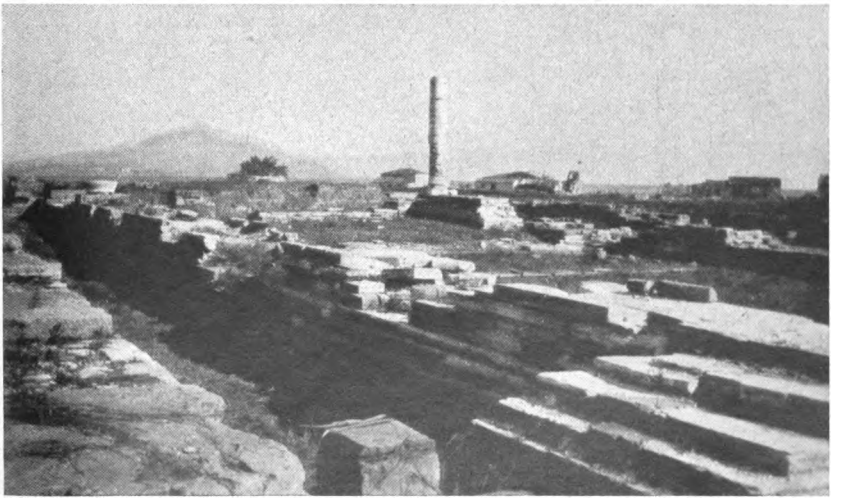


Eberjagd. Freskobild (wiederhergestellt) im jüngeren Palast von Tiryns

Digitized by Google

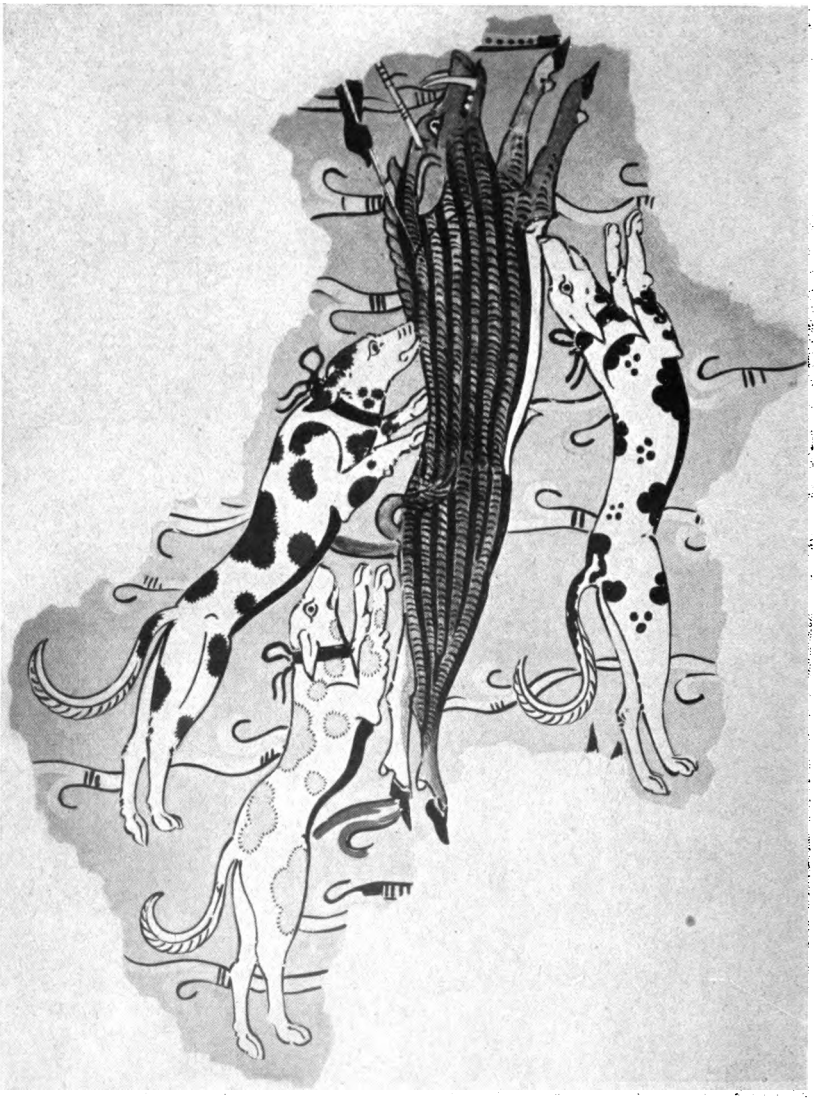


1. Dämon als Kesselgriff,
frühgriechisch, aus Samos



2. Samos. Ruine des Heratempels

Digitized by Google

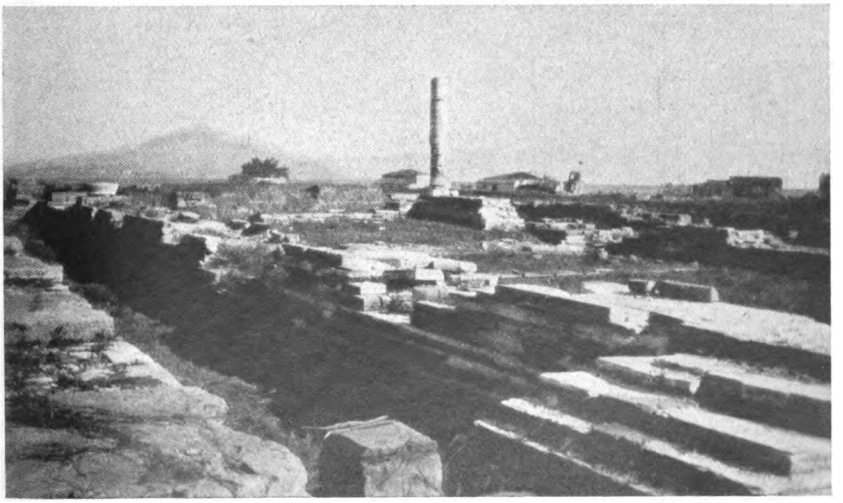


Eberjagd. Freskobild (wiederhergestellt) im jüngeren Palast von Tiryns

Digitized by Google

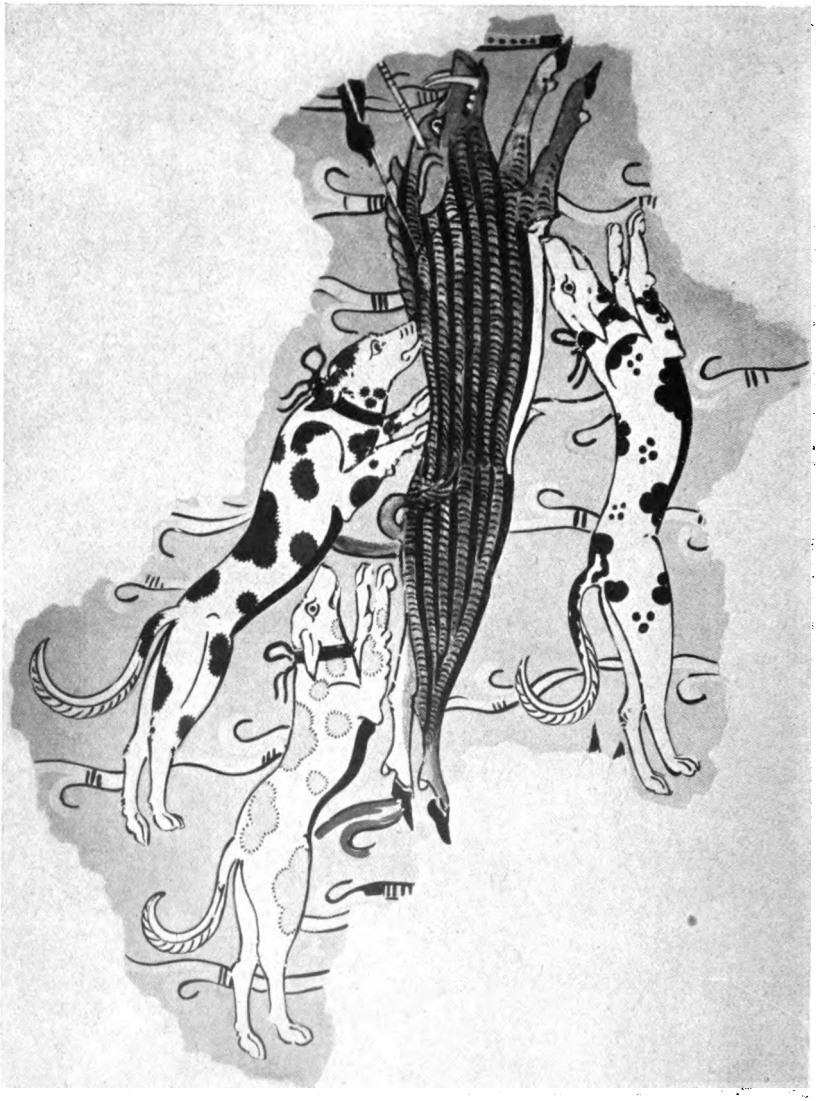


1. Dämon als Kesselgriff,
frühgriechisch, aus Samos



2. Samos. Ruine des Heratempels

Digitized by Google

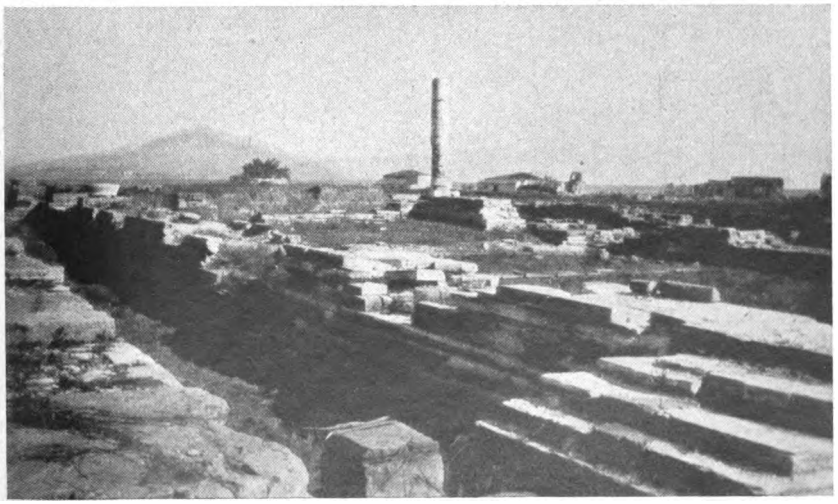


Eberjagd. Freskobild (wiederhergestellt) im jüngeren Palast von Tiryns

Digitized by Google

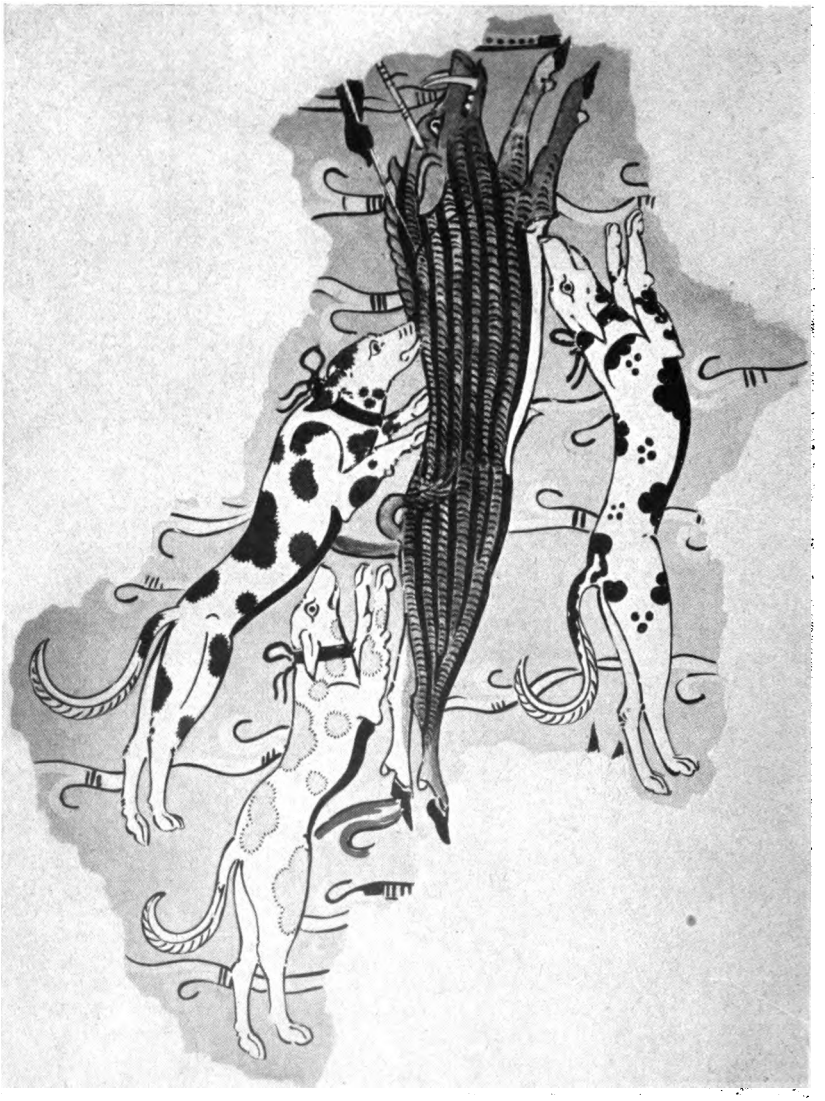


1. Dämon als Kesselgriff, frühgriechisch, aus Samos



2. Samos. Ruine des Heratempels

Digitized by Google

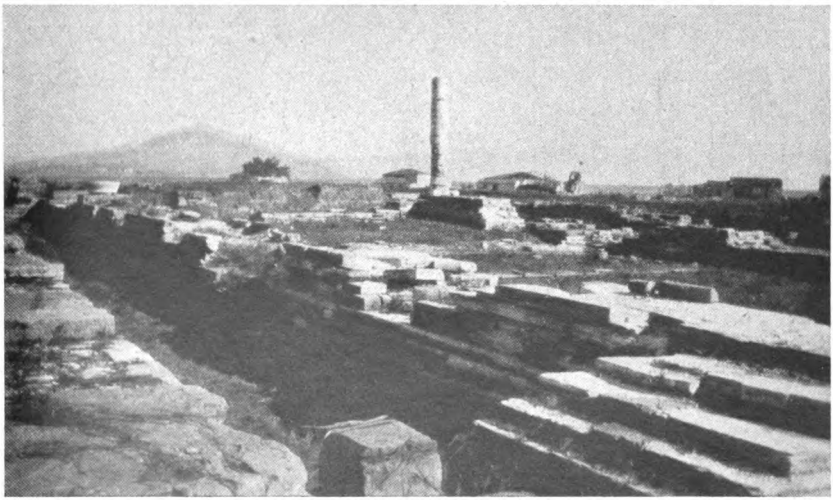


Eberjagd. Freskobild (wiederhergestellt) im jüngeren Palast von Tiryns

Digitized by Google



1. Dämon als Kesselgriff,
frühgriechisch, aus Samos



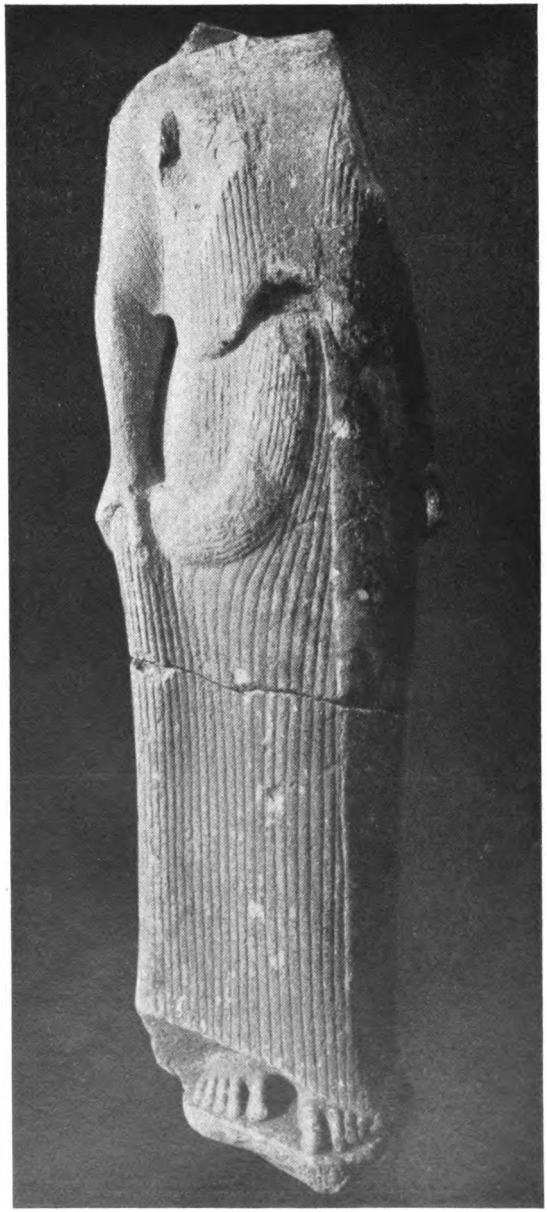
2. Samos. Ruine des Heratempels

Digitized by Google



Liegende Frau, Werk des Geneleos, aus Samos

Digitized by Google



Stehende Frau, Statue aus dem Heraion von Samos

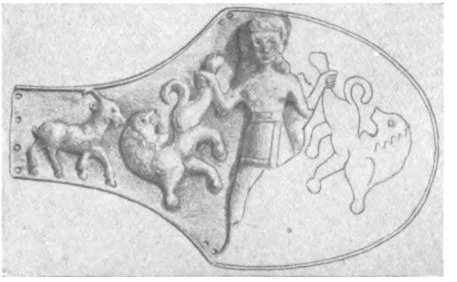
Digitized by Google



1. Bronzestatuette eines Reiters



2. Bronzener Greifenkopf, Kesselschmuck



3. Bronzene Gürtelschnalle (?)

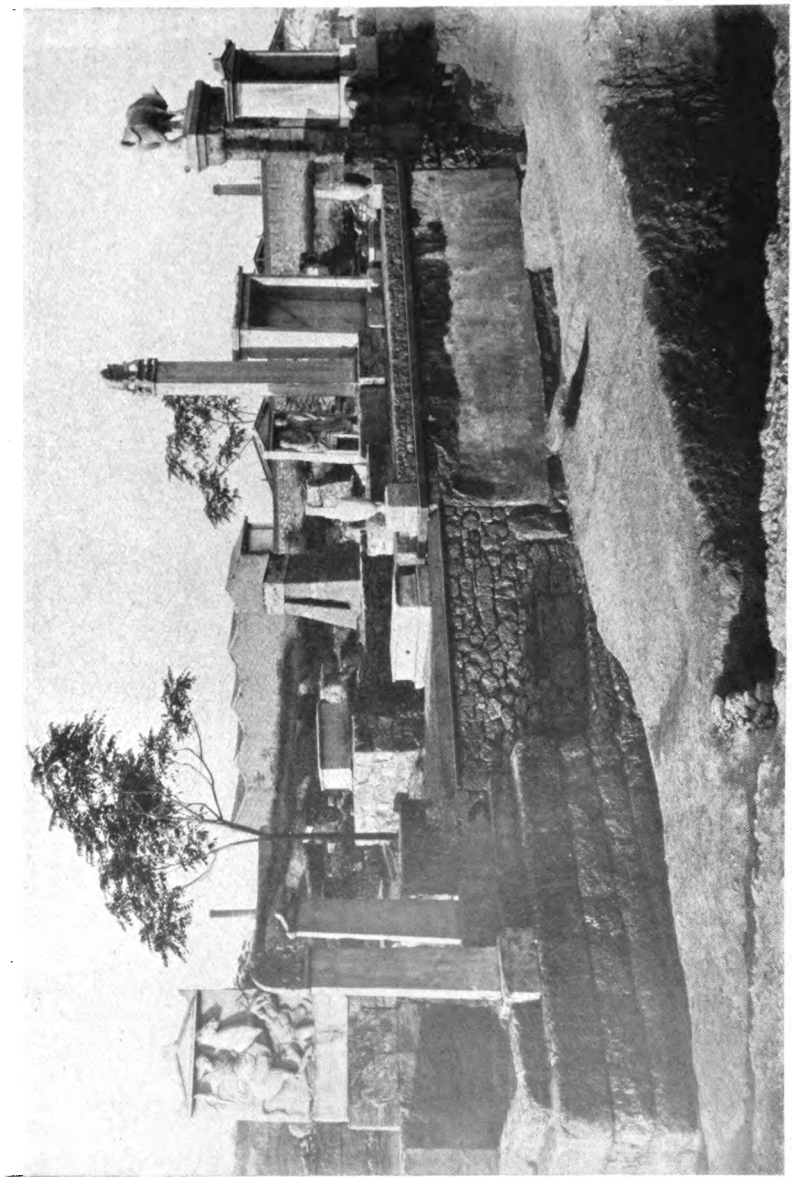
Fundstücke aus Samos

Digitized by Google



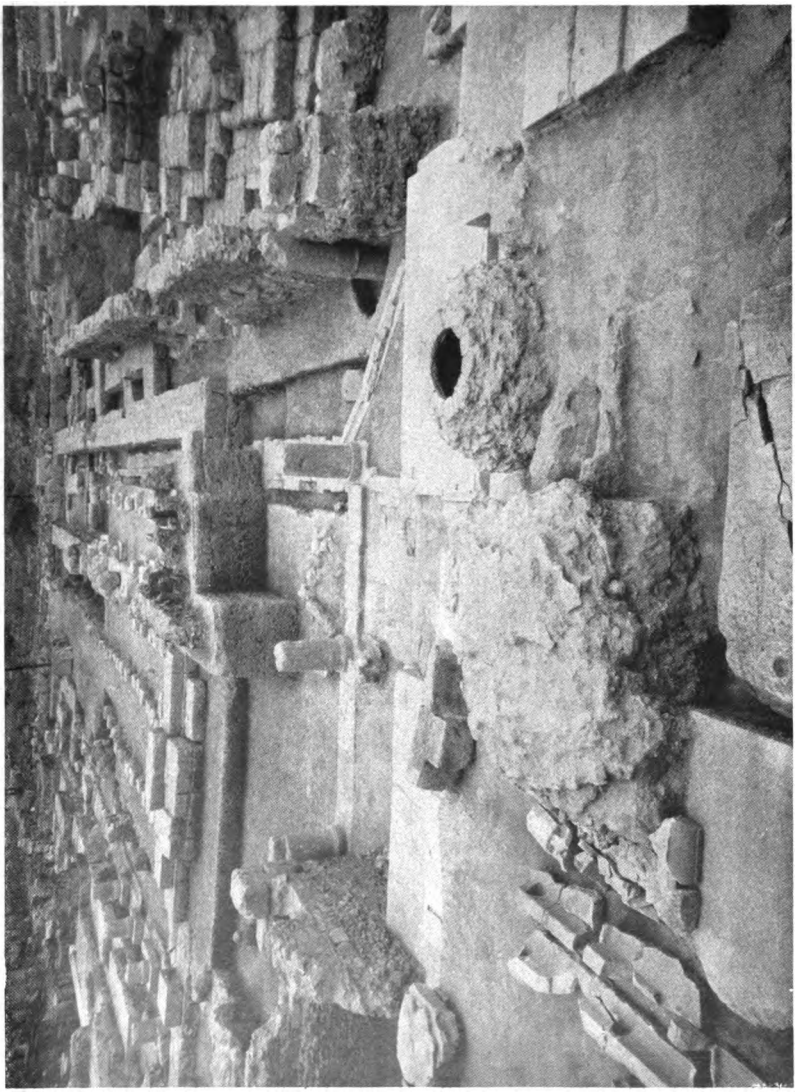
Aegina
Aphroditeheiligtum am Hafen mit den Trümmern der archaischen und bronzezeitlichen Stadt

Digitized by Google



Athen, Kerameikos. Teil der Gräberstraße

Digitized by Google



Athen, Kerameikos. Blick auf das freigelegte Pompeion

Digitized by Google



König Attalos II. von Pergamon

Digitized by Google



Zeus im Kampf gegen die Giganten. Friesplatte vom Zeusaltar in Pergamon

Digitized by Google



1. Aezani. Tempelruine

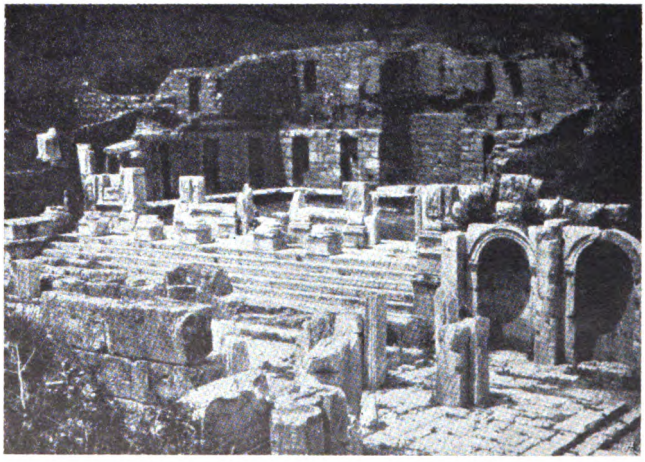


2. Westliche Giebelbekrönung des Tempels von Aezani

Digitized by Google

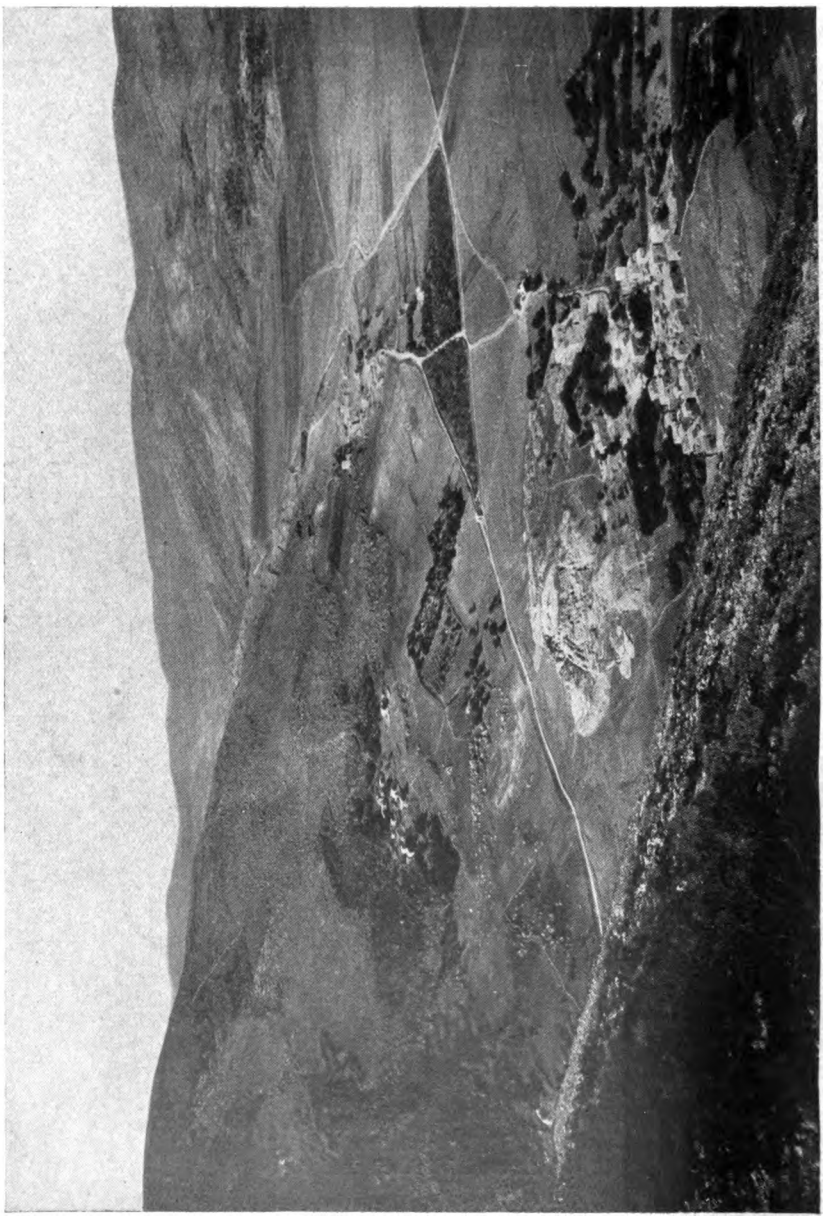


1. Ephesos. Blick auf das Theater und die große Hafenstraße



2. Ephesos. Bibliothek und Markttor

Digitized by Google



Tell-Balata

Digitized by Google

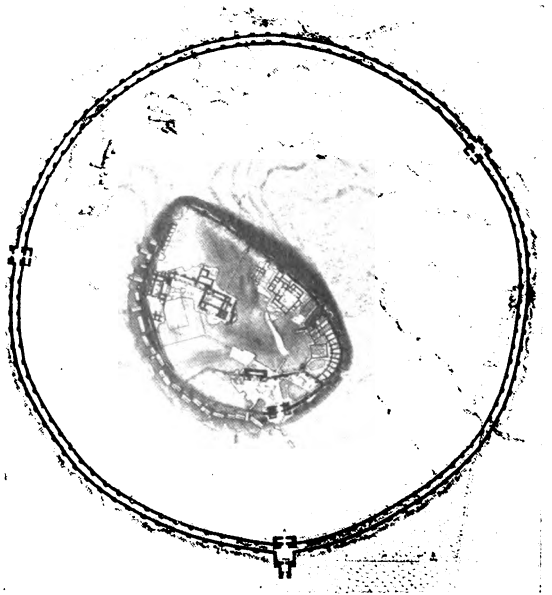


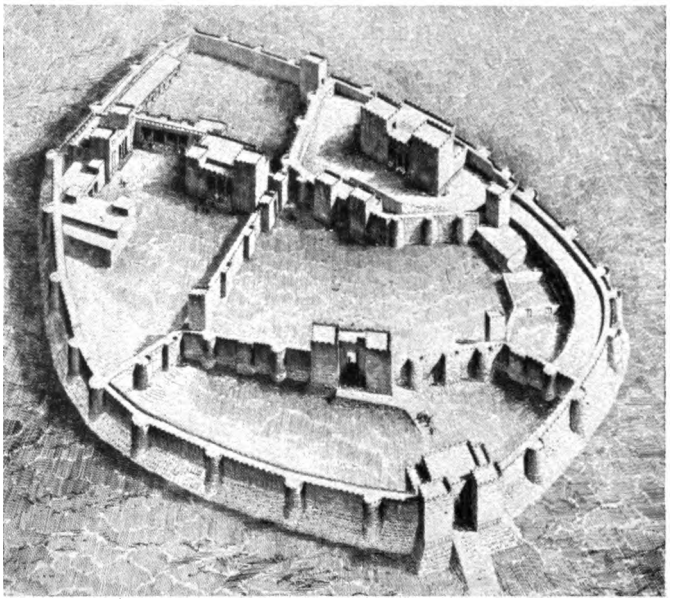
1. Abrahamsbrunnen bei Hebron. Im Hintergrunde der 'Patriarchenberg'



2. Fundamente der Konstantin-Basilika bei Hebron. Sicht von Süden

Digitized by Google





1 und 2. Sendschirli-Scham'al. Planaufnahme der Stadt und Wiederherstellungsbild der Burg

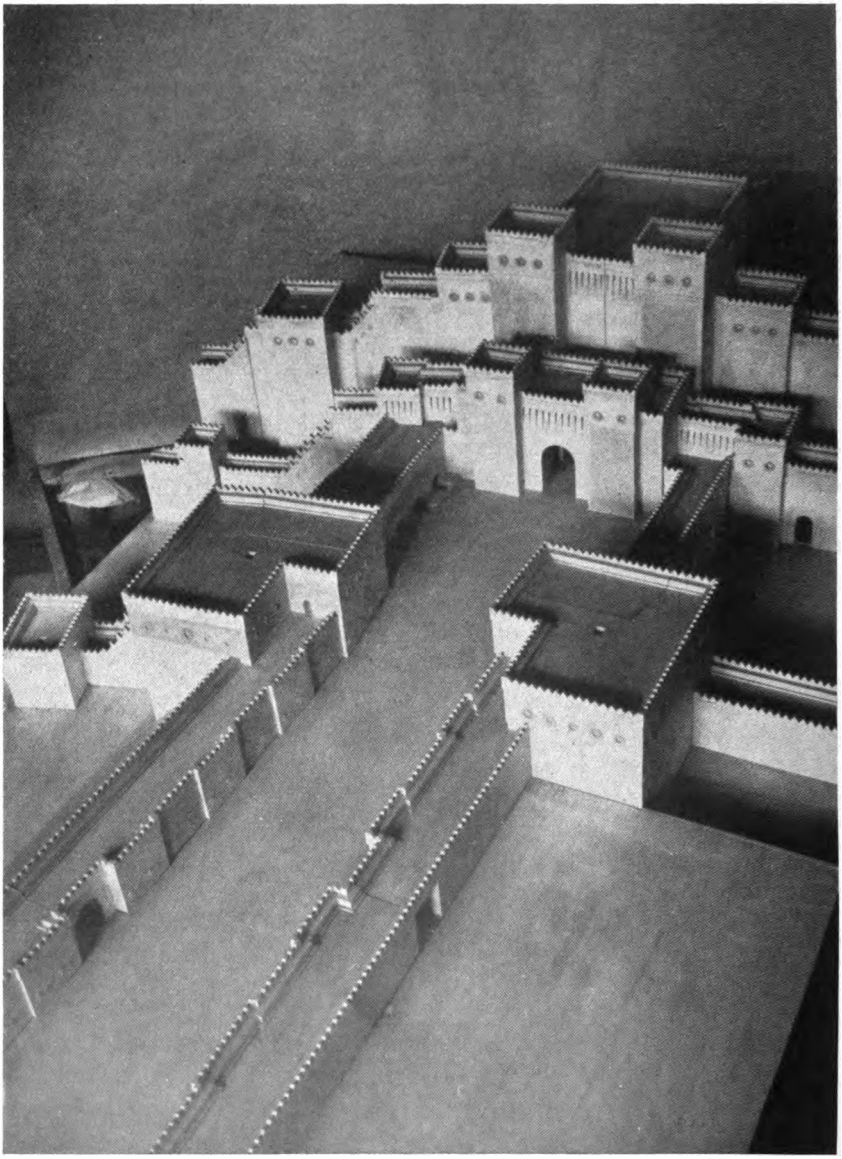
Digitized by Google





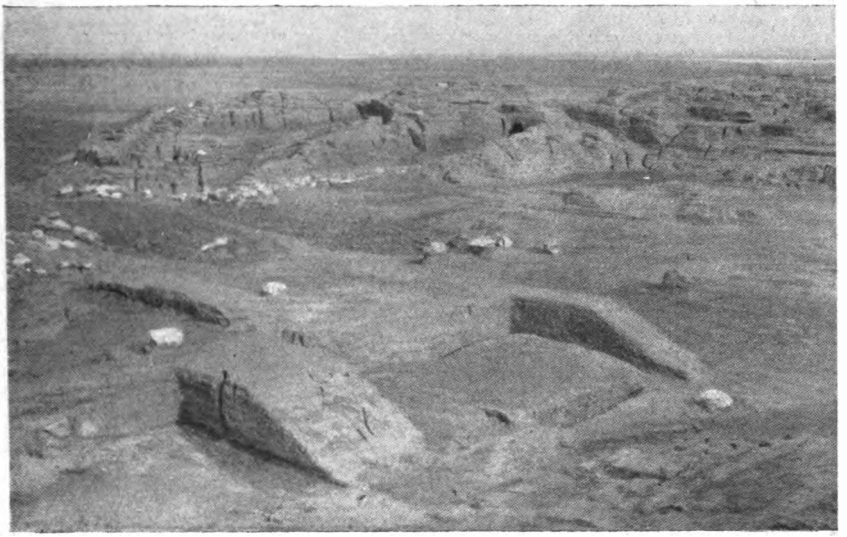
Babylon. Trümmer der Torbauten

Digitized by Google

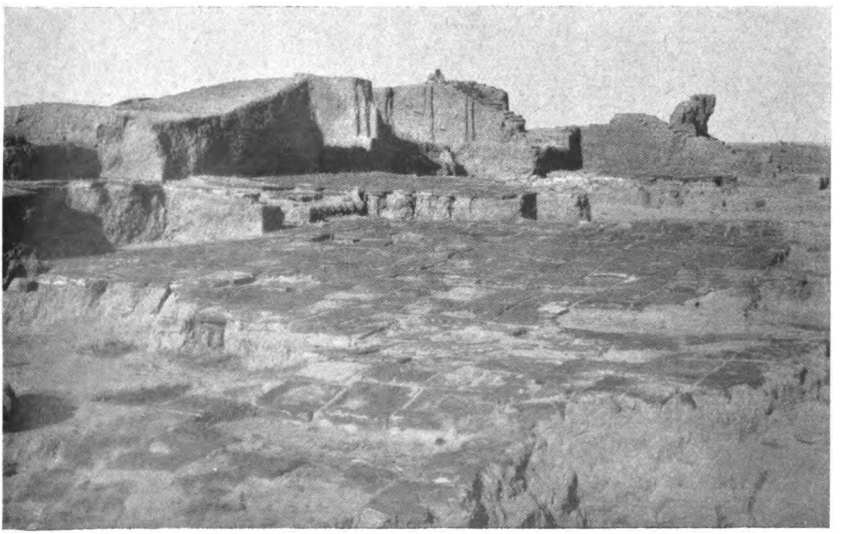


Babylon. Feststraße und Tor, Wiederherstellungsversuch

Digitized by Google

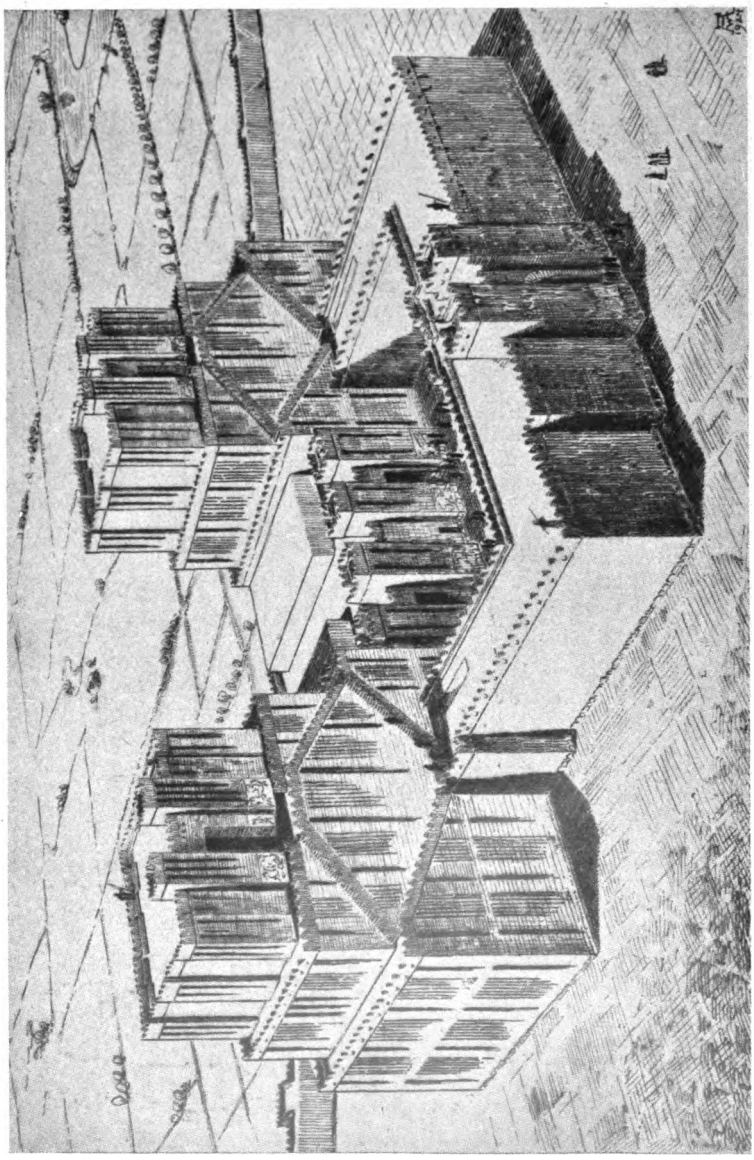


1. Assur. Ruine des Doppeltempels des Anu und der Adad



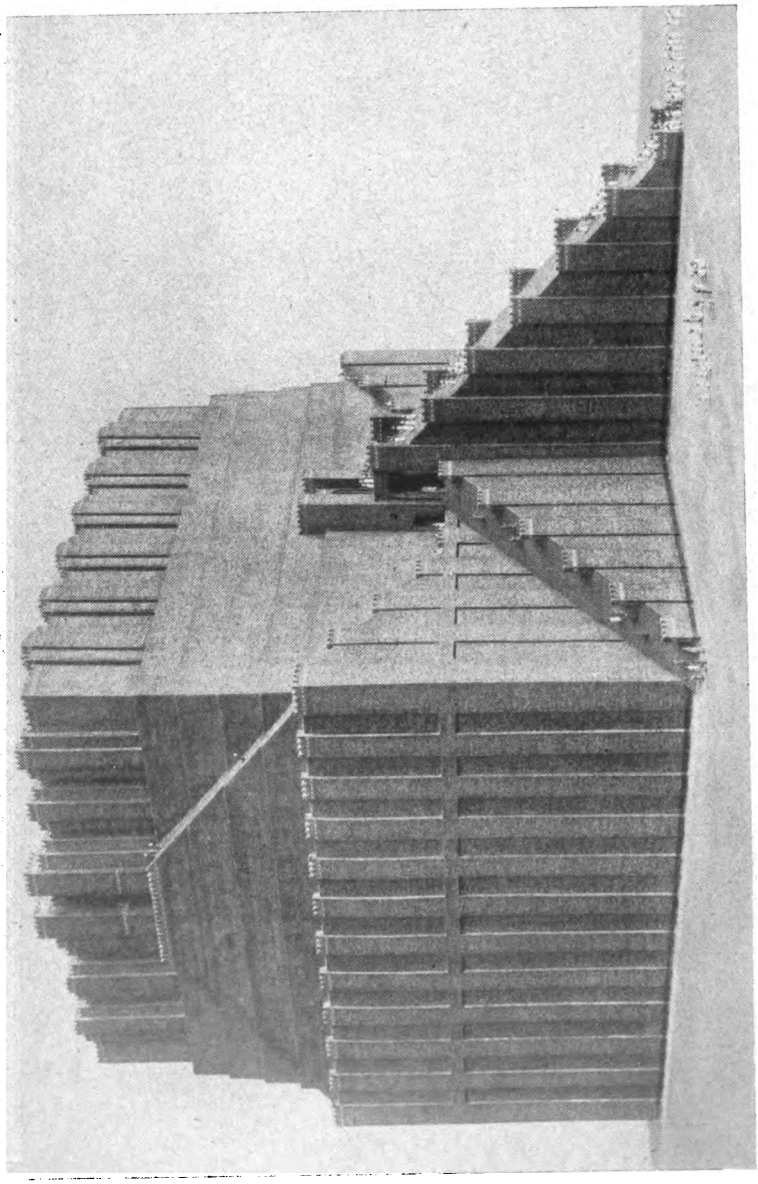
2. Assur. Ruine des Doppeltempels des Anu und der Adad

Digitized by Google



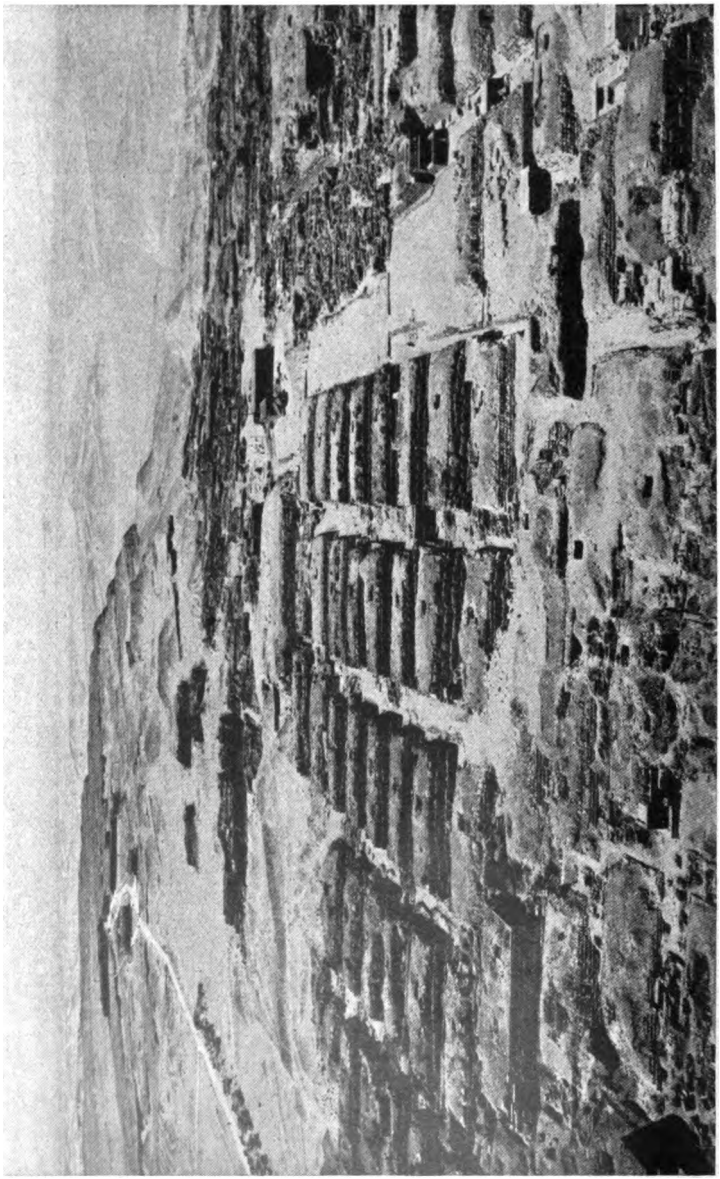
Assur. Doppeltempel des Anu und der Adad, Wiederherstellungsversuch

Digitized by Google



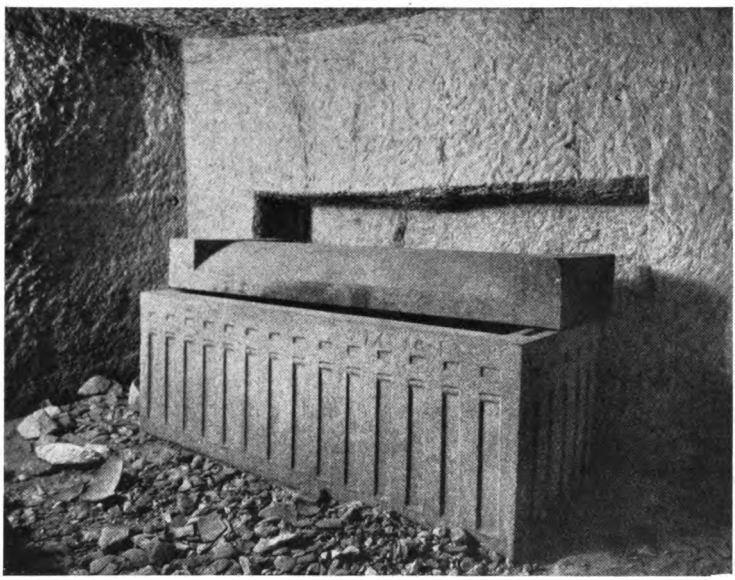
Der babylonische Turm, Wiederherstellungsversuch von Robert Koldewey

Digitized by Google

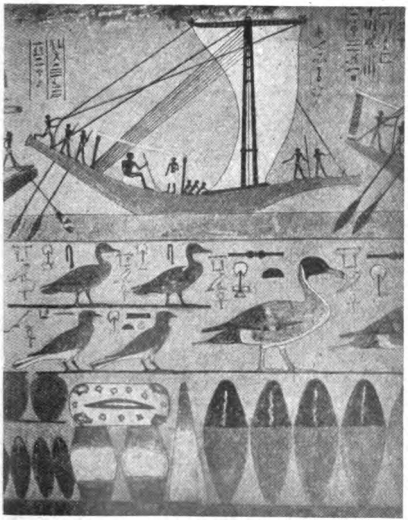


Ägypten. Gräberfeld westlich der Pyramide des Cheops

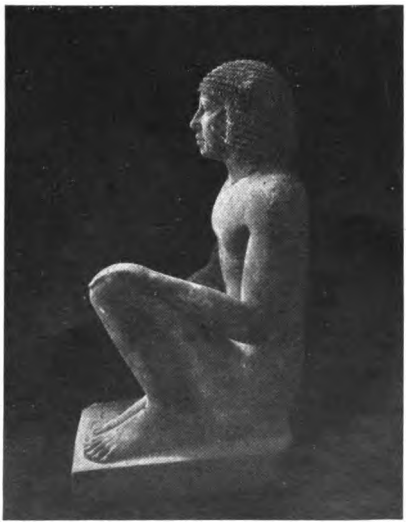
Digitized by Google



1. Granitsarkophag des Kaj-em-nefret



2. Wandbild in der Sargkammer des Kaj-em-anch



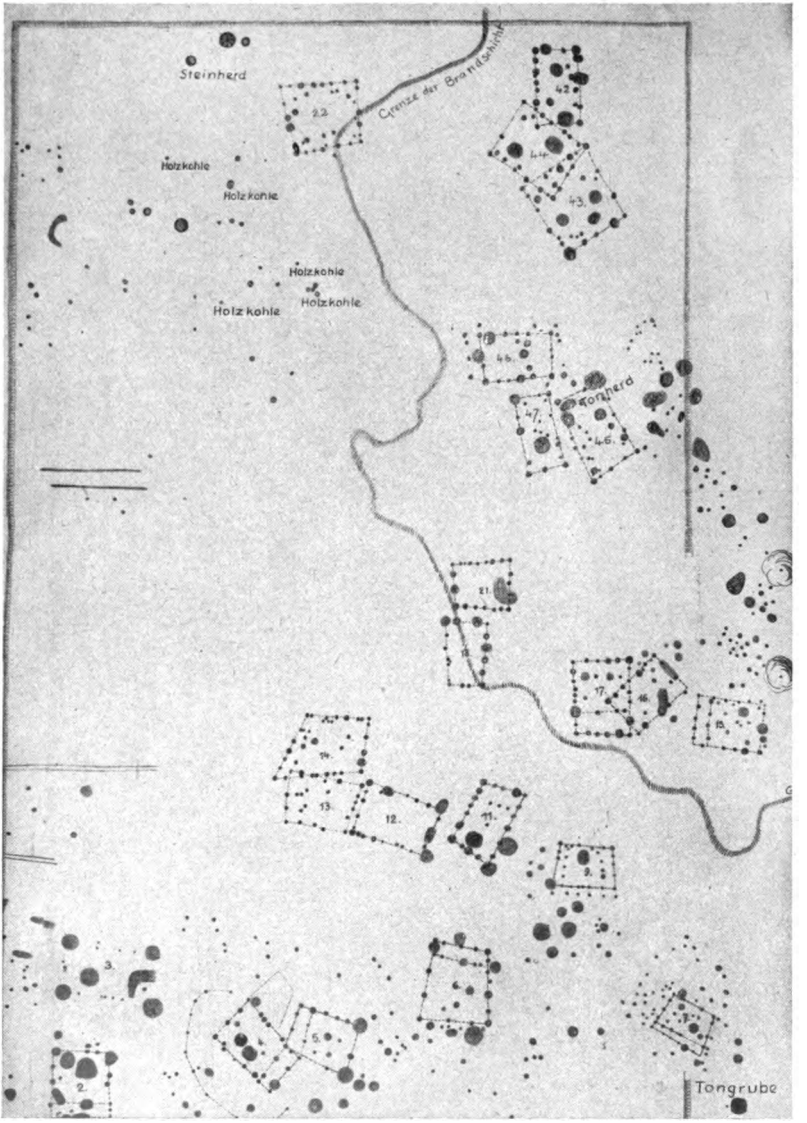
3. Statue des Nj-anch-Rê

Digitized by Google



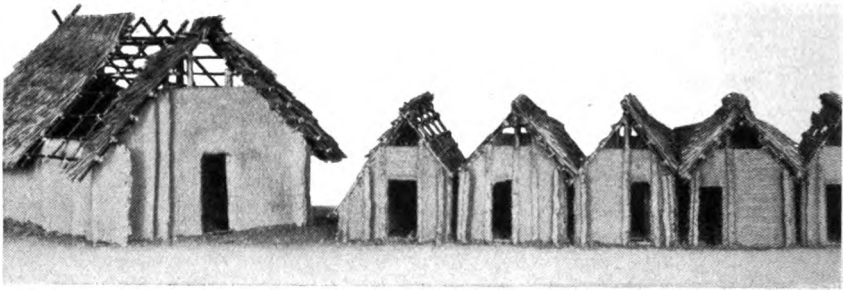
Grab der jüngeren Hallstattzeit im Weidenschlag bei Nürnberg

Digitized by Google



Teil eines Planes vom Ausgrabungsgelände bei Buch

Digitized by Google

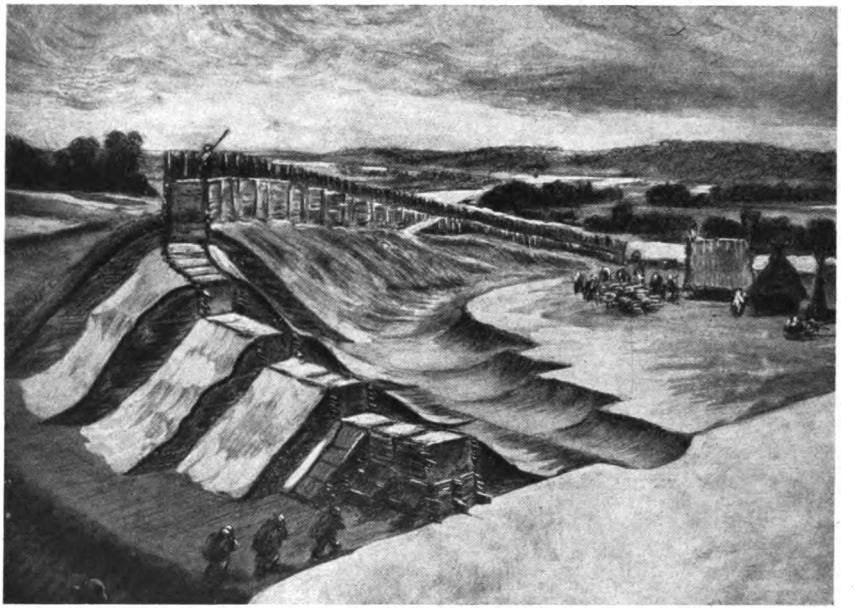


1. Halle mit Hütten bei Buch, Wiederherstellungsversuch



2. Teil des Ausgrabungsgeländes bei Buch. Grundrisse von Häusern

Digitized by Google



1. Aufbau, Wiederherstellungsversuch von W. Andree



2. Spuren der Pfosten

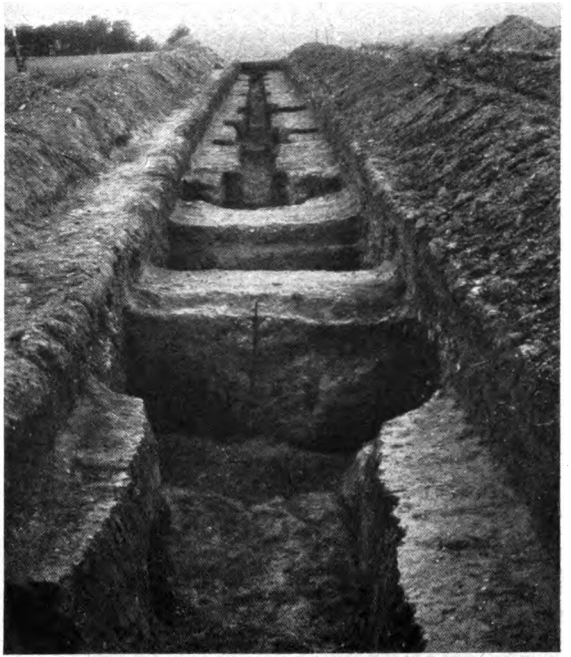


3. Menschen- und Rinderknochen in einem der Schächte

Lossower Burgwall

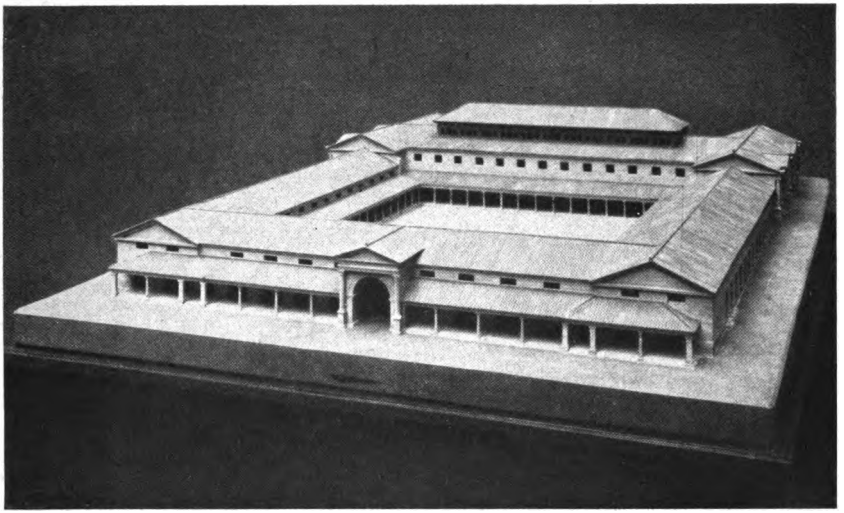
Digitized by Google



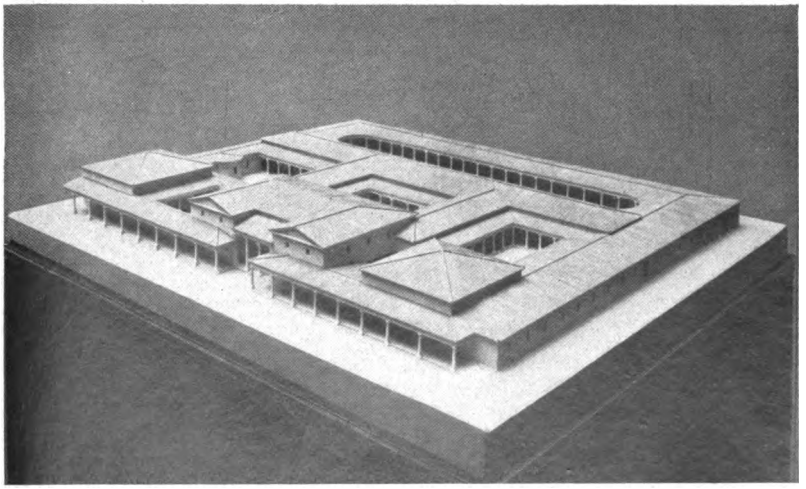


1 und 2. Vetera bei Xanten. Ausgrabung des römischen Lagers

Digitized by Google

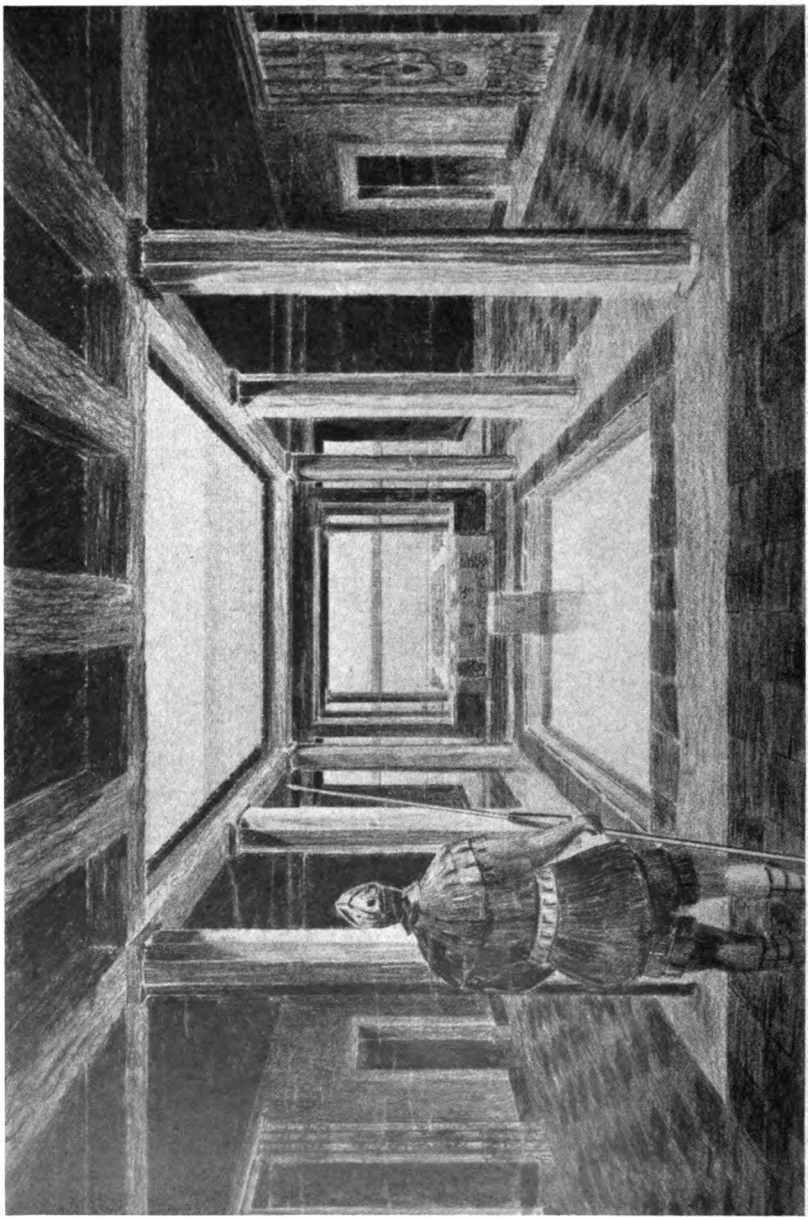


1. Vetera. Modell des Prätoriums



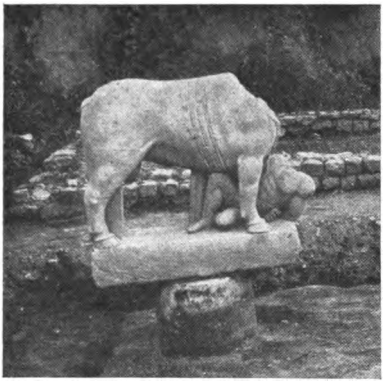
2. Vetera. Modell des Legatenpalastes

Digitized by Google



Haltern, Hauptlager
Innenansicht des Hauses des Legaten, Wiederherstellungsversuch Stieren-Klein

Digitized by Google



1. Stiergestaltiger Wassergott in seiner Kapelle



2. Mütterliche Segensgöttin vor ihrem Heiligtum



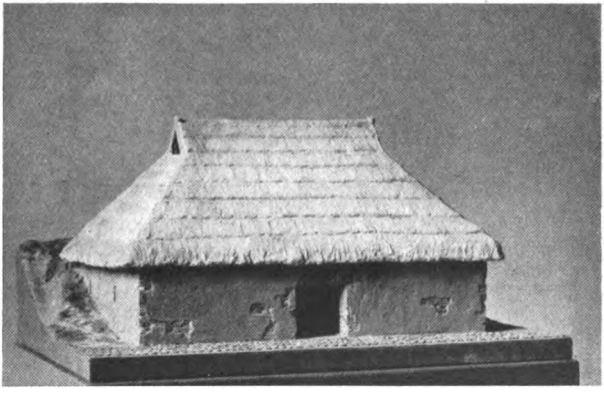
3. Viereckige Kapelle des Merkur. Darunter ältere runde Kapelle

Trier. Römischer Tempelbezirk

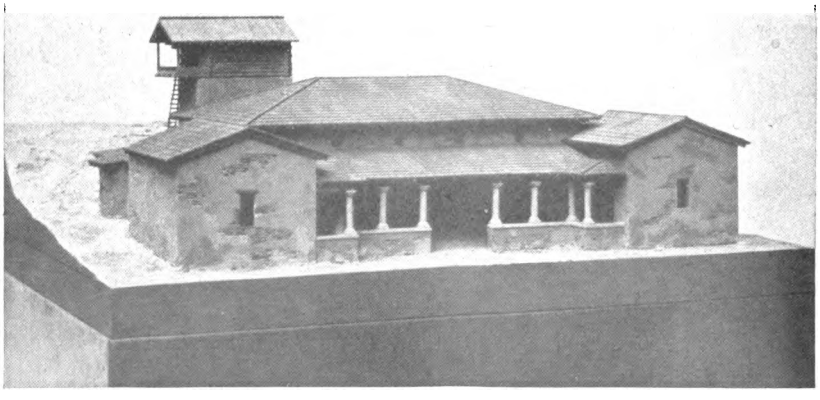
Digitized by Google



1. Wiederherstellungsversuch des Latènehauses



2. Wiederherstellungsversuch des römischen Gebäudes im ersten Bauzustande



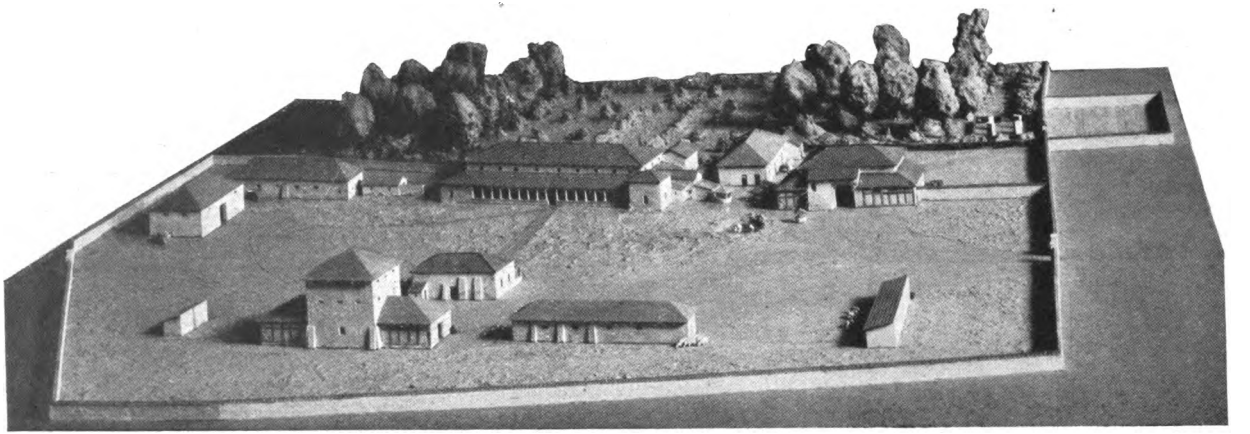
3. Wiederherstellungsversuch des römischen Gebäudes im dritten Bauzustande

Keltisch-römischer Gutshof bei Mayen in der Eifel

Digitized by Google



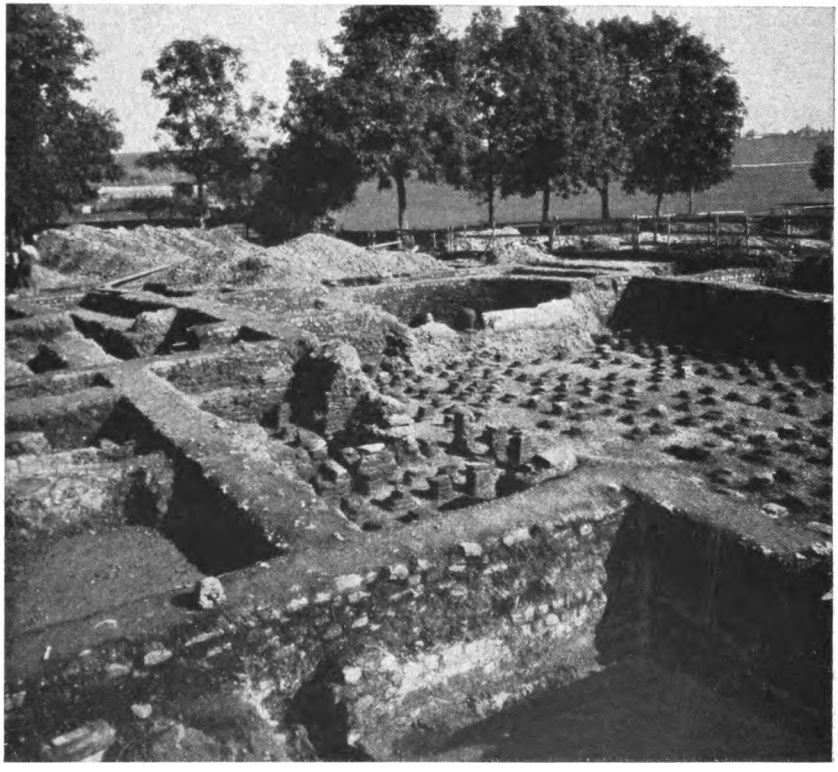
1. Längenschnitt durch das Mauerwerk des Herrenhauses



2. Wiederherstellungsversuch

Römischer Gutshof bei Köln

Digitized by Google



1. Cambodunum. Grundmauern der großen Therme, Blick in den Warmbaderaum

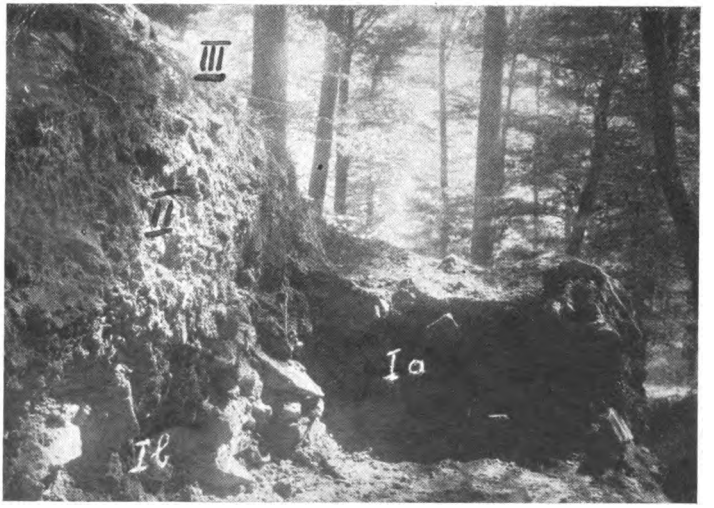


2. Cambodunum. Säulenstellung des Porticus vor einem großen Haus an der Thermenstraße

Digitized by Google



1. Heunstein bei Dillenburg, Angriffseite



2. Wallschnitt am Heunstein

Digitized by Google



1. Cambodunum. Grundmauern der großen Therme, Blick in den Warmbaderaum

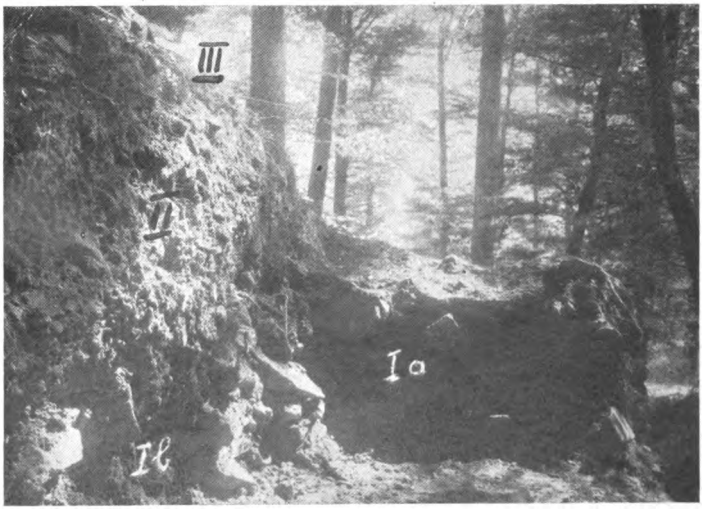


2. Cambodunum. Säulenstellung des Porticus vor einem großen Haus an der Thermenstraße

Digitized by Google



1. Heunstein bei Dillenburg, Angriffseite



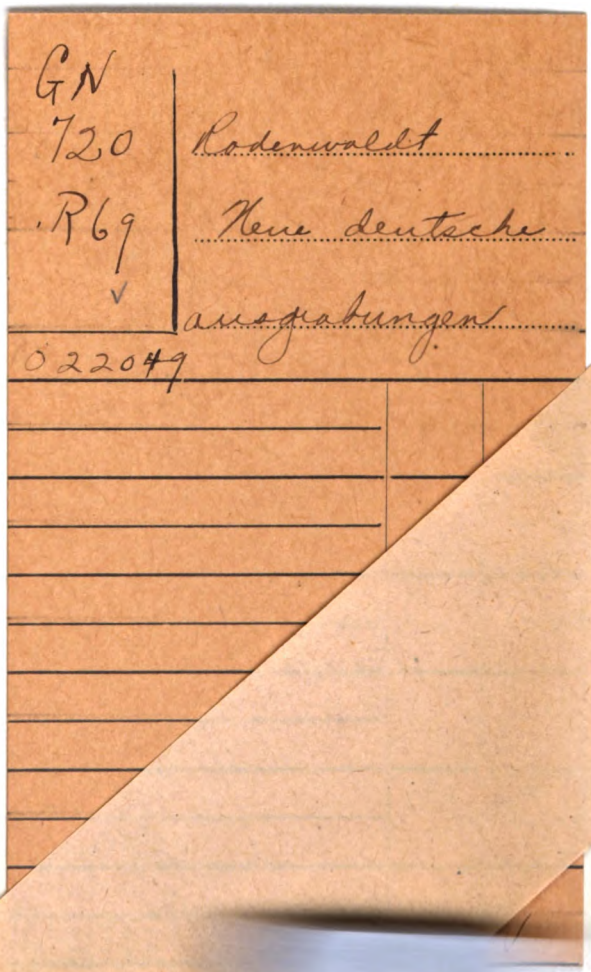
2. Wallschnitt am Heunstein

Digitized by Google
UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google